

cl
9.00

MITTEILUNGEN DER SCHLESIISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Mit einer Sprachkarte

Band XIX

(Erstes und zweites Heft)

Jahrgang 1917

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1917

Inhalt des XIX. Bandes

	Seite-
Altschlesische Schreiberverse. Von Dr. Josef Klapper, Oberlehrer in Breslau	1
Die Wanderung der Erzählung von der Inclusa aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister. Von Professor Dr. Alfons Hilka, Oberlehrer und Privatdozenten in Breslau	29
Turm und Tisch der Madonna. Studien zu den orientalischen Kultureinflüssen auf das Abendland und zur Gralsage. Von Dr. Franz Kampers, ord. Professor an der Universität in Breslau	73
Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege. Von Profess. Dr. Karl Olbrich, Oberlehrer in Breslau	140
Die Sprache des Kuhländchens nach der Mundart von Kunewald. Mit einer Sprachkarte. Von Dr. Josef Giernoth in Ratibor O/S.	157
Wortgeschichtliche Studien II. Von Dr. Georg Schoppe in Breslau	215
Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache. Von Dr. Helmut Wocke, Oberlehrer in Haynau	248
Wie der Bauer den Flachs zubereitete. Von Karl Rother, Tanbstummenlehrer in Breslau	253
Mundartenprobe aus Mazedonien. Von Tassilo Schuitheis (i. Felde) Husarenlied. Von Dr. Friedrich Andreae, Privatdozenten an der Universität in Breslau	260
Agla. Zu Mitteilungen Band XVII, 55. Von Dr. A. Landau in Wien	261
Zum schlesischen Wörterbuch. Zu Mitteilungen XVI, 111 ff. Von Dr. A. Landau in Wien	263
Nachtrag zu Seite 105 Anm. 2. Von Dr. Franz Kampers, ord. Professor an der Universität in Breslau	264
Literatur: Günther, Die schlesische Volksliedforschung 266; Schweizerisches Archiv für Volkskunde 268; Freud, Zur Psychopathologie des Alltagslebens 269; Bohn, Der Spuk in Öl 270; Bruinier, Das Deutsche Volkslied 270; Bruinier, Die germanische Heldensage 270; Böckel, Die deutsche Volkssage 270; Petsch, Das deutsche Volksrätsel 272; Mogk, Deutsche Heldensage 273; Böckel, Das deutsche Volkslied 273; Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 273; Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde 274; Meier, Das deutsche Soldatenlied im Felde 274; Meier, Volksliedstudien 274; Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube 275; Mausser, Deutsche Soldatsprache 275; Löwis of Menar und Hoerschelmann, Märchen und Sagen der Baltischen Provinzen 276; Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart 276; Stenner, Die Beamten der Stadt Brassó 276; Nitschke, Geschichte des Dorfes Proschlitz 277; Manz, 100 Jahre Berliner Humor 277; Eckart, Der Wehrstand im Volksmund 277; Rössler, Der Förster-Hans 278; Der gemittliche Schläsinger, Kalender für 1918, 278	266
Mitteilungen: Volkskunde und Jungdeutschland; Sitzungsberichte, Nachrichten und Anzeigen	279

Alle Rechte vorbehalten.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs, Breslau XIII, Hohenzollernstraße 53, II.

Dieser Band gilt für die Mitgliedschaft im Jahre 1917.

Georh. 17 D^c 11

MITTEILUNGEN DER SCHLESIISCHEM GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Mit einer Sprachkarte

Band XIX

Jahrgang 1917



BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus

1917

06.055.5 (061.2) : 39 SC
: 430-081-8 (04)

+ 39 : 40/41 (04) + 39 (04)

Mit Schles

7438 D/11X

7440 "D" EIH



Alle Rechte vorbehalten

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Klapper, Oberlehrer Dr. phil. Josef, Altschlesische Schreiberverse	1
Hilka, Oberlehrer und Privatdozent Professor Dr. phil. Alfons, Die Wanderung der Erzählung von der Inclusa aus dem Volksbuch der sieben weisen Meister	29
Kampers, Universitätsprofessor Dr. phil. Franz, Turm und Tisch der Madonna. Studien zu den orientalischen Kultureinflüssen auf das Abendland und zur Gralsage	73
Olbrich, Oberlehrer Professor Dr. phil. Karl, Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege	140
Giernoth, Oberlehrer Dr. phil. Josef, Die Sprache des Kuhländchens nach der Mundart von Kunewald. Mit einer Sprachkarte	157
Schoppe, Dr. phil. Georg, Wortgeschichtliche Studien II	215
Wocke, Oberlehrer Dr. phil. Helmut, Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache	248
Rother, Taubstummenlehrer Karl, Wie der Bauer den Flachs zubereitete	253
Schultheiss, Tassilo, Mundartenproben aus Mazedonien	260
Andreae, Privatdozent Dr. phil. Friedrich, Husarenlied	262
• Landau, Rabbiner Dr. A., Agla. Zu Mitteilungen XVII, 55	263
— Zum schlesischen Wörterbuch. Zu Mitteilungen XVI, 111 ff.	264
Kampers, Universitätsprofessor Dr. Franz, Nachtrag zu Seite 105, Anm. 2.	265

Besprechungen.

Günther, Fritz, Die schlesische Volksliedforschung (H. Jantzen)	266
Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XX. Jahrgang (Siebs)	268
Freud, Prof. Dr. Sigm., Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Siebs)	269
Bohn, Dr. Erich, Der Spuk in Öls (Siebs)	270
Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. 5. Aufl. (Siebs)	270
— Die germanische Heldensage (Siebs)	270

Böckel, O., Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. (Siebs)	270
Petsch, Robert, Das deutsche Volksrätsel (H. Jantzen)	272
Mogk, Prof. Dr. Eugen, Deutsche Heldensage (Siebs)	273
Böckel, O., Das deutsche Volkslied (Siebs)	273
Fehrle, Eugen, Deutsche Feste und Volksbräuche (H. Jantzen)	273
Lauffer, Otto, Niederdeutsche Volkskunde (H. Jantzen)	274
Meier, John, Das deutsche Soldatenlied im Felde (Siebs)	274
— Volksliedstudien (Siebs)	274
Bächtold, Hans, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube (Siebs)	275
Mausser, Otto, Deutsche Soldatensprache (Siebs)	275
Löwisch of Menar und Hoerschelmann, Märchen und Sagen der Baltischen Provinzen (Siebs)	276
Teutsch, F., Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegen- wart	276
Stenner, Friedrich, Die Beamten der Stadt Brassó (Kronstadt) von Anfang der städtischen Verwaltung bis auf die Gegenwart. 1916.	276
Manz, Gustav, 100 Jahre Berliner Humor (—e—)	277
Nitschke, Richard, Geschichte des Dorfes Proschlitz Kr. Kreuzburg	277
Eckart, Rudolf, Der Wehrstand im Volksmund (H. Jantzen)	277
Rößler, Hans, Der Förster-Hons (—e—)	278
Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1918 (—e—)	278
 Geschäftliche Mitteilungen.	
Volkskunde und Jungdeutschland; Sitzungsberichte, Nachrichten und Anzeigen	279

Altschlesische Schreiberverse.

Von Dr. Josef Klapper in Breslau.

Ein Bild des deutschen Volkslebens wäre unvollständig, wenn der deutsche Student darin fehlte. In anderen Ländern könnte man hier den Studenten missen; bei uns sind Volkstum und Studententum noch nicht zu trennen. Der Studentenbrauch holt wesentliche Züge aus altdeutschem Handwerksbrauch; das Studentenlied ist zum Volkslied geworden, und der Studentenwitz hat den philiströsen Bürger zum Ziele, und das Volk gibt ihm Recht. So war es in vergangenen Tagen mehr noch als heute. Die Volkskunde wird daher auch in diesem Felde deutscher Kultur Ernte halten dürfen. Und die Wandlungen des Studenten vom krassen Fuchs zum alten Haus, wie sie sich in der Überlieferung deutschen Schrifttums spiegeln, der Ausdruck von Weltanschauung und Seelenstimmung, von Lust und Leid seit den Tagen der Carmina Burana bis zum neuen Kommersbuche werden reichen Stoff auch der Volkskunde bieten. Anschauungen und Stimmungen fanden natürlich in vergangenen Jahrhunderten auch hier einen mehr formelhaften Ausdruck in der Wahl von Wort und Bild, ihr Inhalt war wohl auch enger begrenzt als heute; der Grundton ist damals wie heut der gleiche, es ist der im Studentenherzen wohl stärker als anderswo empfundene Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen dem Hange zum frohen Lebensgenuss und der Erkenntnis, daß der Weg zu ernsten Zielen Entzagung heißt. Zwei Seelen wohnen, ach! in des Scholaren Brust. Und noch ins finstere Philsterium hinein winken die heitren Bilder vergangener Scholarenzeit.

Wenn vor fünfhundert Jahren der junge Kleriker das akademische Studium mit dem Philistertum der heiligen Theologie vertauschte und von nun an hinter den Klostermauern oder auf einsamer Expositur als

Schreiber oder Seelenhirt sein weltentrücktes Amt zu üben hatte, dann blickte er so manches Mal zurück ins Land der jetzt verbotenen Freuden. Übermütige Liedchen, kräftige Sprüchlein voll Lebenslust, wie sie einst im Kreise heiteren Vagantentums erstanden waren, kehrten dann wohl in seinen Sinn zurück, und seine Hand, die eben fromme Zeilen noch mühevoll und sauber auf dem Pergament beendet hat, kann solcher Lockung nicht mehr widerstehn. Im Buche, das jetzt glücklich abgeschlossen ist, blieb auf der letzten Seite noch ein Stückchen freier Raum, und wo nach alter Überlieferung ein Stoßgebetlein seine Stätte finden sollte, entsteht — o Schreck! — ein tolles Verslein, aus Studentenübermut geboren, das fromme Werk. Ein Satirspiel nach der Tragödie. Ein kurz Gebetlein hätte dorthin gehört; was meistens schon mit einem frommen Verse begonnen ward, es sollte auch so enden. Nicht selten finden wir sogar, daß eine gleiche Hand den losesten Scholarenvers mit dem aus herzinnig frommem Sinne entquellenden Gebete vereint.

Diese enge Welt der Schreibersprüche, deren Anfänge ins achte Jahrhundert zurückzuverfolgen sind, soll uns hier beschäftigen. Doch nur soweit uns dies die schlesische Überlieferung ermöglicht. Auch auf diesem Gebiete reichen die Quellen in Schlesien nicht über die letzten 150 Jahre des ausgehenden Mittelalters zurück. Es ist kaum etwas Neues, was durch sie an Stoff erschlossen wird. Anderwärts sind solche Sprüche ja schon in beträchtlicher Zahl gelegentlich bei der Beschreibung von Handschriften mitgeteilt worden; wer eine reiche Auslese von sachkundiger Hand besorgt genießen will, der wende sich an den entsprechenden Abschnitt in Wattenbachs schönem Buche über das Schriftwesen im Mittelalter¹⁾. Ein Versuch zur erschöpfenden Sammlung ist jedoch bisher, auch nicht einmal auf landschaftlich begrenztem Gebiete gemacht worden. Die vorliegende Sammlung verfolgt dieses Ziel für Schlesien, soweit die Handschriften in Betracht kommen, die auf der Königlichen und Universitätsbibliothek vereinigt sind. Sie wird uns einen, wenn auch notwendig unzulänglichen Einblick ermöglichen in die Stimmungs- und Gedankenwelt unserer alten schlesischen Schreibermönche und damit ein Gegenstück bilden zu der Sammlung altschlesischer Sprichwörter, die uns die Stimmungen und Anschauungen des Bürger- und Bauernstandes spiegelten²⁾.

¹⁾ 3. Auflage, 1896.

²⁾ Vgl. in diesen Mitteilungen Bd. XIII (1910) 77 ff.

Gottes Lob soll nach altem Brauche das Werk beschließen, an dem der Mönch oft monatelang geschrieben hat.

Lob dem Ewigherrschenden in der Himmelsburg; Lob dem Allmächtigen; Lob dem wahren Gotte; Dank dir, Gott, der du uns immerdar liebst. Gelobt sei Gott in den kleinsten Dingen wie in den größten. Gebenedeit sei der Dreieinige. Lob sei Christus, da das Buch beendet ist. Ehre dem Dreieinigen, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste. Lob und Ehre sei Christus, das Buch hat ein Ende. Lob sei dir, Christus, dafür daß das Werk vollendet ist. Das Ende der Laufbahn ist erreicht, lebt somit wohl, ihr Schreiber! So endet dies Werk im Namen Christi. Der das Alpha und O ist, Christus sei gelobt und gepriesen. Gebenedeit sei Christ, der für uns litt. Der Jungfrau Sohn sei gelobt, so oft jemand in diesem Buche liest. Amen, unser Trost sei der heilige Geist. Gebenedeit sei Gott und seine liebe Mutter. Lob sei dem Sohne Marias in alle Ewigkeit. Gelobt sei Gott mit allen seinen Heiligen. Lob sei Gott und dem heiligen Bartholomäus. Lob sei Gott und dem heiligen Augustin. (Nr. 1—40).

Das einfache Lob Gottes und seiner Heiligen wandelt sich zur Widmung; das vollendete Werk wird den Himmlischen dargebracht, und an die Opfergabe schließt sich die Bitte an den Herrn um Verzeihung der Sünden, um Gnade und Seligkeit, das Gebet zu Maria und den Heiligen um ihre Fürbitte bei Gott und um Hilfe in irdischer Not.

Nimm hin, Künster des göttlichen Wortes, was ich hier schrieb. Nimm an, o Christus, das Buch, das zu deinem Lobe vollendet ist; meines Herzens demütige Stimme singt dir Lob und Ehre; des Lesers heiliges Gebet sei meines Werkes Lohn; solches Gebet, aus ganzem Herzen dargebracht, erschließe uns den Himmel. Nun ist fürwahr ein Ende; gelobt sei Gott, Gnade mir Sünder. O Gott, segne das Leben des Schreibers und des Lesers. Höre, Christus, am Ende des Werkes mein Gebet; Zu dir seufze ich, bei dir zu leben sehne ich mich: um die Seligkeit flehe ich zu dir; laß mich die Sünde beweinen; nimm von mir die Furcht der Welt und ihre Liebe; gib mir ein Leben, das vor Sehnsucht nach dem Himmel glüht; ich grüß dich, Jesu Christ, nimm mich zu deiner Rechten, Schöpfer des Lebens, sprich in meinem Tode das Wort der Schrift zu mir: Kommet, ihr Seligen, Amen. Möchte mit Christus ewig leben, der dieses Buch geschrieben hat. Hilf, Gott, aus Not! Nun hat der Psalter ein Ende, Gott uns zum Himmel sende. Gott errette die Seele des Schreibers und des Lesers. Der Lohn des Schreibers sei der dreieinige Gott. Wer dieses Buch geschrieben, der möge nicht sterben, ohne seine Sünden aufrichtig zu beichten. Der barmherzige Vergelteter erbarme sich der Seele des Schreibers. Möchte ich rein von Sünden bleiben, darum bitte ich zum Beschluß. Laß uns Amen sprechen, damit wir vereint mit Christus bleiben. Er gebe uns die Freuden des ewigen Lebens. Bessere, guter Jesus, den Schreiber dieses Buches; Amen, das geschohe, lieber Herr und Gott. Nun ist das Werk beschlossen, nun will ich dir, Christus, einen Lobgesang singen; doch sei mir Sünder gnädig; gib meiner Seele Frieden und erleuchte meinen Geist, daß ich, was in dem

Werk beschrieben ist, richtig erfasse. Anfang, Mitte und Ende lenke du, Maria. Führe, milde Jungfrau, meine Hand, daß ich nichts Eitles schreibe. Amen sagen wir nun alle; o Maria, gütige Mutter, hilf uns. Königin des Himmels, verlaß den Schreiber nicht. Nun reich ich, o Gott, dir dieses wertlose Buch; ich habe es beendet; Lob sei dir, Jungfrau Maria; hilf mir, Himmelsche, daß ich die Freuden des lebendigen Gottes schaue. Hilf, Gott, Maria, gib Rat! Maria, Mutter, reine Magd, all unser Not sei dir geklagt. Amen, das walte Gott; und die Mutter sein möge unser aller Schutz und Schirm sein; Amen, das geschehe. Lob sei dir, Christus, der du unser Schöpfer, Erlöser und Heiland bist, Amen; so spreche ich Schreiber Heinrich und setze hinzu: O Maria, Rosenkönigin, empfehl uns Hilfeslehnende dem Herrn. Maria sei gnädig uns, bitt dein liebes Kind für uns. Nun schließt das Buch von des Johann von Luberaze Hand; dies Buch schrieb Johann und segnete es; der allmächtige Gott gebe, daß auch er gesegnet sei; nun sollt ihr beten und eure Bitten ausschütten, daß er zu Gottes Ruhme finde; zum Herrn des Himmels wollen wir mit gläubigem Sinne rufen, daß der Herr nach Verdienst seine Himmelsgaben schenke; loben wir ihn, weil des Johannis Taten des Lobes wert sind; loben wir ihn im Wettstreit jetzt und in Ewigkeit. Wach, Engel, wach! (Nr. 41—73).

Mancher dieser frommen Wünsche, mit denen der Schreiber von seiner Arbeit Abschied nimmt, ist in ganz allgemeiner Form gehalten, ohne daß Gott oder die Heiligen besonders genannt werden: Amen wollen wir alle sagen. Das Buch ist zu Ende, der Schreiber bleibe von Sünden frei. Des Schreibers Lohn sei die Liebe des heiligen Geistes. Wer dieses schrieb, des Hand sei gesegnet. Wer dieses schrieb, schreibe und lebe noch lange Zeit. Ich hoffe, einst von Sünden frei zu sein. (Nr. 74—80).

Einigermal beschränkt sich der Schlußvers auf die Bitte des Schreibers, der Leser möge seiner im frommen Gebete gedenken: O lieber Freund, bitte du für mich Laurentius, der ich harte Not erlitten habe, als ich dieses Buch schrieb mit eigener Hand. So bitte ich euch, geliebte Brüder, zum Beschuß, daß ihr beim Lesen an mich armen Sünder denkt. Mit frommem Sinne bittet der Schreiber um ein Ave Maria. Betet für mich armen Sünder. Nun zum Beschuß sei Lob und Ehre Christus; und betet ein Vaterunser und ein Ave, so bitt ich, für mich, der das Buch schrieb. (Nr. 81—85).

Bisher bewegen sich die Verse in der bekannten Gedankenwelt mittelalterlichen Mönchtums, ohne daß die Gebetlein besondere volkstümliche Färbung zeigen. Anders steht es in der folgenden Gruppe, in der derber Volks- und Scholarenhumor immer wieder zur Geltung kommt. Teils ist nur auf den Verlauf, die Art der Schreibarbeit hingewiesen, wobei wiederholt scheinbar ernsthaft gebeichtet wird, daß Sonn- und Feiertagsruhe dafür geopfert wurden, teils wird Abschied genommen vom Leser und ihm das Buch gewidmet; aber es wird auch der übermüdigen Freude über die Beendigung der mühevollen Arbeit in kräftigen Worten Ausdruck verliehen. Bald spottet

ein Verslein über drohende Schulstrafen und bakelschwingende Lehrer, bald trifft der Spott den ungebildeten Bauern, wobei es zweifelhaft bleibt, ob er auch noch sozusagen unter die Menschen gerechnet wird. Manche dieser scherhaften Bemerkungen verläuft sich auch mitten in den ernsten Text hinein, wenn nur ein Plätzchen dafür frei geblieben war.

Da habt ihr die Bescherung; tantum de festo. Nun ist das Ziel erreicht, und ich sag euch Lebewohl. Ich habe das Werk beendet, oft hab ich die Festtagsruhe geschändet. Christus mache seiner Mutter zur Ehr den Schreiber selig; die Rechte des Schreibers schütze des Allmächtigen Hand; ich habe das Werk vollendet, oft wurde das Fest geschändet; doch möge meiner sich erbarmen, dessen Name Jesus Christus ist. Höre nun auf, Schreiber, denn deine Hand ist ermüdet. Stelle jetzt die Arbeit ein, sie hat dich lange genug beschäftigt. Dieweil das Buch beendet ist, springt der Schreiber in hohem Freudensprung empor. Paul aus Mainz hat dies Buch beendet, trag es heim. Das Buch schrieb einer, den ich nicht kenne. Ich schrieb das Buch nicht mit dem Fuß, ich schrieb es mit der Hand. Ich habe das Buch ohne Hände geschrieben, das ist kein Scherz, sondern stimmt ganz genau. Mielchen, ich frage dich, liebst du von Herzen mich? Sag es nur, wenn's nicht sollt sein, gibt's ja noch andre Mägdelein. Schluß, sprich Amen, liebes Kind mein, Amen. Hier fehlt nichts im Texte, mir aber fehlt ein hübsches Kind. Schluß, beiß mich nicht, alter Schulhund. Ich lache übers ganze Gesicht, den mächtigen Rohrstock fürcht ich nicht. Laßt es mich am Schlusse sagen: Bauern können Feigen nicht vertragen. (Nr. 86—109).

Auch an ernsten Hinweisen auf die Schwierigkeit der Arbeit fehlt es nicht. Zu hohe Anforderungen von seiten des Lesers werden zurückgewiesen, dabei die Hoffnung ausprochen, daß das Buch gerechten Anforderungen genüge, auch die Bitte um günstige Beurteilung und um gütige Berichtigung der Schreibfehler geäußert. Die Schuld für Fehler der Abschrift wird der schlechten, unleserlichen Vorlage zugeschoben, doch auch die eigene Ungeschicklichkeit bekannt.

Ich habe das Buch beendet, ich schrieb es nach Gebühr. So ist es zu Ende; Gott gebe, daß es geraten sei. Habt mir es nicht für übel. Ein Schuft der, der von einem Schreiber fordert, was nur zwei leisten können. Wenn du, lieber Leser, alles, was ich schrieb, lobtest, wär es um deine Urteilsgabe nicht gut bestellt; doch wenn du alles tadeln wolltest, so sagte ich: du gönnst mirs nicht. Was der Schreiber verfehlte, mögest du, Leser, bessern. Hätte ich ein besseres Exemplar benutzen können, dann hätt ich allein manch falsches Wort vermieden. Hätte der Schreiber besser schreiben können, so hätte er es auch getan. Ach, ich hab es nicht richtig abgeschrieben, weil ich es nicht lesen konnte. Hätte ich besser geschrieben, so hätte ich auch meinen Namen hinzugesetzt. Nun ist das Buch beendet, Lob und Ehre sei Christus dafür; ach, ich habe es schlecht vollendet, da ich nicht gut schreiben kann; wer es

schrieb, des Hand möge gesegnet sein; Amen, sage dir fürwahr, du mögest geminnet sein. (Nr. 110—123).

Die letzte Probe leitet schon zu jenen Versen über, in denen in einfacher Angabe oder in gelehrtem Versteckspiel unter halb rätselhaften Andeutungen der Name des Schreibers oder die Entstehungszeit des Buches mitgeteilt werden: Wer das Buch schrieb, trug den Namen Ottelin. Wer mich schrieb, hieß Konrad. Dies Buch schrieb ein Hieronymus, er betet allezeit zu Christus. Wer mich schrieb, hieß Ludwig. Wenn du, Leser, meinen Namen wissen willst, ich heiße Blasius und mit dem Zunamen Buriak. Nachdem ich dies mit meiner Hand in Kürze geschrieben habe, mach ich hier Schluß; wenn du meinen Namen wissen willst, so kan ns du dir hier den Vornamen und den Zunamen bilden; Bar ist die erste Silbe, to die zweite, lo die dritte, me kommt zu viert; us ist der Schluß; nun findest du, wie ich heiße; setze dann Buch und endlich wald, so weißt du meinen Zunamen; das Jahr findest du durch Rechnung aus dem Worte Muccucculum (1453); der Tag des Jahres war der vierte vor dem Johannistage. Nach Tausend, nach dreihundert, nach sieben und viermal zehn ist dieses Buch an einem Dienstage beendet worden; wer es schrieb, war Johannes geheißen; wer es schrieb, des Rechte sei gesegnet. Im Jahre Tausend nach der Geburt Christi aus der Jungfrau und dazu vierhundertfünfundsechzig, am zehn und neunten Tage vor den Kalenden des August hab ich zur Ehre Gottes und aus Liebe zur Gottesgebärerin dies Buch beendet; möchte mich der Herr rein von Sünden bewahren heut und gestern und immer und an allen Tagen. (Nr. 124—132).

Manche Angaben gewähren einen Einblick in die persönlichen Verhältnisse der Schreiber; es sind meistens Klagen über die schwierige Lebenslage des Klerikers. „Geschrieben in der Verbannung durch mich Martin Tilo, der ich auf unsicherem Grunde stehe und von einem Tage zum andern mein Dasein friste; hoffen und harren ist wahrlich eine Qual; wenn die Hoffnung zergeht, heißt sie nicht mehr Hoffnung, sondern Pein“. — „Wenn es dir wohl geht, so gedenke an einen armen Gesellen“, klagt der Breslauer Nikolaus Niederbein 1451 in Lemberg. — „Lob dir, Christus“, ruft ein anderer, „denn das Buch ist zu Ende; wer reichlich von dem Seinen spendet, wird von allen gelobt: doch gibt es in der Welt keinen Reichen, der sagen möchte: Ich habe genug“. „Ich lasse alles allen, laßt mir meine Träume“: — Und ein vierter warnt: „Wenn ich auch jetzt arm bin, soll mich doch niemand verachten; Christus war arm, und doch herrscht er nun über die Welt“. (Nr. 133—136).

So nähern wir uns bereits den Sentenzeu. Vom Werke, das beendet ist, greift der Schreiber gern auf eine sprichwörtliche Wendung über. Daneben gelten teilweise kurze Versgebetlein, die keinen Hinweis mehr auf das vollendete Werk enthalten, als Beschlüß.

Das Ende des Buches ist da, unser aller Ende kommt auch einmal. So ist endlich der Schluß da, doch will ich armer Erdenwurm nicht frohlocken, denn unser aller Ende ist der Tod. Lobe den Beginn, wenn die Sache gut ausging; erst wenn das Ende gut ist, ist das Ganze lobenswert. Amen, das geschah! Ach Mensch, wenn du wüßtest, was du bist und woher du stammst, dann würdest du dich nie freuen, du würdest allezeit weinen. Hier schließt das Buch von der Hand C. Krapitz; wer die Teile der Logik nicht kennt, strebt vergebens zur Weisheit; die Weisheit erforsche mit Hilfe der Logik, nicht umgekehrt. Schluß des Buches; über jede Pest geht doch ein unaufrichtiger Mensch, der mit blumiger Rede die Pfade seiner Seele schmückt; oft tötete schon durch ihren Biß die Schlange einen gewaltigen Stier; vom zwerghaften Hunde würde manches Mal ein Eber gestellt. Wenn Gott allen Doppelzüngigen die Sprache rauben wollte, gäbe es an einem Tage mehr als hundert, die wie einst Zacharias verstummen müßten. Bricht einer das Wort, so brich es ihm auch. Es wird kein großer Weiser aus dem, der nur immer spielen möchte. Der süße Name unseres Herrn Jesus Christus und der Name der glorreichen Jungfrau Maria seien gebenedeit; ihr schwarzen Mönche, ihr seid zu allem Guten träge, ihr seid, Gott ist dessen Zeuge, die schlimmste Pest. Nun gehen wir hin und singen Lob und Dank; doch nehmt euch vor den Kellerlöchern in acht, sonst brecht ihr euch den Hals. Nun ist das Buch zu Ende, ich schrieb es ohne Hände; überlege dir alles gut, tu das Gute, meide das Böse. Hüte dich vor den Katzen, die vorn lecken und hinten kratzen. Wer seine Fehler wohl erwäßt, nicht nach meinen Fehlern fragt. Heilige Maria, Gottesgebärerin, reine Jungfrau, nimm dich meiner an in diesem Tale der Tränen; denn der Südenschnutz droht mich zu überwältigen; dich, Gütige, bitte ich, laß mich nicht darin versinken. Vater im Himmel, dein Name sei geheiligt; dein seliges Reich komme in diese Welt; dein Wille geschehe auf Erden wie im Sternenreiche; gib du uns unser tägliches Brot; vergib uns unsre Schuld, wie wir unseren Schuldern vergeben; laß nicht zu, daß uns Versuchung schade; dein Schutz verteidige uns gegen alles Übel. (Nr. 137—150).

Bunter und volksmäßig derber wird die Sprache der Beschlüsse, wenn der Wunsch nach Entgelt der mühevollen Arbeit zum Ausdrucke kommt. Die Bitte um den handgreiflichen Lohn wird in die verschiedensten Formen gekleidet; die Hoffnung, daß die Schreibarbeit nicht unbewertet bleibe, die ganz allgemein gehaltene Forderung, die das Wesen des erwarteten Entgelts nicht näher bezeichnet, die Klage, daß der Lohn zu gering ausgefallen und nur ein Dankschön gewesen sei, das Bedauern, daß die Bezahlung schon vorweg geleistet und verbraucht sei, die Bitte um Geld zu einem Trunk, um ein Rind oder ein Pferd, um einen Mantel oder einen Becher Bier, der scherhaft geäußerte Wunsch, daß der Lohn ein hübsches Mägdelein sein möchte, die Zusammenfassung mannigfacher derartiger Wünsche in der Gebetsparodie.

So steht geschrieben: Wer mehr arbeitet, soll auch mehr Lohn empfangen.

Der schönste Trost in der Arbeit ist die Hoffnung auf den Lohn. Nun ist das Werk zu Ende, drum fordere ich den Lohn für die Arbeit. Das Werk ist beendet, den Lohn der Arbeit hab ich schon vertan. Da ist die gute, nützliche Ziege fertig; mir ist mein Lohn gar krank, mir wird nichts gegeben außer: Habe Dank. Hier schließt das Buch von der Hand des Schreibers, sein Lohn ist ein Dreck. Das ist das Ende, und der Schreiber braucht gar dringend Geld. Das Ende ist da, das macht mir große Freude. Ach, Gott, wie sehr geht Geld vor Ehr; Geld geht vor alle Ding'; „Du lügst“ rief da der Pfennig. Der mich schrieb, hieß Albert; gebt dem Schreiber ein Rind zum Geschenk oder auch ein Pferd. Höre nun auf, Schreiber, deine Hand ist müde; gebt dem Schreiber ein Rind oder ein Pferd. Wenn du mir Armen einen Mantel schenkst, machst du, daß ich mich reicher fühle als der Papst. Hier soll ein Ende sein, schenk mir zu trinken ein, Amen. „Gieß ein gut Bier“, sprach der Lese-meister. Amen, nun laßt uns gehn nach Jubelwitz, holen wir uns die wohl-verdienten Hellerlein in Schlaup, versauen wir sie im Kretscham, in den wir geraten; wer hierher seinen Namen setzte, der will gelobt sein. Das Ende ist wirklich da; ich begehre von Eurer Gnaden das Schlußgeld dafür; denn ich bin ein frommer Knecht, und mich gelüstet nach einem Trunke Wein. Dies schrieb Nikolaus aus Neiße, der gern gutes Bier trinkt, schlechtes aber garnicht mag. Hier hat das ein Ende, Gott uns sende in sein Reich, wo wir bleiben mögen ewiglich; ich habe das geschrieben, mir sind gar wenig Heller übrig blieben, sondern sie sind gegangen um Wein und Bier, jetzt und allezeit gar schier, denn das macht die Menschen schön und zier. — Nach Beendigung des zweiten Bandes setzt der gleiche Schreiber das Verslein: An beiden Teilen hab ich viel geschrieben, mir sind wenig Heller übrig blieben, sie sind gegangen um Bier und Wein; Gott behüte den Schreiber vor ewiger Pein, Amen. Nun hat das Buch ein Ende; Gott geb uns nach diesem Elende die ewige Ruh, da helf uns Maria zu; etcetera, Schreiber, dem ist der Beutel leer, darein möchte er Pfennige haben und dazu ein Mägdelein wohlgetan; der ist Ulrich genannt und geboren zu Bayerland. Ach, Gott, durch deine Güte beschere uns Kappen und Hüte, Hausfrau und wenig Kinder, Mäntel und Röcke, Ziegen und Böcke und dazu Hellerlein, so wollen wir gerne deine Diener sein, Amen. So schließt dies Buch; der Schreiber bleibe von Sünden rein; wer das Buch vernichtet, dem breche der Teufel den Hals; lobe den Schreiber, bis du einen besseren findest; man gebe dem Schreiber für seine Feder ein schönes Mägdelein; das Buch ist vollendet, der Schreiber springt empor peto leto. (Nr. 151—177).

Das mühsam geschaffene Werk wird der Obhut des Benutzers empfohlen; vor Beschädigung wird gewarnt. Der ehrliche Finder wird um Rückgabe gebeten; der Bücherdieb verflucht und mit der ewigen Höllenqual bedroht.

Das Buch ist beendet; wer es findet, der soll es dem Johann von Wartenberg wiedergeben. Wenn jemand dies Buch gestohlen hat oder findet und es nicht dem Bruder Johann Fleischer wiedergibt, der sei verflucht. Das Buch gehört nach St. Maria in Heinrichau; wenn es jemand entwendet, der sei verflucht. Hier endet der zweite Band der Homilien des Marienklosters in Sagan;

wenn es jemand stiehlt oder mutwillig beschädigt, der sei verflucht. Das Los der Himmlichen möge der Schreiber dieses Werkes teilen; den Tod der Schufte möge der Dieb des Buches sterben. Nie soll derjenige Christus erblicken, der dieses Buch entwendet; nun sprechen wir geziemend Amen zum Beschuß. Wer das Buch stiehlt, dem breche der Teufel den Hals. Den Dieb sollen Erebus, Styx, Cocytus wälzen, dem der es wiederbringt werde der Himmel zum Erbe; wenn du den Namen des Besitzers erfahren willst, Si ist die erste, mon die zweite Silbe; zu Hirschberg ist er geboren, Feist ist er zubenannt; ihm möge man um der Ehre Christi willen dieses Buch wiedergeben.

So führen die Buchschlüsse vom Himmel durch die Welt zur Hölle: ästhetisch wertvoller sind die Verse, die ernstes Gebet zum Inhalte haben, volkskundlich bedeutender die ungeschminkten, teilweise derben Scherzverse. Die Stimmung, die bald zu der einen, bald zu der anderen Art der Buchschlüsse greifen läßt, ist mit Ort, Zeit, Alter und Lebenslage des Schreibers verschieden. Auf Grund der geringen und lückenhaften Überlieferung für die Jahrhunderte oder die Ordensgemeinschaften feste Ergebnisse herausfinden zu wollen, wäre verfehlt. Die Mehrzahl der Verse sind formelhaft überliefertes Gut; wenn einzelne Arten zu gewissen Zeiten nicht verwendet worden sind, so müssen sie doch in den Schreibstuben weitergelebt haben, da sie später wieder auftauchen. Die Klostersitte war eben nur zeitweilig gegen ihre Verwendung; die Bekanntschaft mit den verschiedenen Gruppen der Schreibverse können wir in jedem Kloster voraussetzen. Eine Anordnung nach Klöstern oder nach dem Stande des Schreibers an der Hand der zufälligen Überlieferung ist somit überflüssig. Die Gesamtheit dieser Überlieferung bietet also weniger ein Hilfsmittel für die Charakteristik bestimmter Klöster oder Zeiten, als vielmehr ein Bild des Gedankenkreises des Scholarentums im allgemeinen.

Die Form der Verse bietet im Vergleich mit der sonstigen mittelalterlichen Scholarenpoesie kaum etwas Eigenartiges. Überwiegend wird durch Rhythmus oder Reim eine poetische Form angestrebt, so daß unter sechs Fällen immer nur ein Prosaschluß vorkommt. In diesen prosaischen Schlußbemerkungen handelt es sich dann um formelhafte Wendungen aus kirchlichen Gebeten (Nr. 27. 35. 36. 49. 55. 97, zweiter Teil) oder um Wendungen, die der Predigt entlehnt sind (Nr. 82. 86. 87. 151); an einigen Stellen werden Angaben persönlichen Inhalts in Prosa gemacht (Nr. 81. 111. 134), diese meist in leicht scherhafter Art (Nr. 94. 102. 104. 105. 159. 168. 171); zweimal sind die Prosaschlüsse Entlehnungen aus Versen

(Nr. 96. 97, erste Hälfte), zwei enthalten Sentenzen (Nr. 113. 152), und der Rest sind Besitzermerke mit der Bitte um Rückgabe oder der Strafandrohung für Bücherdiebe (Nr. 178 bis 181). Nur sechs von den Prosachlüssen sind deutsch, darunter zwei auch nur teilweise, die übrigen sind lateinisch.

Die Form der lateinischen Sprüche in poetischer Gestalt bietet keine Überraschungen. In zwei Fällen liegt rhythmische Prosa vor, die reimlos bleibt (Nr. 74. 137), in elf weiteren Fällen bindet der Reim zwei Gedankenhälfte, ohne daß ein Rhythmus beabsichtigt erscheint (Nr. 4. 10. 28, Vers 2. 40. 64, Vers 2. 115. 116. 116a. 117. 118. 121). Zwei Zeilen rhythmischer Prosa sind durch Paarreim gebunden in Nr. 85; zwei dreisilbige Satzhälften durch weiblichen Endreim in Nr. 43; zwei siebensilbige Hälften durch Reim in der zweiten Silbe eines Trochäus in Nr. 26. Einige Sprüche bilden antike Hexameter nach (Nr. 114. 129); ein Vierzeiler bringt antike Distichen (Nr. 142). Aber weitaus die Mehrzahl, 126 Fälle, weist die mittelalterliche Form des Hexameters mit Reimbindung der Zäsur und der Endsilbe auf; Freiheiten im Bau sind hier zahlreich, doch bleibt in der fünften Silbe immer der Daktylus gewahrt, wenn auch mit Verstößen gegen die antique Quantität. Einigemal (Nr. 8. 11. 18. 33. 37. 52) zerstören Einschiebungen, in anderen Fällen die Verkürzung (Nr. 3) oder sonstige Unregelmäßigkeit (Nr. 155) die ursprüngliche Gestalt. Reimkünstelein bekannter Art treten hinzu. Bald weisen in Hexameterpaaren die Zäsur silben andere Endreime auf als die Endsilben (Nr. 54, Zeile 2—3. 42. 66, Zeile 2 bis 3. 149. 182. verderbt in Nr. 34); bald schreitet die Form zum Dreireim (Nr. 30. 32. 101, Zeile 2. 146, Zeile 2); besonders kunstvoll ist die Kongruenz des Reimpaars Nr. 183, in dem der erste Vers durch Dreireim mit dem zweiten gebunden ist; einmal liegt Vierreim vor (Nr. 147). Ein vermutlich aus einem leoninischen Hexameter entstellter leoninischer Pentameter läuft dabei unter (Nr. 62), desgleichen Mischungen antiker und leoninischer Form (Nr. 35. 150. 188). Vagantenrhythmis begegnet in Nr. 80 mit Reimbindung beider Hälften und in Nr. 70, wo rhythmische Prosa mit zwei Rhythmenversen vereint ist, die ihrerseits reimgebunden sind.

Die deutschen Verse sind ganz einfach gebaut. Bis auf ein Stoßgebetelein (Nr. 73) lassen sich alle aus der vierhebigen Verszeile herleiten (Nr. 50. 67. 68. 69. 71. 148. 161. 172. 173. 174. 176).

Dabei finden sich auch Fälle lateinisch-deutscher Sprachmischung in denen die Versform in die Brüche geht (Nr. 106. 108. 109); zweimal dringt die Sprachmischung in den Hexameter (Nr. 158 und verdorben 170); Sprachmischung in rhythmischer Prosa mit Binnenreim zeigt Nr. 169. Sprachlich gehören die deutschen Stücke alle der ostmitteldeutschen Mundart an; nur Nr. 48 zeigt niederdeutschen Einschlag. Die in mittelalterlichen Dichtungen da und dort auftretende Neigung, mit griechischen Brocken zu prunken, begegnet einmal (Nr. 188). Unerklärte Wörter, wohl slavischen Ursprungs finden sich in Nr. 103.

Die Zeit der Überlieferung ergibt sich aus der folgenden Aufstellung.

12. Jahrhundert. Undatiert: Nr. 23.

13. Jahrhundert. 1275: Nr. 48; undatiert: Nr. 123. 137. 147. 162. 165. 180. 184.

14. Jahrhundert. 1. Hälfte. 1347: Nr. 131; undatiert: Nr. 22. 47. 64. 66. 120a. 163. 174. 177.

14. Jahrhundert. 2. Hälfte. 1353: Nr. 135. 1354: Nr. 72; 1356: Nr. 13b; 1372: Nr. 60; 1374: Nr. 78. 124. 125. 154; 1376: Nr. 167a; 1384: Nr. 3. 68. 119. 120. 126; 1385: Nr. 19. 61: 1386: Nr. 81. 96. 159; 1389; Nr. 13c; 1390: Nr. 93. 110; 1392: Nr. 89; 1393: Nr. 13d 13e. undatiert: Nr. 13f. 21. 32. 49. 62. 99. 101. 118. 139. 142. 145. 149. 150. 151: 160. 182. 186. 187.

15. Jahrhundert. Anfang. 1400: Nr. 183; 1401: Nr. 77. 94; 1402: Nr. 28; 1404: Nr. 73. 154a; 1407: Nr. 39. 171; 1408: Nr. 69. 140. 154b; 1409: Nr. 82; 1410: Nr. 154c; 1412; Nr. 20. 103. 166; 1413: Nr. 74; 1414: Nr. 17. 141. 176: 1415: Nr. 45. 54. 55; 1417: Nr. 63. 156; 1419: Nr. 58. 95; 1420: Nr. 106; 1422: Nr. 44. 72? 173?; 1423: Nr. 144; 1424: Nr. 18; 1425: Nr. 5a; 1426: Nr. 12. 14a; 1427: Nr. 50; 1431: Nr. 52; 1434: Nr. 53; 1435: Nr. 8, undatiert: Nr. 6. 10. 13g. 13h. 15. 30. 31. 33. 40. 46. 51. 57. 75. 80. 91. 102. 104. 107. 108. 111. 113. 133. 153. 155. 158. 168. 178. 185.

15. Jahrhundert. Mitte. 1441: Nr. 4. 67; 1446: Nr. 7; 1448: Nr. 97; 1449: Nr. 122. 138; 1450: Nr. 70. 179; 1451; Nr. 9. 116a. 134; 1452: Nr. 16. 86; 1453: Nr. 116; 1454: Nr. 130; 1457: Nr. 164; 1459: Nr. 38. 115; 1460; Nr. 152; undatiert: Nr. 11. 13i. 13k. 13l. 13m. 13n. 14 b. 25. 29. 34. 41. 42. 42a. 56. 71. 79. 88. 90. 98. 100. 109. 127. 136. 146. 157. 161. 170. 188.

15. Jahrhundert. Ende. 1461: Nr. 37. 76; 1463: Nr. 128; 1464: Nr. 114. 175; 1465: Nr. 132; 1466: Nr. 65. 112; 1468: Nr. 26; 1469: Nr. 92. 121; 1472: Nr. 1. 83. 87. 143; 1474: Nr. 27. 35. 36; 1476: Nr. 169; 1478; Nr. 105. 117; 1487: Nr. 24; undatiert: Nr. 2. 5b. 43. 148.

16. Jahrhundert. 1534: Nr. 129; 1573: Nr. 84.

17. Jahrhundert. 1616: Nr. 85.

Texte.

Alle Sprüche entstammen, falls nichts anderes in den Anmerkungen gesagt ist, der Kgl. und Universitätsbibliothek zu Breslau. Sie sind nach dem Inhalte und in den einzelnen inhaltlich zusammengehörenden Spruchgruppen möglichst nach der Zeit geordnet. Die Anmerkungen enthalten die erreichbaren Nachweise über die Handschrift, die den Spruch enthält, den frühesten Besitzer, das Kloster, dem die Handschrift gehörte, die Zeit der Abfassung und den Schreiber; in einigen Fällen ist auf verwandte Sprüche und die Literatur darüber hingewiesen. Vorangestellt mögen die folgenden in schlesischen Handschriften allgemein üblichen Schlußformeln sein:

Amen. Deo gratias. Explicit. Explicit explicitunt. Finis. Finis huius libri. Finis huius operis. Et sic est finis. Explicit feliciter. Telos. Finis adest fauste. Et sic est finis, pro quo laudetur deus. Laus deo. Sit laus deo et sic est finis. Laus deo in seclorum secla. Deo sit laus et honor Amen. Laus deo omnipotenti. Et sic est finis, laudetur deus et eius mater. Explicit, pro quo deus gloriosus una cum matre omnibusque sanctis eviter sit benedictus.

Lob Gottes, der Trinität, Christi, des heiligen Geistes,
Marias, der Heiligen.

- 1 Laus in arce poli in ewum regnanti.
- 2 Lob sey got dem almächtigen.
- 3 Finito libro sit laus deo vero.
- 4 Deo gracias, qui nos semper amas.
- 5 Deo gracias. Et sic est finis. Laudetur deus in ymis.

1 Cod. II F 108 Bl. 180^{ra} v. J. 1472; Dominikaner Breslau. — 2 Cod. I D 37 Bl. 144^v Ende des 15. Jhdts.; Dominikaner Breslau. — 3 Cod. I F 269 Bl. 158^{rb} v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege posito Hassige. — 4 Cod. III F 15 v. J. 1441; in Breslau benützt. — 5 Cod. I Q 144 Bl. 288^v v. J. 1425; Aug.-Chorh. Sagan;

- 6** Et sic est finis. Laudetur deus in imis.
7 Sic adest finis. Laudetur deus in ymis.
8 Et sic est finis. Laudetur deus in summis et in imis.
9 Et sic est finis. Laudetur deus in celis.
10 Finis huius, laudetur deus.
11 Et sic est finis. Sit deus benedictus in trinis.
12 Sit laus Christo finito libro isto. Amen.
 Sit gloria trino, patri, filio et spiritu uno.
13 Finito libro sit laus et gloria Christo. Vgl. Nr. 123. 153. 174.
14 Finito isto sit laus et gloria Christo. Vgl. Nr. 12.
15 Carmine finito sit laus et gloria Christo.
16 Finito libro reddetur gloria Christo.
17 Finis adest libro. Sit laus et gloria Christo.
18 Explicit liber iste, sit tibi laus et gloria, Christe.
19 Laus tibi sit, Christe, quoniam liber explicit iste.

Schreiber frater Bernhardus; ferner Cod. II Q 4 Bl. 346^v 2. Hälfte 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan. — **6** Cod. I F 501 Bl. 289^{ra} Anf. 15. Jhd.; Corpus-Christi Breslau. — **7** Cod. I F 92 Bl. 257^{ra} v. J. 1446; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Andreas Gnechwitz presbiter. — **8** Cod. I F 319 Bl. 313^v v. J. 1435; Kollegiatstift Glogau; vgl. zu diesen Sprüchen Wattenbach, Schriftwesen 3. Aufl. (1896) 502: Et sic est finis, laudetur Deus in hymnis. — **9** Cod. IV Q 21 Bl. 42^v v. J. 1451; Schreiber Laurencius Conradi. — **10** Cod. I F 716 Bl. 339^{va} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **11** Cod. I F 312^a Bl. 87^{vb} 15. Jhd. — **12** Cod. I F 560 v. J. 1426; Kollegiatstift Glogau; früherer Besitzer Dominus Augustinus Ortlip vicarius. — **13** Cod. I F 142 Bl. 352^{vb} Mitte 14. Jhd.; Aug.-Chorh. Breslau. Cod. IV Q 179 Bl. 255^r v. J. 1356; Zisterzienser Leubus; geschrieben per manus fratris Franczonis Loss. Cod. I F 143 Bl. 249^{vb} v. J. 1389; Kollegiatstift Glogau. Cod. IV Q 180 Bl. 53^v und 113^v v. J. 1389; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 276 Bl. 242^{vb} v. J. 1393; Zisterzienser Rauden. Cod. I F 569 Bl. 180^{vb} Ende 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 307 Bl. 78^r Anf. 15. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. Cod. I F 292 Bl. 109^{va} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. Cod. I F 666 Bl. 281^{vb} 15. Jhd.; Zisterzienser Rauden; früher Domini Symonis in Brawnow. Cod. I F 254 Bl. 183^{vb} 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan. Cod. IV Q 102 Bl. 124^{vb} 1. Hälfte 15. Jhd. Zisterzienser Rauden; Schreiber Andreas Tinczer de Bythum. Cod. I F 202 Bl. 180^{vb} Mitte 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; früher fr. Thomas. - Cod. I F 726 Bl. 572^{rb} 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Thomas Haselbach in studio Wienensi. Cod. IV Q 126 Bl. 282^v v. J. 1457; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Rinthfleisch. Cod. I F 312^b Bl. 83^{va} v. J. 1488. Cod. II Q 16 Bl. 217^r 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber fr. Bernhardus. — **14** Cod. I F 3^s v. J. 1426; Matthiasstift Breslau. Cod. I Q 184 Bl. 126^v 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **15** Cod. I F 662 Bl. 245^{vb} Anf. 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Mathias de Melitz. — **16** Cod. I F 18 Bl. 328^{vb} v. J. 1452; Dominikaner Schweidnitz. — **17** Cod. IV Q 24 Bl. 135^v v. J. 1414; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Joh. Gerstmann de Lewenberg in Neiße. — **18** Cod. IV F 81 Bl. 204^{vb} v. J. 1424; Matthiasstift Breslau. — **19** Cod. I F 718 Bl. 217^{va} v. J. 1385; Dominikaner Breslau.

- 20** Laus tibi, Christe, quoniam liber explicit iste. Vgl. Nr. 135.
21 Laus tibi sit, Christe, quoniam explicit liber iste.
22 Laus tibi sit, Christe, nam finitur liber iste. Amen.
23 Laus tibi sit, Christe, quoniam labor explicit iste.
 Finis adest mete. Scriptores ergo valete.
24 Explicit, pro quo completo sit laus et gloria Christo.
25 Explicit hoc opus neutrorum nomine Christi,
 Qui dedit alpha et o; sit laus et gloria Christo.
26 Explicit. Sit Christus benedictus, qui pro nobis est passus.
27 Laus filio Marie. Finis huius operis.
28 Laus tibi, Christe, quoniam liber explicit iste.
 Virginis filius laudetur, quando in libro Malogranatu legetur.
29 Cusus ab Alberto doctore fante referto
 Est codex iste, sit laus perpes tibi, Christe.
30 Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen.
31 Amen. Solamen.
 Explicit lumen anime.
32 Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen.
 Qui sua perpendit, mea crimina non reprehendit.
33 Explicit. Benedictus sit deus et pia mater eius.
34 Explicit hic liber totus de philosophia,
 pro quo deus sit benedictus materque eius Maria. Amen. Vgl. Nr. 97.
35 Sit benedictus Marie filius in secula seculorum.
36 Sit laus Jesu et Marie virgini. Vgl. Nr. 146.
37 Et sic est finis. Laudetur deus cum omnibus sanctis.

20 Cod. I F 270 Bl. 268^{rb} v. J. 1412; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Valentinus de Nyssa. — **21** Cod. I F 179 Bl. 16^{vb} Ende 14. Jhd.: Aug.-Chorh. Breslau; früher frater Nicolaus Misnensis. — **22** Cod. I Q 128 Bl. 47^{vb} Anf. 14. Jhd. — **23** Cod. IV F 75 Bl. 206^{ra} 12. Jhd.; Ecclesie Collegiate B. V. Glogovie Maioris. — **24** Cod. I F 140 Bl. 120^{va} v. J. 1487; Schreiber Paulus de Frawenstat. — **25** Cod. IV Q 80 Bl. 11^r Mitte 15. Jhd.; es handelt sich um einen Traktat über die verba neutra. — **26** Cod. I F 312^b Bl. 167^{va} v. J. 1488. — **27** Cod. I F 99 Bl. 380^{vb} v. J. 1474; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber N. K. — **28** Cod. I F 299 Bl. 382^{va} v. J. 1402; Liber Malogranatus des Doms zu Neiße; Schreiber Matthias Leuthomisler de Czwicaua — **29** Cod. I F 325 Bl. 258^{vb} 15. Jhd.; Zisterzienser Rauden; Traktat des Albertus Magnus de missa. — **30** Cod. I F 478 Bl. 233^v Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **31** Cod. I F 52 Bl. 72^{ra} Anf. 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; vorher Gregor Pistoris de Löbin; Lumen animae ist der Titel des Traktats. — **32** Cod. IV F 33 Bl. 172^{ra} 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach, Schriftenwesen S. 502, wo zu Amen, solamen sit sanctus spiritus, amen die Literatur verzeichnet ist. — **33** Cod. I F 479 Bl. 282^{va} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **34** Cod. IV F 4 Bl. 126^{rb} Mitte 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan. — **35** Cod. I F 99 Bl. 206^{vb} v. J. 1474; Zisterzienser Rauden. — **36** ebenda Bl. 300^{rb}. — **37** Cod. I F 712 Bl. 236^{ra} v. J. 1461; Corpus-Christi Breslau.

- 38** Sit laus deo et sancto Bartholomeo.
39 Sit laus deo.
 Laudetur deus et sanctus Bartholomeus.
40 Sit laus deo et beato Augustino.

Gebet um Gnade zu Gott, um Fürbitte zu Maria und den Heiligen.

- 41** Suscipe nunc tanta per me scripta, gerofanta.
42 Suscipe completi laudes, o Christe, laboris,
 Quas cordis leti vox subdita reddit honoris.
 Sit merces operis oracio sancta legentis,
 Que iungat superis nos toto robore mentis.
43 Finis adest vere.
 Laus deo, salus reo.
44 Vitam scribentis benedic, deus, atque legentis. Vgl. Nr. 90.
45 Ad te suspiro, tecum regnare requiro.
 Postulo gaudere, michi da me crimen flere.
 Mundi paorem de me tollas et amorem,
 Et michi da vitam zeli feroe politam.
 Aue Jesu Christe, sub dextris me tibi siste,
 Conditor o vite, michi dic in fine: Venite. Amen.
46 Concludendo libellum presentem
 Audi me, Christe, dicentem:
 Ad te suspiro, tecum regnare requiro usw. wie vorher.
47 Scriptor, qui scripsit, cum Christo vivere possit.
48 Scriptor, qui scripsit, cum Christo viuere poscit.
49 Amen schriber.
 god hilf vt noth.
50 Alhie hod der Saltir eyn ende,
 got vns zeu hymmele zende. Vgl. Nr. 172. 174.

38 Cod. I F 751 Bl. 216 ^{va} v. J. 1459; S. Maria in Rosis Seminarii Nissensis Schreiber fr. Martinus Carnificis. — **39** Cod. I F 98 Bl. 205 ^r v. J. 1407; Corpus-Christi Breslau. — **40** Cod. I F 190 Bl. 164 ^{rb} Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Besitzer Benedictus Nayl alias Birlandius de Sty nauia, später Gregor Pistoris de Lobin. — **41** Cod. I Q 322 Bl. 7 ^r Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **42** Cod. I F 666 Bl. 214 ^{rb} 15. Jhdt.; Zisterzienser Leubus; ebenso Cod. I F 323 Bl. 84 ^r 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Magister S. rector scole sancte Elyzabeth in Wratislania; Lesarten cordis] corde; Que] Qui; superis] super hys. — **43** Cod. 4 F 85 Bl. 81 ^{vc} 2. Hälfte 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; früher Georgius Fabri de Löben. — **44** Cod. I F 22 Bl. 151 ^v v. J. 1422 16. Mai; Aug.-Chorh. Sagan; geschrieben pér manus cuiusdam Saxonis Johannes Andree nuncupati. — **45** Cod. I F 604 Bl. 161 ^{rb} v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan. — **46** Cod. I F 530 Bl. 286 ^{rb} Anf. 15. Jhdt. — **47** Cod. I F 118 Bl. 85 ^{ra} Anf. 14. Jhdt. Literatur Wattenbach S. 503. — **48** Cod. I F 5 Bl. 186 ^{va} v. J. 1275; Liber s. Marie de Wladislauis, also Zisterzienser Rauden. — **49** Cod. I F 491 Bl. 218 ^{vb} Ende 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau. — **50** Cod. I F 328 Bl. 288 ^{ra} v. J. 1427;

- 51** Saluet sribentis animam deus atque legentis. Vgl. Nr. 90.
- 52** Cum finis datur, deus in (personis) trinis laudatur.
Ex isto fine, deus, laus tibi in personis trine.
- 53** Scriptoris munus sit Christus trinus et vnum. Amen.
- 54** Codicis istius scriptor nunquam moriatur,
Quin peccata prius sua pure confiteatur.
Scriptoris munus sit Christus trinus et unus.
- 55** Misereatur pius remunerator scriptoris anime.
- 56** Explicit istud opus, numquam se mittat vopus.
Sim vicio liber. Explicit iste liber.
- 57** Deo gracias.
Amen dicamus, vt cum Christo maneamus.
- 58** Cristus perpetue det nobis gaudia vite.
- 59** Libri scriptorem, Jhesu bone, fac meliorem.

Amen. dass geschech, her got liber.
- 60** Hoc opus est clausum. Jubilosum psallere plausum,
Criste, tibi cupio, sed miserere reo.
Mentis dare pacem velis et succendere facem,
vt noseam scripta, que sunt hoc scemate picta.
- 61** Principium, medium, finem, Maria, rege meum.
- 62** Ne scribam vanum, duc, pia virgo, manum.
- 63** Duc, pia virgo, manum, ne posset scribere vanum.
- 64** Amen dicant omnia, amen.
O Maria, iuua, mater pia.
- 65** O regina poli, scriptorem relinquere noli.

Kollegiatstift Glogau: Schreiber Johannes Lesswitz de Legnitz; ähnlich Wattenbach S. 525 Hie hat das puech ein end. Got allen trubsal von vns wend; Das buch hat ein ende. Gott uns sinen heiligen geist sende. — **51** Cod. I F 586 Bl. 90^{ra} Anf. 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **52** Cod. III F 13 Bl. 308^{vb} v. J. 1431; Dom zu Neiße; vorher Doktor Mathias de Gorka. — **53** Cod. IV F 53 Bl. 269^{vb} v. J. 1422; Aug.-Chorh. Sagan; Cod. I F 592 Bd. II Bl. 259^{ra} v. J. 1434; Aug.-Chorh. Sagan. — **54** Cod. I F 131 Bd. II Bl. 181^{rb} v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Henricus Gobin. — **55** Cod. I F. 480 Bl. 85^{ra} v. J. 1415; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Nicolaus Hirsberg alias Flögil. — **56** Cod. IV F 1 Bl. 274^{rb} Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau; Sinn des ersten Verses unklar. — **57** Cod. I Q 158 Bl. 50^{ra} Anf. 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **58** Cod. IV Q 54 Bl. 279^v v. J. 1419; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben in Krakau von Jodocus de Czeginhals. — **59** Cod. I F 62 Bl. 174^{va} 2. Hälfte 14. Jhdt.; Zisterzienser Rauden; Schreiber magister Johannes de Czlewings. — **60** Cod. I^r F 135 Bl. 139^r v. J. 1372; Zisterzienser Rauden; Schreiber frater Nicolaus Cujus, damals 72 Jahre alt. — **61** Cod. I F 588 Bl. 53^{ra} v. J. 1385; Aug.-Chorh. Breslau; häufig; vgl. Wattenbach S. 492. — **62** Cod. IV F 6 Bl. 68^r oben, 14. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **63** Cod. III F 29 Bl. 112^{va} v. J. 1417; geschrieben in Montpellier. — **64** Cod. I F 153 Bl. 164^{vb} Anf. 14. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau. — **65** Cod. IV Q 19 Bl. 51^r v. J. 1466; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben in Breslau.

66 Explicit ecclesiastica historia.

Hunc tibi dans librum sum, deus, exiguum.
 Librum finivi. Tibi sit laus, virgo Maria,
 Meque dei vivi fac cernere gaudia, dya.

67 Hilf got, Maria berot.

68 Maria mutir, reyne mayt, alle vnser not sye dyr geclayt.

69 Amen.

Das walde got vnde dy mütir seyn,
 dy müs allir vnsir fretschilt seyn. Amen, daz gesche.

70 Explicit.

Laus tibi, Christe, qui es creator et redemptor idem et salvator. Amen
 sprach Heynrich.

O Maria, florum flos, supplices commenda nos.

71 Maria, bis genedic vns.

Maria, bete deyn kynt vor vns.

72 Explicit liber iste per manus Johannis de Luberaze.

Hunc librum scripsit Johannes, cui benedixit.
 Omnipotens dominus prestet, quod sit benedictus.
 Nunc orare decet et nostras fundere preces,
 Quod in honore dei gracia fiet ei.
 Ad dominum celi ploremus mente fideli;
 Premia pro meritis det dominusque suis.
 Johannis gesta quia sunt, laudemus, honesta;
 Hic laudemus eum certatim nunc et in euum.

73 Wach, engl, wach.

Gebete und fromme Wünsche ohne Nennung Gottes
 oder der Heiligen.

74 Amen dicant omnia.**75** Explicit iste liber; sit scriptor criminis liber.

Merces scriptoris sit sancti fervor amoris.

66 Cod. I F 127 Bl. 194^{vb} Anf. 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. —

67 Cod. III F 15 Bl. 1^r v. J. 1441; in Breslau benutzt, wohl auch da geschrieben. — **68** Cod. I F 625 Bl. 186^{va} v. J. 1384; Aug.-Chorh. Breslau; vorher frater Nicolaus Misnensis; der Text des alten Marienliedes, dem die beiden Verse entnommen sind, ist aus einer schlesischen Handschrift gedruckt in der Zeitschr. f. deutsches Altertum 50 (1908) 201. — **69** Cod. I F 293 Bl. 86^v v. J. 1408; Franziskaner Jauer. — **70** Cod. I Q 124 Bl. 166^v v. J. 1450; Dominikaner Schweidnitz; Schreiber Maternus Augustinus Pfaffenmolner de Monsterberg. — **71** Cod. IV Q 175 Bl. 259^v 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber und Vorbesitzer dominus Conradus de Reichenbach. — **72** Cod. I F 650 Bd. 4 Bl. 198^{ra} v. J. 1354; Aug.-Chorh. Sagan. — **73** Cod. I F. 614 Bl. 115^v v. J. 1404; Dominikaner Breslau. — **74** Cod. I F 16 Bl. 328^{va} v. J. 1413; Kollegiatkirche Otmachau; früher dominus Wenceslaus dictus Rothfridex. — **75** Cod. I Q 191 Vorsatzbl. ^{va} Anf. 15. Jhd.; der erste Vers ist weit verbreitet; vgl. Wattenbach S. 509 Anm. 2.

76 Et sic est finis.

Finitus est liber. Sit scriptor criminis liber.

77 Explicit iste liber; qui scriptor, sit crimine liber. Vgl. Nr. 177.**78 Explicit. Qui scripsit scripta, manus eius sit benedicta.****79 Qui scripsit, scribat et longo tempore uiuat. amen. Vgl. Nr. 123. 131.****80 Sicut spero, mundus ero. Vgl. Nr. 175.****Bitte um das Gebet des Lesers.****81 Bone amice, ora pro Laurencio, qui satis et duris laboribus pressus opus proprijs manibus exarauit.****82 Explicit. Rogo eciam vos, fratres dilectissimi, quatenus deum rogetis pro me peccatore.****83 Scriptor mente pia petit vnum ave maria.**

Orate pro misero peccatore.

84 Scriptor mente pia petit vnum ave maria.

Orate deum pro eo.

85 Finito libro sit laus et gloria Christo.

Vnum pater et vnum ave in fine dicite, queso, nomine scribe.

Angaben über die Schreibarbeit, Scholarenscherze.**86 Tantum de festo.****87 Et tantum de festo.****88 Et sic est finis.**

Finis adest mete; vobis iam dico: valete.

89 Hoc opus peregi, festum sepissime fregi.**90 Christus scriptorem saluet per matris honorem.**

Dexteram scribentis protegat manus omnipotentis.

Hoc opus peregi et festum sepissime fregi,

Sed parcat iste, cui nomen est Jhesu Christi.

-
- 76 Cod. IV Q 81 Bl. 492r v. J. 1461; Kollegiatstift Glogau; früher Joh. Thorwartir de Steynavia, campanator in Lobin; Schreiber Jeorgius Naustat de Dresden — 77 Cod. I F 90 Bl. 212vb v. J. 1401; Zisterzienser Rauden — 78 Cod. IV Q 64 Bl. 64v v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau; vgl. Wattenbach S. 504 Anm. 6; seit dem 12 Jhd. äblich. — 79 Cod. I Q 181 Bl. 63v Mitte 15. Jhd.; aus einem Zisterzienserkloster — 80 Cod. I F 486 Bl. 273vb 1. Hälfte 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan — 81 Cod. IV F 76 Bl. 162vb v. J. 1386; Dom zu Neiße; vorher Eccl. colleg. sancti Nicolai Otmuchowiensis; Schreiber frater Laurencius — 82 Cod. I F 37 Bl. 306rb v. J. 1409; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Heinrich Gobin — 83 Cod. IV O 7 Bl. 48r v. J. 1472; Zisterzienser Leubus; Schreiber Johannes Hungari de Bartpha. — 84 Cod. I Q 182 Bl. 150v v. J. 1573; Jungfrauenstift Trebnitz. — 85 Cod. I Q 260 Bl. 183r v. J. 1616; Jungfrauenstift Trebnitz. — 86 Cod. IV F 24 Bl. 374vb v. J. 1452; Corpus-Christi Breslau — 87 Cod. IV O 7 v. J. 1472 vgl. Nr. 83. — 88 Cod. IV Q 66 Bl. 47r Mitte 15. Jhd.; Kollegiatstift Glogau. — 89 Cod. I F 298 Bl. 210rb v. J. 1393; Corpus-Christi Breslau. — 90 Cod. I F 714 Bl. 191rb 15. Jhd.: Aug.-Chorh. Sagan. —**

- 91** Scriptor iam cessa, quia manus est tibi fessa. Vgl. Nr. 103. 163.
- 92** Scriptor opus siste, tenit labor iste satis te.
Est hac in prosa completa sub ordine rosa,
Vnde manum sisto; sit laus et gloria Christo.
- 93** Libro completo scriptor saltat pede leto. Vgl. Nr. 177.
- 94** Finitum est hoc opus per manus Pauli de Menicz. Trág is heym.
- 95** Explicit Lucianus per manus nescio cuius.
- 96** Expliciunt concordacie per manus et non per pedes.
- 97** Et sic est finis. Finitus est liber iste per manus et non per pedes.
Laudetur deus et sua mater Maria in secula seculorum. Amen.
- 98** Finiui librum, scripsi sine manibus illum.
- 99** Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
- 100** Finiui librum, scripsi sine manibus Jhesum.
- 101** Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
Omnia discernas, bona facias, pessima spernas.
- 102** Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
Hoc non sit iocum, verum esse congruum totum.
Ach Mila, te quero, si me diligis corde vero;
Si non, pro vero dic, quod alias michi quero.
- 103** O scriptor, cessa, quia iam manus est tibi fessa.
Quis bibit Itywo, stabit sibi colauo ciziwo.
Finiui librum, scripsi sine manibus ipsum.
- 104** Expliciunt. Amen, libes kint meyn, amen. Vgl. Nr. 123.
- 105** Hic nichil deest, nisi pulera puella. Vgl. Nr. 174 bis 177.

91 Cod. I Q 142 Bl. 187^r 1. Hälfte 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. —
92 Cod. III F 2 Bl. 263^{rb} v. J. 1469; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Matthias Gordan; es handelt sich um den medizinischen Traktat Rosa anglicana. — **93** Cod. I Q 112 Bl. 154^v v. J. 1390; Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Wattenbach S. 500 Anm. 3. — **94** Cod. I Q 36 Bl. 73^v v. J. 1401; Dominikaner Breslau. — **95** Cod. IV F 78 Bl. 81^{ra} v. J. 1419; Corpus-Christi Breslau; es ist der Lucianus, lexicum latinum. — **96** Cod. I F 568 Bl. 134^{vb} v. J. 1386; Aug.-Chorh. Sagan. — **97** Cod. II Q 29 Bl. 241^r v. J. 1448; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Donatus Jockrim in Frankfordis. — **98** Cod. I F 562 Bl. 203^{vb} Mitte 15. Jhd.; Kollegiatstift Glogau; vgl. Wattenbach S. 509; nachweisbar seit dem 12. Jhd.; „das kann wohl nur ein frostiges Spiel der Quantität in manus und manes sein.“ — **99** Cod. I F 148 Bd. I Bl. 124^{vb} 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. — **100** Cod. I F 562 Bl. 203^{vb} Mitte 15. Jhd.; Kollegiatstift Glogau. — **101** Cod. I F 189 Bl. 152^{ra} Ende 14. Jhd.; Kollegiatstift Glogau. — **102** Cod. I F 166 Bl. 191^{rb} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau; Schreiber pauper Nicolaus. — **103** Cod. I F 594 Bl. 139^r v. J. 1412; Dominikaner Breslau. — **104** Cod. I Q 158 Bl. 133^{vb} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau; Schreiber Martinus Hübner de Pretin in Görlitz. — **105** Cod. IV Q 20 Bl. 109^v, wo der Text einige Zeilen frei läßt, v. J. 1478; Kollegiatstift Glogau; geschrieben von Paulus Lehener zu Krakau; vgl. Wattenbach S. 503: Et hic nihil deficit nisi una pulera puella, aus dem Stettiner

- 106** Explicit, explicitunt,
beys mich nicht, du aldir schulhunt.
107 Jam rident dentes magnam pertecam videntes.
108 Explicit, explicitunt;
dy feygyn zeyn den pawrn vngisundt.
109 Explicit, explicitunt;
den pawern synt die feyen vngesunt.

Beurteilung der geleisteten Arbeit.

- 110** Finivi librum, scripsi ut decuit ipsum. Vgl. Nr. 23.
111 Explicit. Got gebe, daz is gar sey.
112 Non egre feratis michi.
hot mirs nichet vor vbel.
113 Qui vult habere scriptorem valentem pro duobus, nequam. Vgl. Nr. 177.
114 Ad Lectorem.
Qui legis ista, tuum reprehendo, si mea laudes
Omnia, iudicium, si nihil, invidiam. Vgl. Nr. 32.
115 Laudetur deus in ympnis et canticis.
Quid errauit scriptor, hoc corrige, tu, lector.
116 Si errauerit scriptor, debet corriger lector.
117 In quo erravit scriptor, tu corrige, lector.
118 Si exemplar habuissem, libenter melius emendassem.
119 Scriptor scripsisset bene melius, si potuisset.

Verzeichnis S. 30 v. J. 1456, geschrieben ab honorabili baccalaurio Paulo Klinkkebyl. Et ipse erat bacc. Rostokkiensis satis sufficiens in scienciis. — **106** Cod. IV Q 36 Bl. 12^r v. J. 1420; Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber frater Jodocus Bertold de Czeginhals. — **107** Cod. I F 284 Bl. 53^vb 1. Hälfte 15. Jhd.; Corpus-Christi Breslau; vgl. Wattenbach S. 611 und Anm. 3: Qui te finivit, partecas rodere scivit. — **108** Cod. IV Q 28 Bl. 147^v Anf. 15. Jhd. — **109** Cod. IV F 35 Bl. 134^v Mitte 15. Jhd.; vgl. Wattenbach S. 520 aus Cod. germ. Monac. 3697: Explicit, explicitunt. Sprach dy kacz czu dem hunt: Dy fladen sein dir ungesunt. — **110** Cod. I Q 112 Bl. 74^v v. J. 1390; Aug.-Chorh. Sagan. — **111** Cod. I F 580 Bl. 50^{va} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **112** Cod. IV Q 19 Bl. 38^{va} v. J. 1466; Aug.-Chorh. Breslau; geschrieben von Johannes Snehus in Zittau. — **113** Cod. I F 596 Bl. 150^{rb} Anf. 15. Jhd.; Dominikaner Breslau. — **114** Cod. IV Q 123 Vorsatzblatt, v. J. 1664. — **115** Cod. I F 713 Bl. 265^vb v. J. 1459; Zisterzienser Kamenz; Schreiber Matthias Hanke. — **116** Cod. I F 772 Bl. 333^{rb} v. J. 1453; Dominikaner Breslau; früher Nicolaus Tempelfeldt de Brega; Schreiber Johannes Rosingart alias Sine cura de Stregouia; im 15. Jhd. sehr verbreitet; vgl. Wattenbach S. 340; Cod. IV Q 41 Bl. 274^v v. J. 1451; Aug.-Chorh. Breslau. — **117** Cod. II F 18 Bl. 118^v v. J. 1478; Schreiber frater Benedictus ord. minor. conuentus czerwysten. (Zerbst). — **118** Cod. I F 627 Bl. 117^{ra} Ende 14. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Eintrag des Rubrikators; Tadel der sorglosen Vorlage vgl. Wattenbach S. 334 ff. — **119** Cod. I F 625 Bl. 186^{ra} v. J. 1384; Aug.-Chorh. Breslau; vorher frater

- 120** Scriptor scripsisset melius, si potuisset.
121 Et sic est finis huius epistole.
 Heu, non recte scripsi, quia legere nesciui.
122 Si melius scripsisse, nomen meum apposuisse.
123 Finito libro sit laus et gloria Christi.
 Qui me scribebat, Hilger nomen habebat.
 Heu, male finiui, quia non bene scribere sciui.
 Qui scripsit scripta, sua dextera sit benedicta.
 Amen dico tibi vere, du moesses gemynnet syn. Vgl. Nr. 104.

Namen- und Zeitangaben.

- 124** Explicit.
 Qui me scribebat, Ottelinnus nomen habebat.
125 Finito libro sit laus et gloria Christi.
 Qui te scribebat, nomen Conradus habebat.
 Explicit.
126 Explicit liber.
 Qui me scribebat, Conradus nomen habebat.
127 Jeronimus scripsit, Christum semper benedixit. Amen.
128 Qui me scribebat, nomen Lodwicus habebat.
129 Quisquis es, nostrum nescis eloqui nomen,
 Blasius uocor cognomineque Buriak.
130 Hisce prefixis manu fininem iungo prolixis
 Haud; si tu propria scire volueris nota,
 Sensum hinc primi nominis formas et yni.
 Bar fore primani silbam to puto secundani, .
 Lo tenet tercij, me die in ordine quarti,

Nicolaus Misnensis; ferner Cod. I F 269 Bl. 125r v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege posito (?) Hassige; vgl. Wattenbach S. 507 aus St. Gallen v. J. 1379 (Scherrer S. 260). Ideo male finivi, quia non bene scribere sciui. — **120** Cod. I F 120 Bl. 231 rb Anf. 14. Jhd.; Zisterzienser Rauden; vgl. Wattenbach S. 508 Anm. 2 — **121** Cod. IV Q 53 Bl. 319v v. J. 1469; Kollegiatstift Glogau: Schreiber Paulus de Lobin in Levtschovia — **122** Cod. I F 613 Bl. 107ra v. J. 1449; vgl. Wattenbach S. 506 aus Neumarkt in Steiermark: Et si melius scripsisse Nomen meum non apposuisse — **123** Cod. I F 576 Bd. I Vorsatzblatt; Text des Vorsatzblattes aus dem 13. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Wattenbach S. 504 und Anm. 6: Qui scripsit scripta, manus eius sit benedicta. — **124** Cod. IV Q 64 Bl. 79v v. J. 1374 Aug.-Chorh. Breslau; vgl. Wattenbach 502 Anm. 4; häufig ähnliche Wendungen — **125** Cod. IV Q 64 Bl. 274v v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau — **126** Cod. I F 269 Bl. 73ra v. J. 1384; Elisabethkirche (Breslau?); Schreiber Conradus Schelhorn de ciuitate Esschynwege — **127** Cod. I F 262 Bl. 6ra Mitte 15. Jhd. — **128** Cod. I F 186 Bl. 301vb v. J. 1463 — **129** Cod. I O 126 Innenseite, v. J. 1534; Besitzerverse — **130** Cod. I F 141 Bl. 255v v. J. 1454; Minoriten Breslau; Schreiber Bartholemeus Buchwald; vgl. Wattenbach S. 517 mit Beispielen für diese beliebten Versteckspiele

Us in pede sita, nomen inuenoris ita.
 Buch inde loes, waldi cognomine voces,
 Muccueculim statues, annum in calce requires,
 Diem in annis, quarta nat. ante Johannis.

- 131** Post M post tria CCC post septem post quater XXXX que
 In martisque die completus erat liber iste.
 Qui me scribebat, Johannes nomen habebat.
 Qui scripsit scripta, sua dextera sit benedicta.
- 132** Anno milleno Christo de virgine nato,
 Quadrageentesimo sexagesimo quoque quinto,
 Kalen augusti decimo sieque iungito nono
 Ob dei honorem genitricisque eius amorem
 Hunc finiui librum, ut me a crimine purum
 Conseruet hodie, cras semper ac omni die. Vgl. Nr. 29. 72. 123. **133.**
 171. 174. 178. 179. 188.

Angaben und Klagen über die Lage des Schreibers.

- 133** Scriptum in exilio per Martinum dictum Tylo,
 Qui sto super incerto, vitam cum lumine verto.
 In spe pendere non est nisi passio vere.
 Si spes frustratur, non spes, sed pena vocatur.
- 134** Explicit.
 Wen dir is wol geet, zo gedencke an eynen armen gesellen.
- 135** Laus tibi sit, Christe, quoniam liber explicit iste.
 Qui sua dat large, laudatur ab omnibus ille.
 Non est in mundo diues, qui dicat: habundo.
 Omnibus omnia, non mea sompnia.
- 133** Si modo sum degens, non debet spernere me gens:
 Christus pauper erat, qui nunc super omnia regnat.

Allgemeine moralisierende Sentenzen und Versgebete.

- 137** Finis est, finis uenit.
- 138** Et sic est finis.
 Non gaude, cinis,
 Quia mors est super omnia finis.

131 Cod. III F 28 Bl. 48^{va} v. J. 1347; kam nach 1572 ins Kollegiatstift Glogau — **132** Cod. I Q 179 Bl. 75^v v. J. 1465; Zisterzienser Kamenz. — **133** Cod. I Q 133 Bl. 133^r Anf. 15. Jhd. — **134** Cod. I F 600 Bl. 143^{va} v. J. 1451; Corpus-Christi Breslau; Schreiber frater Nicolaus Nedirbeyn, damals in Lemberg. — **135** Cod. IV Q 155 Bl. 239^v v. J. 1353; geschr. von Johannes de Sytewize per tune capellanus in Wizzomels. — **136** Cod. I F 648 Bl. 212^{vb} Mitte 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan, Schreiber Sigismundus Gleybicz. — **137** Cod. I F 256 Bl. 119^{rb} 13. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber frater Theodericus in Heinrichowe. — **138** Cod. I F 773 Bl. 128^{rb} v. J. 1449; Corpus-Christi Breslau.

- 139** Principium lauda, dum sequatur bona caude.
 Cum finis bonus est, totum laudabile tunc est. Vgl. Nr. 101.
- 140** Amen. daz gesche.
 Ach, homo, si scires, quid esses vel vnde venires,
 Nunquam gauderes, sed omni tempore fleres.
- 141** Explicit per manus C. Krapicz.
 Qui nescit partes, in vanum tendit ad artes.
 Artes per partes, non partes stude per artes.
 Explicit liber anno domini M^o CCC^o XIIII^o.
- 142** Explicit.
 Omne genus pestis superat mens dissona verbis,
 Cum sentes animi florida lingua polit.
 Sepe necat morsu spacio sum vipera thaumurum,
 A cane non magno sepe tenetur aper.
- 143** Scripta anno 1472 per fratrem Johannem Bartpha.
 Si deus elingues faceret quoscumque bilingues,
 Una quippe die fierent plus quam centum Zacharie.
- 144** Frangenti fidem fides frangatur eidem.
- 145** Non bene doctus erit, qui semper luderere querit.
- 146** Amen.
 Dulce nomen domini nostri Jhesu Christi et nomen gloriose virginis
 Marie sit benedictum in secula seculorum. Amen.
 Ve, monachi nigri, vos estis ad omnia pigri.
 Vos estis, deus est testis, turpissima pestis.
- 147** Imus, gaudemus, psallemus, gratificamus.
 Et caveas caveas, ne pereas per eas.
- 148** Hutt dich vor deyn kaczeyn,
 dy do vorne leckeyn vnde hyndene kraczen.
- 149** Sancta Maria, dei genitrix, virgo quoque pura,
 Hac in valle mei lacrimarum sit tibi cura;
 Nam cupiunt sordes mei peccati dominari,
 Sed pia tu cordes hys nunquam subpeditari.
- 150** Explicit pater noster.
 Alme paterque tuum sit nomen sanctificatum

139 Cod. IV Q 193 Bl. 79v Ende 14. Jhd.; Dominikaner Breslau. —
140 Cod. I F 293 Bl. 94r v. J. 1408; Franziskaner Jauer. — **141** Cod. I Q 100 Bl. 172r v. J. 1414; Dominikaner Breslau. — **142** Cod. I F 82 Bl. 192va Ende 14. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan: Schreiber Nicolaus Tellendorf Prutenus, ambonista in Crosna. — **143** Cod. IV O 7 Bl. 7r v. J. 1472; Zisterzienser Leubus. — **144** Cod. I Q 412 Bl. 38ra v. J. 1423; Dominikaner Breslau; geschrieben in Erfurt. — **145** Cod. I Q 311 Bl. 104va Ende 14. Jhd.; Dom zu Neiße. — **146** Cod. I F 761 Bl. 367va Mitte 15. Jhd.; Corpus-Christi Breslau. — **147** Cod. I F 661 Bl. 159va 13. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. — **148** Cod. IV O 2 Bl. 82v und 121r; 15. Jhd.; Dominikaner Breslau; früher Schweidnitz; Schreiber frater Caspar de Forstenberck de conventu Swydnicensi. — **149** Cod. I F 59 Bl. 245vb 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau. — **150** Cod. I

Adueniatque tuum regnum per secla beatum.
 Velle tuum fiat in terris sicut in astris.
 Tu panem nostrum da nobis cotidianum.
 Debita dimitte, ut nos debitoribus nostris.
 Et non permittas, vt nos temptacio ledat,
 Sed tutela malo tua nos defendat ab omni.

Bitte um weltlichen Lohn; Gebetsparodien.

- 151** Scriptum est enim, quia, qui plus laborat, plus mercedis accipiet.
152 Spes premij solacium est laboris.
153 Finito libro sit laus et gloria Christo.
 Finis adest operis, mercedem posco laboris.
154 Finis adest operis, mercedem posco laboris.
155 Finis adest operis, precium vult scriptor habere.
156 Finis adest vere, precium volt scriptor habere.
157 Finis adest operis, mercedem consumpsi laboris.
158 Explicit capra bona et vtilis.
 Est precium mir krang, cum nichil dabitur nisi: habe dang.
159 Explicit liber figurarum per manus scriptoris pro merda.
160 Finis adest vere, scriptor nimis indiget ere.
 Finis adest certe, letatus sum bene per te.
161 Ach got, wy sere
 get gelt vor ere;

F 73 Bl. 142^{ra} 14. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; Besitzer im 15. Jhdt. der Glogauer Kanonikus magister Johannes Buchwelder. — **151** Cod. I O 128 Bl. 57^v Ende 14. Jhdt.; Crucigeri in Neiße. — **152** Cod. I F 657 Bl. 216^{va} v. J. 1460; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Laurencius de Newmarkt. — **153** Cod. I F 672 Bl. 149^{rb} Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; gehörte 1453 dem frater Symon, der in profesto concepcionis virginis Marie vestitus est. — **154** Cod. IV Q 64 Bl. 266^r v. J. 1374; Aug.-Chorh. Breslau; Cod. I F 510 Bl. 165^{va} v. J. 1404; Aug.-Chorh. Sagan; Cod. I F 293 Bl. 314^r v. J. 1408; Franziskaner Jauer; Cod. I F 38 Bl. 210^{rb} v. J. 1410; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber Petrus de Crelkaw; vgl. Wattenbach S. 512 und Anm. 7. — **155** Cod. IV Q 27 Bl. 163^r Anf. 15. Jhdt.; Kollegiatstift Glogau; früher dominus Petrus Nachanze altarista. — **156** Cod. I Q 278 Bl. 247^r v. J. 1417; Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber frater Georgius in Tyncz; vgl. Wattenbach S. 513 Anm. 2. — **157** Cod. I F 738 Bl. 578^{vb} Mitte 15. Jhdt.; Zisterzienser Rauden. — **158** Cod. IV F 80 Bl. 54^{vb} 1. Hälfte 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Breslau; früher Magister Martinus Storm; vgl. Wattenbach S. 513 aus Hoffmann, Altd. Hss. S. 181 vom Jahre 1472: Finis adest operis, mercedem posco laboris. Est michi precium krang, ubi nichil sequitur nisi habdang; ferner Wattenbach S. 513 aus Hoffmann, Altd. Hss. S. 151 von Eberhard Schulteti de Möchingen 1405: Est michi precium kranck. Quia nichil datur michi nisi habdanck; ebenso Wattenbach S. 514 aus Mones Anz. f. d. Kunde der deutschen Vorzeit II 191: Est merces ibi krank, ubi datur nil nisi hab dan k. — **159** Cod. I F 770 Bl. 163^{vb} v. J. 1386. — **160** Cod. I Q 136 Bl. 142^v 14. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan. — **161** Cod. Q 317 Bl. 131^v Mitte 15. Jhdt.; Dominikaner Breslau;

- gelt get vor alle ding.
 „du lewgest“, sprach der phennynge.
- 162** Qui me scribebat, nomen Albertus habebat.
 Scriptori munus detur bos aut ecus unus.
- 163** Scriptor, iam cessa. quia manus est tibi fessa.
 Scriptori munus detur bos et equus unus.
- 164** Scriptori munus sit bos bonus et equus unus. Vgl. Nr. 54.
- 165** Si mihi das capam, facies de paupere papam. Explicit.
- 166** Explicit per totum, infunde michi potum. Amen.
- 167** Explicit hoc totum, infunde, da michi potum.
- 168** „Gus yn gut Byr“ sprach der lezemeystir.
- 169** Amen.
- Eamus Jubelewicz et recipiamus denarios deseruitos in Slawp et
 perbibamus eos im kretczem, quo veniemus etcetera.
 Qui nomen impedit, laudem querit habere.
- 170** Finis adest vere, ich begere von ewir gnade finales habere;
 dorumme das ich bin fröme knechet vnd gelust mich trinken weyn.
- 171** Scriptum per Nicolaum de Nyssa, qui liberter bonam cereuisiam bibit,
 malam autem inuitus potauit.

vgl. Mones Anzeiger 1836 Sp. 341 (Wackernagel Altd. Leseb. 1, 1027): Die
 minne überwindet alle ding. „Du liugest“ sprach der pfenning. — **162** Cod. I F 634 Bl. 166^{va} 13. Jhdt.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 513: Scriptoris munus sit bos aut equus unus; Literatur ebenda Anm. 4. — **163** Cod. I Q 349 Bl. 16^{ra} Anf. 14. Jhdt.; Dom zu Neiße; vgl. Kremsmünster, Catal. I 19 Cod. I, 15. Jhdt.: Finiti librum, scripsi sine manibus istum. Detur pro penna scriptori bos et asinus. — **164** Cod. I F 275 Bl. 263^{ra} v. J. 1457; Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Kremsmünster, Catal. I 6 Cod. I, 14. Jhdt.: Scriptori munus dabitur bos aut equus unus. Explicit, expliceat, ludere scriptor eat. — **165** Cod. I Q 273 Bl. 236^{rb} Ende 13. Jhdt.; Dominikaner Breslau. — **166** Cod. I F 270 Bl. 274^{va} v. J. 1412; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber Valentinus de Nyssa; vgl. die Hinweise auf den Trunk bei Wattenbach S. 502 und Anm. 4: Qui me scribebat, Multum potare solebat (Aus einem Zwettler Zinsbuch des Wiener Archivs). — **167** Cod. I F 180 Bl. 35^{vb} v. J. 1376; Corpus-Christi Breslau; Schreiber Rynthfleys; vgl. Wattenbach S. 506 aus den Beitr. zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen IV (1867) 129 geschr. vom steiermärk. Mönch Joh. Pechswent von Trofeya in Neuburg: Explicit hic totum. Infunde, da mihi potum! Et si melius scripsisse, Nomen meum non apposuisse. Et sic est finis per totum. Deo gracias; ferner Wattenbach S. 516: Explicit hoc totum, pro Christo da mihi potum; ferner aus Nikolsburg v. J. 1421 (Wattenbach S. 516 Anm. 6): Explicit hoc totum; infunde et da mihi potum. Quis me non laudat, dyabolus oculus sibi claudat. — **168** Cod. I F 722 Bl. 379^{rb} Anf. 15. Jhdt.; Aug.-Chorh. Sagan; von magister Vincencius Costan 1448 nach Grünberg geschenkt. — **169** Cod. I O 63 Bl. 222^r v. J. 1476; Zisterzienser Leibus; geschrieben von Petrus Reymann de Hirsbergk in Slawp; vgl. Wattenbach S. 516. — **170** Cod. III F 22 Bl. 87^{rb} Mitte 15. Jhdt.; Corpus-Christi Breslau. — **171** Cod. I F 341

- 172** Hy hot das eyn ende.
 Got vns sende
 in seyn reych,
 do wir wesen ewicleich.
 Ich habe das geschrebin,
 mir ist gar wenig hellir obirblebin,
 zunder sy seyn gegangen vor weyn vnd byr
 Nw vnd alleczeyt vil schyr,
 wenne is machet dy menschen schön vnd czyr.
- 173** An beyden teylen hab ich vyl gescreiben.
 Mir ist wenig heller obirbleben.
 Se seyn gegangen vmb bir vnd vmb weyn.
 Got behüte den schreiber vor der ewygen peyn. Amen.
- 174** Finito libro sit laus et gloria Christo.
 Nu hat das buch ein ende.
 Got geb vns nach disem ellende
 di ewigen ru;
 do helf vns maria czv.
 etcetera schriber,
 dem ist der beitel ler.
 dar ein muz er phennig han,
 vnd dar czv ein meidel wolgetan,
 der ist vlrlich genant
 vnd geborn vz beiernlant.
- 175** Votum
 Qui librum scripsit, cum sanctis vivere possit.
 Detur pro poena scriptori pulchra puella.
 Ad auctorem.
 Expedit, ut detur subito tibi pulchra puella,
 Carpitur ast scriptis pulchra puella tuis.
 Huius iudicio, cum scribis vera, mereris
 Pro poena, ut detur nulla puella tibi. Vgl. Nr. 105.
- 176** Ach got, durch deyner gute
 beschere uns kogil vnd hüte

Bl. 383^{rb} v. J. 1407; Missale magnum geschrieben im Breslauer Prämonstratenser-Kloster zu St. Vinzenz unter Abt Johannes Hartlib; vgl. Wattenbach S. 517. — **172** Cod. I F 684 Bl. 264^{ra} v. J. 1442? Corpus-Christi Breslau; vgl. Wattenbach S. 508 aus dem Breslauer Cod. Rhedig. in q. XXI der Goldenen Schmiede: Ich habe dys büchelyn geschribin, Das lon ist zu dem byer blebin. — **173** Cod. I F 684 Bl. 372^{rb} v. J. 1442? Corpus-Christi Breslau. — **174** Cod. I F 12 Bl. 169^{rb} Mitte 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 517 aus Anz. für Kunde der deutschen Vorzeit 1880 (XXVI, 306) einer Schweidnitzer Richtsteighandschrift des 15. Jhrts. entnommen: Hy hat das buch eyn ende. Got muz den schriber senden Vz disem elelende in daz ewige rich Czu den iuncvrownen suberlich. — **175** Cod. IV Q 123 Vorsatzblatt, v. J. 1664. — **176** Cod. IV Q 36 Bl. 199^r v. J. 1414; Aug.-Chorh. Breslau;



Fil hawsfrawe
vnd wenik kinder,
Mantil vnd ragke,
Czegun vnd bagke
vnd dorezu hellerleyn,
zo wel wir gerne deyn dyner zeyn.

- 177** Explicit iste liber, scriptor sit criminis liber.
Quis me consumat, demon collum sibi frangat.
Lauda scriptorem, donec videbis meliorem.
Detur pro penna scriptori pulchra puella.
Libro completo scriptor saltat peto (?) leto.

Bitte um Rückgabe gefundener Bücher;
Verfluchung der Bücherdiebe.

- 178** Et sic est finis.
Quis invenit, Johanno Wardenbrugo reddere debet.
179 Si quis furatus fuerit librum istum aut invenit et non reddiderit fratri
Johanni Carnificis, anathema sit.

Schreiber Jodocus Bertold de Czeginhals; vgl. Wattenbach S. 515 aus dem Cod. Pal. germ. 19 bis 23 am Ende des 1. Bds.; der 4. Bd. ist geschrieben von propst Cuonrot von Nierenberg (Wilken S. 314—318): O got durch deine gute Beschere uns kugeln und hüte, Menteln und röcke, Geisze und böcke, Schoffe und rinder, Vil frawen und wenig kinder. Expl. durch den bangk. Smale dienst machent eime das jor langk; diese Verse des 15. Jhrts. sind, als die Bibelhandschrift im Vatikan war, den deutschen Besuchern als Lutherverse vorgewiesen worden; vgl. Herrn Maximilian Missons Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien, Leipzig 1701 S. 464, wo sie etwas modernisiert sind: O! Got durch deine gute / Bescher uns kleider und hüte / Auch mäntel und röcke / Felle, kälber und böcke / Ochsen, schafe und rinder / Viele weiber, wenig kinder. Schlechte speis und drank Machen einem das jahr lang; ähnlich Wattenbach S. 515 aus einer Heilsbronner Handschr. der Gesta Romanorum v. J. 1476: Hie hat das puch ein end. Gott uns sein gnad send, darzu ochsen und rinder und ein schon frawe on kinder (Cod. Erl. Un. 139 aus Hocker, Bibl. Heilsbr. 1731 S. 124); vgl. dazu F. Latendorf im Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge XXV (1878) Sp. 16; ebenda XXVI (1879) Sp. 276 stehen ähnliche Verse, die ein Wolff von Stehau (Stechau) ins Stammbuch des Hans Ludwig von Sperwerseck zu Steinreinach und Schneit, conciliarius provincialis, praeses in Burglengenfeld, pro tempore orator et legatus Principis Palatini, geschrieben hat (Bibl. d. Germ. Mus. Nr. 16280 Bl. 60 v. J. 1596): Her got durch deine gute Bescher Schwartzem mentel vnd grüen Hütte, ein Schon weib, vil Rinder, wentzig kinder, einen guten mut, vffen winter Einen Zobelns Hudt. — **177** Cod. I Q 349 Bl. 263 vb Anf. 14. Jhdt.; Dom zu Neisse; vgl. Wattenbach S. 506 Anm. 5: Lauda scriptorem, donec videas meliorem; zu 'peto' vgl. lat. 'pedere'. — **178** Cod IV Q 81 b Bl. 246 r Anf. 15. Jhdt. — **179** Cod. IV Q 22 Vorsatzbl. v. J. 1450; geschrieben in Wien; Dominikaner Breslau.

- 180** Liber in Heynrichau sanete Marie, quem si quis defraudauerit, anathema sit.
- 181** Explicit liber omeliarum pars secunda sancte Marie uirginis in Zagano, quem qui fraudauerit uel sponte uiolauerit, anathema sit. Amen. Scriptus est autem anno incarnationis domini M^o CCC^o IIII sub abbatе Theoderico.
- 182** Explicit.
Sorte supernorum scriptor libri pociatur,
Morte malignorum raptor libri moriatur.
- 183** Explicant.
Sorte supernorum scriptor operis pocietur,
Morte malignorum raptor libri moriatur.
- 184** Non uideat Christum, qui librum subtrahat istum.
Amen finale pro fiat dicitur apte. Amen.
- 185** Explicit.
Qui te furetur, tribus lignis associetur.
- 186** Qui me furetur, tribus lignis associetur.
- 187** Qui rapit hunc librum, demon frangat sibi collum. Vgl. Nr. 177.
- 188** Cleptentem herebus, stix, cochitusque rotabunt,
Ac restitutor vsyon in testa potitur.
Si possessoris nomen tu noscere velis,
Sy tibi sit prima, mon sillaba sitque secunda,
Hirsbergk est natus, sed feyssteque cognominatus.
Ob laudem Christi presens codex detur isti.

180 Cod. I F 256 Vorsatzblatt; Handschr. 13. Jhd.; Eintrag des Anathema von Hand des 15. Jhdts.; Zisterzienser Heinrichau. — **181** Cod. I F. 660 Bd. II Bl. 212va: Aug.-Chorh. Sagan; vgl. Wattenbach S. 527 ff.; G. A. Crüwell, die Verfluchung der Bücherdiebe im Arch. f. Kulturgesch. 4 (1906) S. 197 ff. — **182** Cod. I F 30 Bl. 162rb Ende 14. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau; vgl. Wattenbach S. 528 aus Cod. lat. Mon. 14258; Crüwell S. 221. — **183** Cod. I F 667 Bl. 205va v. J. 1400; Aug.-Chorh. Breslau; Schreiber Magister Johannes Cruczburg. — **184** Cod. I F 256 Bl. 119rb 13. Jhd.; Zisterzienser Heinrichau; Schreiber frater Theodericus in Heinrichow; vgl. Wattenbach S. 528 aus Cod. lat. Monac. 4683 und Cod. Halberst. 102. — **185** Cod. I Q136 Bl. 27vb Anf. 15. Jhd.; Aug.-Chorh. Sagan; Schreiber frater Nicolaus de Soravia. — **186** Cod. IV F 55 Bl. 178vb 14. Jhd.: Dominikaner Breslau; Schreiber frater Georgius; vgl. Wattenbach S. 528 aus einer in Italien geschr. Handschrift vom Jahre 1461: Quis me furatur, in tribus tignis suspenderatur. — **187** Cod. I F 491 Bl. 218vb Ende 14. Jhd.; Kollegiatstift Glogau. — **188** Cod. I F 32, hinterer Einbanddeckel, um 1450.

Die Wanderung der Erzählung von der Inclusa aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister.

Von Dr. Alfons Hilka in Breslau.

In der gesamten Weltliteratur erfreuten sich die Erzählungen von Frauenlist und Frauentrug besonderer Beliebtheit, sie liegen tief im Volksempfinden begründet, sind auch ganz unabhängig von den mannigfachen Wandlungen innerhalb des Anfangs, des Aufschwungs oder des Niedergangs eines völkischen Gesamtlebens. Nicht die fraueneindliche Richtung schlechthin seit Evas und Adams Verfehlung gab solchen Tendenzen immer neue Nahrung, wenngleich asketischer Eifer verschiedener Jahrhunderte diese Bewegung in literarischer Form verstärkt haben dürfte, auch die Lust am Fabulieren und am Erfinden mannigfacher Listen und Ränke beim weiblichen Geschlechte dem schuldigen oder schwachen Hausherrn gegenüber, jener *ingenia feminarum*, die den Triumph sattsam berechnender oder schlagfertiger Berechnungskunst im Augenblick der Gefahr und zur Befreiung aus unwillkommenen Banden bedeuten, tritt hier im vollsten Maße hervor. Fast scheint es, als ob der Orient mit seiner traditionellen Unterdrückung und Einsperrung der Frau oder mit seinem vorwiegend asketisch-frauenfeindlichen Charakter religiöser Werke ein besonders fruchtbare Feld für diesen mächtigen Ableger der Erzählungsliteratur abgegeben hätte, aber das lebensfrohe Altertum wie das mönchisch-christliche Mittelalter und erst recht die Neuzeit mit ihrem Eindringen in das komplizierte Gewebe der weiblichen Seele, wie Roman und Sittendrama bekunden, sind in gleicher Art, wenngleich in mannigfach abgestuften Formen, an dieser ungemein reichen Variation eines uralten Themas beteiligt. Die Tendenz bleibt dieselbe, mag sie auf Erheiterung oder moralische Erbauung und

Abschreckung der Hörer, Leser oder Zuschauer berechnet sein, nur die Formen treten in stets wechselnden Typen auf, die demnach verschiedene Wirkungen auszulösen vermögen. So führt uns eine festgekettete Überlieferung etwa von Salomons Sprüchen an (vgl. Ecclesiasticus 25, 23: *Commorari leoni et draconi placebit quam habitare cum muliere nequam*) teils nach dem Orient mit Werken wie das *Pāñcatantra* oder die *Sukasaptati* oder die buddhistischen Ausflüsse des Misogynismus, die noch im Barlaambuche für das Abendland einen mächtigen Nachhall gefunden haben, oder jener große Zweig der Sieben weisen Meister, teils nach dem Abendlande, schon im griechisch-lateinischen Altertum, das durch Namen wie Hesiod, Semonides, Euripides, Lukianos, Catull, Virgil (*varium mutabile semper femina*), Ovid, Properz, Juvenal, Seneca vertreten ist, aber auch in der Übergangszeit zu den Kirchenvätern Tertullian und Hieronymus, oder im Mittelalter zu der hochbedeutsamen, in Byzanz ausgestalteten Novelle vom Philosophen Sekundus, wo die eigene Mutter zur Beleuchtung des Satzes dient: *πᾶσα γυνὴ πόρη, η δὲ λαθοῦσα σώφρων*, und dann zu jenen reichhaltigen Kundgebungen innerhalb der mittel-lateinischen und der vulgären Literaturen¹⁾), die, sämtlich vom moral-asketischen Geiste durchdrungen, mit Ironie und Satire rückhaltlos weibliche Untreue und Verschlagenheit geißeln oder in Predigtexempeln und Schwänken belehrend und unterhaltend zugleich wirken und teils kirchliche, teils profane Äußerungen wiedergeben, endlich zu der Neuzeit mit ihren vielgestaltigen, bald idealistischen, bald realistisch-psychologischen, bereits arg verfeinerten und förmlichen Studien des Frauenlebens samt dem Problem der Ehe, also des Ehebruchs überhaupt.

Fast keine der mittelalterlichen Rahmenzählungen, der Predigten, Schwänke und Fabeln wie Legenden und Novellen hat sich solch nachhaltigen Einflüssen entziehen können, für den Freund der Volks- und Literaturkunde ist hier ein schier unerschöpfliches Feld gegeben, auf dem er mit Lust und Laune den inneren und äußeren Zusammenhängen von Themen und Motiven und vor allem der Frage nach dem Ursprunge solcher Stoffe und deren Wanderungen nach-

¹⁾ Vgl. jetzt August Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Halle 1914 und meine Besprechung dieses Buches im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1916, Sp. 246 ff.

spüren darf. Soll aber die literargeschichtliche Betrachtung seitens des Folkloristen oder des anspruchslosen Philologen zu gegründeten Ergebnissen führen, so bleibt nur das Mittel übrig, unbeirrt vom Methodenstreit und unabhängig von Theorien über die Herkunft literarischer Stoffe, zu denen eine Verallgemeinerung nur allzuschnell verführt, jeden einzelnen Fall für sich zu prüfen¹⁾, das Ergebnis zu buchen, mag es auch negativ ausfallen, und durch ein vorsichtiges Verfahren die Grundlage für eine Forschung zu legen, die, höchst anziehend wegen ihrer Eigenart, mit einer Menge von Schwierigkeiten für einen jeden verknüpft ist, der sich nun einmal auf diesen oft schwankenden Boden der vergleichenden Literaturbetrachtung zu begeben den Drang verspürt hat. Das Auftauchen einer bisher unbekannten Variante zu der unter dem Namen *zwei Träume*²⁾ oder *Die Entführung*³⁾ oder *Inclusa*⁴⁾ weitverbreiteten Erzählung mag uns Gelegenheit geben, den Verzweigungen dieses Stoffes, der durch den Miles gloriosus des Plautus, durch die Sieben weisen Meister und durch Platens Lustspiel „Der Turm mit sieben Pforten“ am meisten bekannt geworden ist, nach der gründlichen Untersuchung durch Ed. Zarncke⁵⁾ erneut nachzugehen und die Ursprungsfrage unter Benutzung unseres neuen Zeugen zu vertiefen. Es ist das Thema „von dem Ehemanne, der vermittelst einer geheimen Tür oder eines Loches oder eines unterirdischen Ganges, die sein Haus mit dem Nachbarhaus verbinden, um seine Frau betrogen wird⁶⁾“. Auf eine Einleitung, die den Grund zum Verlieben aus der Ferne

¹⁾ Versuche nach dieser Richtung hin bedeuten in jüngster Zeit mein Aufsatz: Die Wanderung einer Tiernovelle = Mitteilungen XVII (1915), S. 58 ff. und für den Stoff der Placidaslegende die Artikel von W. Bousset, Die Geschichte eines Wiedererkennungsmärchens = Nachr. der Göttinger Ges. d. Wiss. phil.-hist. Klasse 1916, S. 469—551 nebst W. Meyer, Die älteste lat. Fassung der Placidas-Eustasius-Legende = ebda 1916, S. 745—800. Zuletzt A. Hilka u. W. Meyer, Über die neu-aramäische Placidas-Wandergeschichte = ebda 1917, S. 80—95.

²⁾ Dunlop-Liebrecht, Gesch. der Prosadichtungen. Berlin 1851, S. 199.

³⁾ H. Ad. Keller, Li Romans des Sept Sages. Tübingen 1836, S. CCXXVII. Dyocletianus Leben. Quedlinburg 1841, S. 61.

⁴⁾ K. Goedeke = Orient u. Occident III (1864), S. 422. K. Campbell, The Seven Sages of Rome. Boston 1907, S. CIX.

⁵⁾ Parallelen zur Entführungsgeschichte im Miles gloriosus = Rhein. Museum, N. F. XXXIX (1884), S. 1—26.

⁶⁾ R. Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Weimar 1898, Bd. I, S. 483.

enthält, folgt die Schilderung von der täuschenden List in drei Teilen: a) der unterirdische Gang oder ein Wanddurchbruch, b) die Täuschungsobjekte, um beim Ehemanne allmählich die Überzeugung von einer Doppelgängerin reifen zu lassen, c) die Trauungszene.

Die meisten Abarten schuf im Abendlande die Form der Inclusa im okzidentalischen Zweige der Sieben weisen Meister, nach Loiseleurs Urteil¹⁾ die beste ihrer Art unter allen Geschichten dieser Sammlung. In der altfranz. metrischen Version (**K + Ch**)²⁾ lautet sie kurz folgendermaßen:

I. Ein Ritter des Königreiches Monbergier träumt von einer wunderschönen Dame und beschließt, ihre Liebe zu erringen. Auf Grund eines Traumes schenkt auch eine Dame dem Ritter aus der Ferne ihre Neigung. Das Träumen war so lebhaft und so deutlich, daß jeder sofort den anderen, wollte er ihn auffinden, zu erkennen hoffte. Nach dreiwöchentlicher Irrfahrt gelangt endlich unser Ritter, stattlich ausgerüstet, nach Ungarn an ein hohes Schloß am Meer. Es ist wohl ummauert, von der Außenwelt ganz abgeschlossen wie die Gemahlin des Besitzers, der sie hinter zehn verspernten Toren, deren Schlüssel er stets bei sich trägt, voll Eifersucht hütet. Der Ritter erschaut zufällig die Frau hoch oben an einem Fenster, und beide erkennen alsbald in einander den ersehnten Gegenstand ihres Traumes. Sie darf ihm voller Angst vor dem bösen Gemahl kaum ein Wort zurufen, und begnügt sich mit dem Refrain eines Liebeslieds (*un son d'amors*). Nun bietet der Ritter, der sich für einen durch Kriegswirren verbannten Krieger ausgibt, dem Schloßherrn seine Dienste an, unterwirft in kürzester Frist all dessen Gegner und weiß sein Vertrauen zu erringen, so daß er bei ihm Seneschall wird. Aber es ist Zeit, daß er den Zugang zur Geliebten sich durch List erschleicht. Sie selbst hat ihm gelegentlich einen hohlen Binsenhalm vom Fenster herabgeworfen, um ihn zur Tat aufzufordern.

IIa). Er erbittet vom Burgherrn die Gnade, neben dem Turme ein Haus für sich aufbauen zu dürfen, und bei dieser Gelegenheit legt ihm ein erfahrener Maurermeister einen unterirdischen Gang bis

¹⁾ Loiseleur Deslongchamps, *Essai sur les fables indiennes*. Paris 1838, S. 158.

²⁾ A. Keller, *Li Romans des Sept Sages*, v. 4218 ff. (**K**). H. A. Smith = *Romanic Review* III (1912), v. 1447 ff. (**Ch**). Eine moderne Nacherzählung in franz. Prosa unter dem Titel „Le chevalier à la trappe“ bot Legrand d’Aussy, *Fabliaux et contes* (3me éd.). Paris 1829, S. 156 ff.

zur Kemenate der Geliebten an. Eine Falltür erschließt den Zugang hierzu. Aber um ganz sicher zu gehen, tötet er den Meister. Jetzt gelangt er leicht ans Ziel seiner Wünsche. b) Beim Abschiede gibt ihm die Dame einen goldenen Ring mit. Bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Ehemann erkennt dieser am Finger des Gefährten sein Eigentum wieder, wagt aber nicht darnach zu fragen, sondern eilt nach dem Turm, wohin inzwischen der Fremde mittels des Ganges und der Falltür ihm vorausgeeilt ist, um den Ring der Dame einzuhändigen. Jener läßt sich durch den Anblick des Ringes täuschen und denkt, daß es gar leicht zwei ähnliche Ringe auf der Welt geben könne. c) Am folgenden Morgen schlägt unser Ritter die Einladung zur Jagd mit dem Hinweis auf die Ankunft seiner Braut (amie) aus, mit der er nunmehr so bald wie möglich heimzukehren gedenke. Er lädt ihn zum Mahl unter dreien ein, und der Schloßherr schafft selbst reichlich Wildpret herzu. Doch wie erstaunt er, neben dem Seneschall die angebliche Braut, die seiner Frau aufs Haar gleicht, zu sehen! Verstört und schweigsam bleibt er und kostet auch trotz der Zureden der Dame nichts von den aufgetragenen Speisen. So fest vertraut er auf seinen Turm mit dem Schatze darin, daß er nicht den Mut hat, den Ritter zur Rede zu stellen. Sobald es nur der Anstand zuläßt, stürzt er nach dem Turm, fieberhaft schließt er sämtliche Pforten auf, doch in der erleuchteten Kemenate sieht er seine Frau, die die Ahnungslose trefflich zu spielen weiß. Sein Mißtrauen ist ganz geschwunden, er redet sich sogar ein, daß ganz leicht auch zwei weibliche Wesen völlig einander gleichen können. Inzwischen hat der Ritter ein Schiff am Strande gemietet und alles zur Abreise vorbereitet, es weht ein günstiger Wind. Er bringt vor dem Schloßherrn sein Anliegen vor, dieser möchte persönlich ihm als Trauzeuge in der Kirche dienen. Gern übernimmt jener diesen letzten Freundschaftsdienst, begleitet sogar nach der feierlichen Trauung das Paar bis ans Schiff und ist seiner Frau beim Einsteigen behilflich. Mit geschwellten Segeln entführt das Schiff das Paar in die Ferne, aber der Burgherr, der nach seinem Turme eilt, erkennt zu spät, daß er der Angeführte ist. Seine Trauer und seine Reue ist nutzlos. — Die Hs. Chartres (**Ch**) ist fast gleichlautend, spricht aber von zwanzig Pforten und schmückt die Beschreibung des Baues der Ritterherberge aus. Hingegen kürzt die aus dem gereimten Original hervorgegangene Prosaversion **D**¹⁾ vieles ab, gibt überhaupt

¹⁾ G. Paris, Deux rédactions du Roman des Sept Sages. Paris 1876, S. 44 ff.

Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Vkrde. Bd. XIX.

nur den allgemeinen Gang der Erzählung wieder. So fehlt die Angabe über die Herkunft des Ritters, der hier seinen Freunden eine Pilgerfahrt vorlägt. Ungarn ist nicht erwähnt, ebensowenig der Liebessang und die Liebesbotschaft der Dame. Nur drei Pforten verschließen den Turm. Das wichtige Ringmotiv ist ausgelassen. Die Frau weist selbst auf die Ähnlichkeit von Personen hin und schließlich entläßt der Ehemann das Paar mit reichen Geschenken.

Lückenlos ist die Überlieferung im altfr. Prosatext A¹⁾, desgleichen in der daraus geflossenen italien. Prosa²⁾, wo aber als die Heimat des Ritters Paris genannt wird, von zwanzig Toren die Rede ist und die Dame selbst die Ähnlichkeit von zwei Ringen betont. Die in der lat. Übersetzung der hebräischen Version (Mischle Sendabar) angefügte Erzählung³⁾ bringt mehrere eigene Züge: der Hauptheld ist ein miles gallicus, der nach Spanien kommt zum Turm mit zwanzig Schlössern, und die Dame wirft ihm bei der ersten Begegnung ihren Handschuh herab. Der geheime Zugang zum Turm wird mit einem versiegelten Steine verschlossen, es fehlt die Tötung des hilfsbereiten Maurers, die Dame selbst weist nach dem gemeinsamen Mahle in der Herberge des Ritters darauf hin, daß schöne Frauen stets einander gleichen. — In der mittelenglischen Hs. D⁴⁾ fehlt die Ermordung des Maurers, auch die Trauungsszene; der Schloßherr stürzt sich zuletzt vor Gram von den Zinnen seiner Burg herab, wobei er sich den Hals bricht. — Über etwaige Änderungen von M = Male Marrastre vermag ich nichts zu sagen, da diese Fassung noch inediert ist.

Besser bin ich infolge der Auffindung weiterer Hss. über J = Versio italicica⁵⁾ unterrichtet. Der Eifersüchtige ist hier ein weiser Richter, der seine Frau in einem fensterlosen Turme mit sieben Pforten verwahrt hält und ihr nur an vier Festtagen im Jahre das Ausgehen gestattet. Gerade bei einer solchen Gelegenheit sieht sie

¹⁾ B. Plomp, De middelnederlandsche bewerking van het gedicht van den VII Vroeden van binnen Rome. Utrecht 1899. S. 37 ff., Loiseleur a. a. O. S. 89 ff.

²⁾ H. Varnhagen, Eine italien. Prosaversion der Sieben Weisen. Berlin 1881, S. 36 ff.

³⁾ Meine Ausgabe im 4. Hefte der Sammlung mittellat. Texte. Heidelberg 1912, S. XIX nebst Text S. 30.

⁴⁾ Campbell a. a. O. S. CX.

⁵⁾ A. Mussafia = Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, LVII (1868), S. 92 ff.

ein Jüngling, den das Gerücht von ihrer seltenen Schönheit zur Reise übers Meer dahin gelockt hat. Die Dame aber wird von Liebe entzündet, weil er ihr überall nachgeht. Der Fremde kauft ein benachbartes Haus und wird durch seinen großen Aufwand mit dem Ritter bekannt, der ihn öfters zu Tisch einladet. Darauf legt er ganz allein (der Maurer fehlt) den unterirdischen Gang an, der unter dem Bett der Dame mündet; Teppiche verdecken den Rest, so daß der Ehemann nichts merkt. Die Frau selbst, die sich wie ein Vogel im Käfig eingeschlossen wähnt, gibt dem Liebhaber die Täuschungslisten an; zunächst tritt er vor den Mann in dessen Kleidern auf, sodann gibt sie ihm ein Hündchen mit, das die gleiche täuschende Wirkung ausübt, und viele Zimmergegenstände. Endlich rät sie ihm zur Trauungskomödie, bei der viele Anwesende infolge des Schweigens des Gatten den Trug ruhig gelten lassen. Das Ganze erscheint also bereits stark ausgeschmückt, wie die Vermehrung der Zahl der Täuschungsobjekte (ursprünglich nur der Ring) beweist. Die nämliche Fassung bietet *Il Libro dei Sette Savi di Roma*¹⁾, die *Storia d'una crudele matrigna*²⁾ und der wichtigste Vertreter des Erasto-Kreises, nämlich *L'Amabile di Continentia*³⁾. In letzterer Prosa ist die Erzählung stark gedehnt und mit allerlei Zusätzen versehen worden, um die Spannung des Lesers zu erhöhen, aber der Hauptcharakter dieses italienischen Zweiges der Sieben Weisen bleibt gewahrt. Am Schlusse wird vom geprellten Ehemanne, der zum römischen Hochadel gehört, berichtet, daß er vor Verzweiflung ob der ihm angetanen Schmach sich vom Turm herabstürzte und so einen elenden Tod fand. Der Erasto selbst, von dem mir keiner der alten Drucke zur Verfügung steht, muß nach der Analyse in der *Bibliothèque universelle des romans* (Paris 1775, S. 29 ff.) eine Kontamination des italienischen mit dem französischen Zweige der Sieben Weisen enthalten. Denn das Ausgehen an Festtagen und das Hündchen erinnert an J, dagegen der Maurer, der Ring und das Mahl, das übrigens an Bord der Fregatte verlegt wird, stammt aus den franz. Versionen. Der Gatte, ein griechischer

¹⁾ ed. A. Cappelli = *Scelta di curiosità letterarie* 64. Bologna 1865, S. 29 ff.

²⁾ ed. G. Romagnoli = *Scelta di curiosità letterarie* 14. Bologna 1862, S. 37 ff.

³⁾ ed. A. Cesari = *Collezione di opere inedite o rare* 37. Bologna 1896, S. 63 ff.

Prinz und Gouverneur von Morea, läßt in seiner Wut das flüchtige Paar verfolgen, was erfolglos bleibt, und stirbt aus Gram einige Tage später. Das italien. Gedicht in ottava rima = *Storia di Stefano, figlinolo d'un imperatore di Roma*¹⁾ gehört zur selben Gruppe. Der Eifersüchtige ist aber nur un castelano, der Turm hat wie in der italienischen Prosa nur Oberlicht vom Dache aus. Der Jüngling scheint aus derselben Stadt zu stammen, da von seiner Reise nichts gesagt wird.

G. Paris²⁾ hat den Beweis geliefert, daß die lateinische *Historia septem Sapientum Romae*, die die größte Verbreitung erhielt, nebst ihren germanischen und slavischen Ausflüssen lediglich auf einen altfranzösischen Text, etwa auf die Redaktion A zurückgeht und höchstens gegen 1330 entstanden sein mag. In der bisher ältesten Innsbrucker Hs. weist unsere Geschichte folgende Eigentümlichkeiten auf: Nach dem Doppeltraum und der Reise des Ritters in ein fernes Land, das nicht nachher angegeben wird, stimmt dieser am Fuße des Turmes ein Liebeslied (*canticum amoris*) an, die Dame teilt ihm durch einen herabgeworfenen Brief ihre heftige Neigung mit. Der König, der von seinen Heldentaten hört, fordert ihn zum Verbleiben in seiner Nähe auf. Als der Ritter endlich durch den geheimen Gang zu seiner Dame im Turm (Zahl der Verschlüsse fehlt) gelangt ist, sträubt sich diese gegen den unsittlichen Verkehr, was uns nach ihrem Brief durchaus verwundern muß. Erst die Androhung des Todes durchs Schwert zwingt sie, ihm zu Willen zu sein (offenbar verfolgt der Redaktor hier seine bei ihm übliche moralisierende Tendenz) und geht so drei Übeln aus dem Wege, nämlich, daß sie in üblen Ruf gerät, ihrem Manne Schmach zufügt und die Tötung des Liehabers nach dessen Entdeckung herbeiführt. So meint sie schließlich: „Diese Torheit will ich nicht begehen, den Fremden abzuweisen.“ Die Entdeckung des Ringes am Finger des Ritters erfolgt bei Gelegenheit einer Jagd, als dieser an einer Quelle eingeschlafen ist. Beim Erwachen schützt er Krankheit vor, worauf beide nach Hause sprengen. Rückgabe des Ringes, Bedrohung der Königin mit dem Tode, falls sie nicht sofort den Ring vorweise. Dann nimmt sie ihn aus einer Truhe hervor. Sie meint, daß zwei Ringe oft einander ähnlich seien.

¹⁾ hgb. P. Rajna = *Scelta di curiosità letterarie* 176. Bologna 1880, S. 106 ff.

²⁾ a. a. O. S. XXVIII ff.

Daran schließt sich die Täuschung beim Mahle, dadurch verstärkt, daß die Königin ihre Sangeskunst zum besten gibt und man den Gatten am Fortgehen hindern will, als er eilige Geschäfte auf seiner Burg vorgibt. Wiederum wird er enttäuscht und seine Frau hält ihm vor, die Vernunft müsse ihm sagen, daß Ähnlichkeit zwischen Menschen oft bestehe, wie dies auch beim Ringe der Fall gewesen sei. Wiederholt heißt es vom Könige, daß der feste Turm ihn hinters Licht führte, sodaß er seinen Augen nicht glauben mochte. Bei der Trauung in der Kirche ist seine Bereitwilligkeit so groß, daß er der Braut wegen der Ähnlichkeit mit seiner Frau sein besonderes Wohlwollen zusichert, ja bei der Abfahrt am Strande ihr noch ausdrücklich Treue und Gehorsam gegen den neuen Gatten einschärft und beiden seinen Segen erteilt. — Mit dieser Darstellung deckt sich jene in der französischen Übersetzung im Genfer Druck, welche G. Paris¹⁾ zum Abdruck gebracht hat. Das Sträuben der Dame ist jedoch gemildert: elle fit ce qu'il demandoit après aucunes deffenses gracieuses. — Auf die deutsche Prosa geht der Ludus septem sapientum zurück, von dem mir ein Druck Frankfurt (gegen 1560) zur Verfügung steht, aus der Bibliothek des St. Vinzenz Stiftes zu Breslau in die Kgl. und Univ. Bibliothek übergegangen. Unsere Geschichte hat hier²⁾ einige Ausschmückungen erhalten: Der getäuschte Ehemann ist Menelaus, König von Sparta, der seine Gemahlin Helena so sehr liebte, daß er sie in einem festen Turm eingeschlossen hielt und die Schlüssel dazu stets bei sich trug. Der Liebhaber ist natürlich Paris Alexander in Phrygien, des Königs Priamus Sohn. Im Traume sieht und umarmt er Helena, nach deren Besitz er dann unablässig trachtet. In Sparta wirft ihm Helena einen Brief (*schedula*) vom Turmfenster herab und erklärt ihm ihre Liebe. Wie in der Historia läßt sich Helena bei der ersten Zusammenkunft zunächst mit dem Tode bedrohen. Auch im übrigen folgt dieser Text mit nur geringfügigen ausschmückenden Zusätzen (Trauung im Minervatempel) der Historia, und am Schluß heißt es, daß Menelaus den Rest seines Lebens in größter Trauer zubrachte (*in luctu et squalore quod reliquum erat vitae miser exegit*).

Dies sind der Hauptsache nach die wesentlichsten Formen unserer Geschichte im Volksbuche der Sieben weisen Meister. Die Fassung des altfranzösischen Dolopathos versparen wir uns absichtlich für später zwecks

¹⁾ a. a O. S. 139 ff.

²⁾ Als septimum reginae exemplum.

besonderer Gegenüberstellung zu der von uns neu aufgefundenen Version. Wir haben es also mit einer in sich durchaus abgerundeten und wohl motivierten Erzählung zu tun, in der die Steigerung der glücklich durch geführten List bemerkenswert ist. Wenn daher eine Stelle aus der provenzalischen Dichtung *Flamenca*¹⁾ hierher gestellt worden ist, die nur das Motiv des unterirdischen Ganges verwendet (übrigens nur für die Zwecke des Eifersüchtigen), so trägt dies zur Entwicklungs geschichte unseres Stoffes ebensowenig bei, wie das Vorkommen des Schlußteils in einer lat. Cambridger Hs.¹²⁾ zum Zwecke der Kontamination mit einem anderen Stoffe, da hier der Doppeltraum sowie die Täuschungsobjekte fortgefallen sind. Beachtung verdient aber, daß für das Antrauen durch einen Freund des Bräutigams von einem „sarazenischen“ Gesetz die Rede ist. Diese Kürzung lautet: Die Gattin aber sinnt nach dieser Versöhnung auf neue Mittel, den Mann zu betrügen. Auf ihren Rat kauft der Liebhaber einem armen Nachbarn sein Haus ab und verkehrt dann fortwährend mit ihr mittels eines unterirdischen Ganges. Hiermit nicht zufrieden, will sie eine förmliche Heirat mit dem Freunde zustande bringen. Sie spricht zu ihm folgendermaßen: „Mein Gatte ist dein Waffenfreund. Sage ihm, daß aus deinem Vaterlande eine gekommen ist, die du heiraten möchtest; aber da es Sitte deines Landes und sarazenisches Gesetz ist, daß man seine Braut nur aus der Hand eines Mannes empfangen darf, so bittest du ihn, dir diesen Dienst zu erweisen, da du keinen näheren Freund hier hast. Wenn er mich dann sieht, kann er wohl Verdacht schöpfen und in der fremden Frau seine Frau erkennen. Begibt er sich deshalb nach Hause, um sich von meiner Anwesenheit zu überzeugen, so eile ich voraus und begegne ihm im Schlafzimmer. Seines Irrtums gewiß kehrt er dann zu dir zurück, und ich eile wieder voraus und werde von ihm dir übergeben in Gegenwart aller derer, die sich eingefunden haben.“ Dieses geschieht auch. Daß das Paar davonreist und der Mann nur das Nachsehen hat, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber es versteht sich von selbst. — Ganz ver flacht und nichts weiter als eine freie Bearbeitung der Inclusa ist

¹⁾ v. 1304—1317 der Ausgabe (2. Aufl.) von P. Meyer, Paris 1901.

²⁾ Anhang zur Ausgabe der *Disciplina clericalis* von A. Hilka und W. Söderbjelm. Helsingfors 1911, S. 70. Vgl. dazu die Bemerkungen beider Vf.: *Vergleichendes zu den mittelalterlichen Frauengeschichten = Neuphilol. Mitteilungen* (Helsingfors) 1913, S. 4 ff.

die Erzählung in Marques de Rome¹⁾), einer Fortsetzung zu den Sieben Weisen, wo an die Stelle des Doppeltraumes das Verlieben infolge der bloßen Anpreisung der Tüchtigkeit des Helden (Zoroas, eines Sohnes des Seneschals des Perserkönigs Darius) getreten ist. Die eingesperzte Prinzessin entbietet ihm, als sie den schlafenden Ritter am Fuße des Turmes erblickt hat, durch einen Brief ihre Liebe. Somit hat sich nur der Anfang unseres Motivs erhalten, da sofort weitere Berührungen mit dem Inclusastoff (die heimlichen Zusammenkünfte erfolgen mittels eines heraufgewundenen Korbes (*corbeille*), was durch diensteifrige damoiseles geschieht) ausgeschaltet sind. „Die einzelnen Abweichungen unserer Novelle von der Darstellung der Inclusa sind lediglich Erfindungen und Schöpfungen der Phantasie unseres unbekannten Verfassers“ (J. Alton). — Ganz überflüssig war der häufige Hinweis bei Keller u. a. auf eine metrische Variante bei Imbert, womit wohl nur sein conte „Les amants corsaires ou l'heureux stratagème“²⁾ gemeint sein kann; denn hier werden uns zwei eifersüchtige Greise vorgeführt, die ihre jungen französischen Frauen hinter dreifachem Verschlusse halten, bis sie ihnen durch die als Korsaren verkleideten Liebhaber endgültig auf einer Spazierfahrt zur See entführt werden. — Zum bloßen Streich in Fabelform ist bereits im Mittelalter unsere Geschichte, wozu sich nur der Schlußteil in entstellter Form eignen konnte, herabgesunken, wozu Liebrecht³⁾ allerlei Parallelen, darunter aus Laßbergs Liedersaal, beigebracht hat, im Schwank „Des trois femmes qui trouverent un anneau“⁴⁾). Drei Frauen kommen überein, daß der Ring derjenigen gehören soll, die ihrem Manne den besten Streich spielen würde. Die dritte greift zur List der täuschenden Ahnlichkeit: Sie schlägt ihrem Liebhaber vor, sie zu heiraten, und zwar solle dies mit Bewilligung ihres Mannes geschehen. Ein gewisser Eustache wird durch Geld für ihre Zwecke gewonnen, sodaß er seine Nichte zu verheiraten vorgibt. Ihr Mann gibt dann seine eigene Frau vor dem Geistlichen fort, da diese sich rasch verkleidet und die Rolle der angeblichen Braut übernommen hat. Es bleibt bei diesem Tausch,

¹⁾ J. Alton, *Le roman de Marques de Rome*. Tübingen 1889, S. 123 u. 173.

²⁾ B. Imbert, *Historiettes ou nouvelles en vers* (2^{de} éd.). Amsterdam 1774, S. 167 ff.

³⁾ Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 127 ff.

⁴⁾ A. de Montaignon, *Recueil général et complet des fabliaux*, t. I. Paris 1872, S. 175 ff.

weil der Gatte damit durch seine feierliche Erklärung einverstanden gewesen ist, und die Frau triumphiert: „Je di que ce n'est pas prester (dies ist kein bloßes Verborgen).“

In der italienischen Novellistik fand der Stoff weitere Ausgestaltung. Bei Sercambi¹⁾ ist der Eifersüchtige der Sultan von Babylonien, der seine Lavina im Turm versteckt hält. Ein vornehmer junger Genuese hat von ihrer Schönheit und ihrem elenden Dasein gehört und, als Kaufmann auftretend, erwirbt er das uneingeschränkte Vertrauen des Sultans; er mietet einen an den Turm anstoßenden Palast und gelangt durch den von einem Baumeister bewerkstelligten Wanddurchbruch zur Geliebten. Doch das Mittelstück der Täuschungsgegenstände ist stark abgeändert. Die Schlußszene spielt sich zunächst an Bord des Schiffes ab; der Sultan verlobt ihm seine Frau, die inzwischen gut Italienisch gelernt hat, so daß jener über sein anfängliches Stutzen leicht hinwegkommt und schließlich beim Anstecken des Ringes durch den Bräutigam seiner Frau den Finger hält²⁾. Dann findet das Mahl im Palaste des Antoniotto statt. Vorher aber hat er sich im Turme rasch davon überzeugt, daß Lavina in ihrem Käfig steckt, und auch ihr Festkleid, das sie bei der Feier getragen hat, wird ihm von ihr aus der Truhe vorgewiesen. Nach dem Essen führt das Paar dem Gaste einen tadellosen türkischen Tanz vor, was ihn zur raschen Heimkehr mit dem üblichen Erfolge veranlaßt. Das Feiern der Hochzeit wird noch mehrere Tage fortgesetzt, und nachdem des Nachts sämtliche Kostbarkeiten aus dem Turm in die Schiffe verschleppt worden sind, fährt das neue Paar, vom Sultan an den Meerestrond begleitet (Lavina muß den im letzten Augenblicke der Abreise mißtrauisch Gewordenen nochmals enttäuschen) mit falscher Reisezielangabe davon. Die Verfolgung durch die gesamte Flotte

¹⁾ ed. A. d'Ancona, Novelle di Giov. Sercambi. Bologna 1871 = Scelta di curiosità letterarie 119, S. 96 (nov. XIII. De furto unius mulieris) — Nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Inclusa hat die zweite Novelle des vierten Tages bei Straparola ed. Gius. Rua. Bologna 1898, S. 206 ff. (Verkehr des Paars mittels einer Kiste, in der sich der Liebhaber im Zimmer der Filenia versteckt hält. Der Schauplatz ist Athen. Am Schluß steht der falsche, aus der Tristansage bekannte Reinigungseid). Noch weniger gilt dies für die vierte Novelle desselben Tages. — Die Fassungen bei Sansovino, Cento novelle antiche X 8 und Masuccio, Novellino nr. 38 und 40 sind mir leider augenblicklich unerreichbar.

²⁾ Vgl. zu diesem eigentümlichen Brauch R. Köhler, Kleinere Schriften II S. 586.

des Sultans schlägt fehl, da dessen Abgesandte in Neapel keine Spur der Flüchtigen finden, und der trübsinnig gewordene Sultan segnet bald darauf das Zeitliche. — Bei Sercambi nimmt demnach der häufige Ortswechsel zwecks Enttäuschung des Eifersüchtigen die Stelle der Täuschungsobjekte ein, an die das Hochzeitskleid nur noch ganz entfernt erinnert. Immerhin bleibt der Gesamteindruck der Überlieferung noch gewahrt.

Mit Malespini gelangen wir wiederum zu einer schwankhaften Ausgestaltung, die sich weit von der Urform entfernt. Die 53. Novelle „Der kürzere Weg zwischen zwei Häusern“ lautet nach E. Misteli¹⁾: „Ein reicher Schatzmeister ist der Nachbar eines Mannes, dessen schöne Frau es jenem angetan hat, und um deren willen er mit dem Manne enge Freundschaft schließt. Die Abwesenheit des letztern soll den Schatzmeister zum gewünschten Ziele führen. Aber unerwartet kommt schon in der Nacht der Mann zurück und wird nur ungern bei seinem Freund, dem Schatzmeister, vorgelassen, wo er eine Weibsperson zu sehen vermeint, welche mit seiner Frau die größte Ähnlichkeit hat. Da die beiden Häuser miteinander in Verbindung stehen, so wünscht er den Verbindungsgang zu benutzen, um nach Hause zu kommen, wird aber genötigt, einen Umweg zu machen. Unterdessen kehrt aber die Frau über diesen Gang heim und empfängt den Mann mit einer zündenden Anrede wegen seines so späten Erscheinens, das sich nur durch die Annahme erklären lasse, daß er andern Weibern nachgezogen sei. Der Mann muß um Verzeihung bitten und bleibt auch in Zukunft getäuscht.“ — Diese Version geht auf die erste Novelle von La Sale's *Cent nouvelles nouvelles*²⁾ zurück, wozu noch weitere Parallelen in der Fabel- und Novellenliteratur beigebracht werden können. Wir lassen jedoch diese Ableger unseres Stoffes füglich bei Seite, da sie bei ihrer Verflachung der Hauptform unser Problem kaum zu fördern geeignet sind.

Ganz künstlerisch und frei hat das Inclusa-Motiv Bojardo in seinem Epos *Orlando Innamorato* für die Leodilla-Episode (I, canto XXI—XXIII verwertet, wie C. Searles³⁾ gezeigt hat. Leodilla mußte den alten Folderico heiraten, der sie im Wettlauf (Atalanta-Motiv)

¹⁾ Emil Misteli, Celio Malespini und seine Novellen. 2. Aufl. Aarau 1905, S. 60.

²⁾ Hg. Th. Wright, Paris 1857, I S. 1 ff. nebst Anm. II S. 252.

³⁾ Modern Language Notes XVII (1902), S. 165 ff. 203 ff.

überlistet hat, indem er drei verlockende Äpfel vor ihr zu Boden warf. Der eifersüchtige Alte hütet seinen so erworbenen Schatz in einem Schloß mit sieben Mauern und ebensoviel Türmen und Toren, was auf die Versio Italica zurückgeht. Der unterirdische Gang, den sein junger Nebenbuhler Ordauro ohne Hülfe eines Baumeisters anlegt zu seinem zwei Meilen weit davon entfernten Palaste, die die Dame bei ihrer fabelhaften Schnelligkeit später spielend zurückzulegen weiß, die List des Gastmahls, aber ohne die Täuschungsobjekte (Ring, Kleider), die Entführung vor den Augen des die Liebenden auf ihrer Reise sechs Meilen weit begleitenden Eifersüchtigen, nachdem Ordauro seinen Aufbruch damit begründet hat, daß ihm das Klima dieses Landes nicht zusage, dies alles gibt im ganzen den Rahmen unserer Erzählung gut wieder. Hingegen hat der Dichter ein neues Element eingefügt, das berechnet war, jene Täuschungsgegenstände überflüssig zu machen: der Jüngling sucht nämlich von vornherein alle Verdachtsmomente mit dem Hinweis darauf zu entkräften, daß des Alten Frau eine ihr überaus täuschend ähnliche Zwillingsschwester habe, die nicht einmal ihre Eltern von jener hätten unterscheiden können. Über die hierdurch geschaffene Unwahrscheinlichkeit, da doch Leodilla nie von einer solchen Schwester hat etwas verlauten lassen, geht freilich unser Epiker leicht hinweg, es ist klar, daß er diesen Zug der plautinischen Komödie entlehnt hat, auf die wir noch zurückzukommen haben. Dies paßt auch zu einem sonstigen Verfahren, größere Mannigfaltigkeit des Erzählten durch Kombination verschiedener Stoffe zu erzielen, zumal er auch die Antike gern umformt.

Wenn wir nun einen Blick auf das Vorkommen unseres Themas in der abendländischen Märchenliteratur werfen, so ergibt sich bald, daß bei der mündlichen Verbreitung eigentümliche Formen entstehen, die im schmückenden Beiwerk, in Kürzungen und Zusätzen am meisten hervortreten. Im griechischen Märchen¹⁾ „Die Goldschmiedin und der treue Fischersohn“ bringt das Mittelstück die Entführungsgeschichte, die nicht lokalisiert ist. Ein reisender Prinz verliebt sich auf das bloße Gerücht hin in eine Goldschmiedsfrau, die mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster sitze und mit dem goldenen Apfel spiele. Sein Freund, der Fischersohn, mietet

¹⁾ I. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen. Leipzig 1864 I S. 201 ff.

für ihn ein Haus in der Nähe der Behausung des Eifersüchtigen und gräbt eine Höhle zu ihr. Der Turm hat sieben Stockwerke, sie sind mit sieben Schlössern verschlossen und die sieben Schlüssel führt der Goldschmied stets bei sich. Um diesen zu täuschen, entleiht der Prinz Goldapfel wie Goldkrone, nach deren Muster er beim Goldschmied Bestellungen macht. Dann muß der Mann bei der angeblichen Hochzeit den Brautführer machen. Durch die Höhle wird die Frau an den Strand auf das Schiff gebracht. Ein letztes Mal eilt der Eifersüchtige zurück; da sitzt sie aber noch mit der goldenen Krone auf dem Kopf im Sessel und spielt mit dem goldenen Apfel. Noch zweimal macht er diese Probe, hierauf hält er nach griechischer Sitte während der Trauung die Brautkronen, die er beide selbst fertigstellt, über seine Frau und den Prinzen. Heimgekehrt findet er das Nest leer, verwünscht seine Augen und reißt sich beide aus dem Kopfe. (Die Fortsetzung geht in einen anderen Märchenstoff über). Manches erinnert hier an Sercambi. — Der erste Teil eines albanischen Märchens¹⁾ „Der Pope und seine Frau“ bringt statt des unterirdischen Ganges eine Tür zwischen den Nachbarhäusern und nur die Trauungszene. Der Schluß ist schwankartig, da der Pope betrunken und von den Flüchtigen als Räuber ausgestattet wird. Er tröstet sich nach dem Erwachen in der Gesellschaft von fünf vorbeikommenden Räubern. — Mehr scherhaft wie roh ist die listige Entführung der Frau eines (buckligen) Schneiders dargestellt, aber in den Einzelheiten stark verwischt, in einem römischen Volksmärchen²⁾, in einer Novelle des Batacchi³⁾ und in sizilianischer⁴⁾ Tradition, die zusammen eine Gruppe bilden, wobei mit dem Namen der Entführten Grazia für die zweideutige Eheeinwilligung (mi date la vostra buona grazia?) witzig gespielt wird. Ein Loch in der Wand beider Häuser vermittelt den Verkehr, eine Puppe die endgültige Täuschung. Im übrigen sind wir hier weit von der vollkommenen literarischen Form unseres Stoffes entfernt.

¹⁾ G. Meyer und R. Köhler, Albanische Märchen == Archiv f. Literaturgesch. XII (1884), S. 134 ff.

²⁾ R. H. Busk, The Folklore of Rome. London 1874, S. 399 ff. Inhalt bei E. Zarncke a. a. O. S. 4 und bei W. A. Clouston, Popular tales and fictions, vol. II. Edinburgh 1887, S. 218 ff.

³⁾ Novelle galanti (1800), nr. 2 „Re Barbadicane e Grazia“.

⁴⁾ Gius. Pitre, Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani, vol. III. Palermo 1875, S. 308 ff., nr. 116 „Lu Custureri“.

fernt. Dasselbe wird wohl für ein schottisches Märchen¹⁾ gelten, das mir widriger Umstände wegen heute nicht zugänglich ist.

Die Übersicht über die abendländischen Fassungen schließe ich, mich zur Neuzeit wendend, mit dem Hinweis auf die dramatischen Bearbeitungen bei Karl Weiß²⁾, mir unzugänglich), von Kotzebue³⁾ „Die gefährliche Nachbarschaft“ (Lustspiel in einem Aufzuge (erinnert stark an das römische Volksmärchen, zu dem durch eine Vertauschung zweier Bräute ein glücklicher Ausgang gedichtet worden ist; der um seine Braut Gefoppte ist auch hier ein Schneider, die Täuschung erfolgt gleichfalls vermittels einer Öffnung in der Wand der Nachbarhäuser nebst einem sie verdeckenden Bilde) und auf Platens „Turm mit sieben Pforten“, Lustspiel in einem Akt (1825) (ursprünglich: mit achtzehn Pforten)⁴⁾. Platen gibt selbst an, daß er durch die Analyse bei Le Grand d'Aussy, *Fabliaux et Contes IV.* zu seinem Stück angeregt worden ist, das beweist auch die Erwähnung des Ringes, aber vom literargeschichtlichen Standpunkte aus muß man sich eigentlich wundern, daß er den alten lebenskräftigen Stoff mancher wesentlicher Motive entkleidet und das Ganze zu einer bloßen Entführungsszene herabgedrückt hat. Hierher gehört auch ein episches Gedicht von Gramberg⁵⁾ „Die Entführung“ (1801). Es beginnt mit der Irrfahrt des durch den Traum um seine Ruhe betrogenen Ritters, der endlich zu einem Schloß am Meer gelangt, vom greisen Schloßherrn wohl bewirtet wird und am Morgen eine Falltür entdeckt, die ihn durch einen düstren Gang zu dem so oft im langen Traum der Phantasie erblickten holden Wesen führt. Die aus einem edlen Hause Entführte und im Turm hinter zehnfachem Schloß Gehütete berichtet dem Ritter, daß sie den Werbungen des

¹⁾ Campbell, *Popular Tales of the West Highlands*, I S. 281 ff.

²⁾ Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Bd. VI „Der betrogene Ehemann“ (1724) in 3 Akten. Wien 1854, S. 75 ff.

³⁾ Theater von August v. Kotzebue, 4. Bd. Wien 1831, S. 135 ff.

⁴⁾ krit. Ausgabe der sämtl. Werke durch M. Koch u. E. Petzet, Bd. XI Leipzig, S. 265 ff.

⁵⁾ Braga hg. Anton Dietrich, 9. Bändchen. Dresden 1828, S. 49 ff. — Eine Entstellung unserer Geschichte, ohne den unterirdischen Gang oder die heimliche Tür, steht innerhalb der mit allerlei Motiven verquickten bulgarischen Erzählung von der Egyluda und dem Trojanerprinzen Alexander, mit einer latein. Übersetzung von P. Syrku abgedruckt im Archiv f. slav. Philologie VII (1884), S. 81 ff. Vgl. die Schlußbemerkungen von R. Köhler zu diesem „kuriosen Text.“

Alten bisher standhaft widerstrebt habe, ihr aber nur noch eine dreitägige Frist beschieden sei, und sie bittet den Fremden, sie aus dieser Haft zu befreien. Des Jünglings lebhafte Erzählung von seinem Traum und der fernen Suche erweckt alsbald den Argwohn in des Alten Brust:

Er eilt, sobald er kann, die Sorge zu bekunden,
Beurlaubt sich von seinem Gast,
Und sucht das Liebchen sonder Rast.
Und sieht sie wohlverwahrt in ihrem festen Kerker,
Kein Winkelchen, das ihm Verdacht erweckt;
Und leicht entgeht dem spähenden Bemerker
Der Teppich, der den Weg zum hohen Turme deckt.
Denn freundlicher wie sonst dünkt ihm die Holde,
Der Argwohn flieht vor ihrem heitren Blick,
Die Hoffnung kehrt vertraulich ihm zurück;
Die Liebe naht mit ihrem süßen Solde.
„Zwei Tage noch“, so ruft entzückt der Greis,
„Wird neue Jugend und wirst du mein Preis.“

Unterdes hat der Ritter, der zum Strande gewandelt ist, dort einen Seemann gefunden, der, ausgesandt, die einem edlen Prinzen bei einer Jagd entführte Tochter aufzusuchen und zurückzuholen (dies ist durch günstige Schicksalswendung eben unsere Dame), zur raschen Entführung entschlossen ist. In Anwesenheit des Burgherrn wird des Ritters angebliche und tiefverschleierte Braut, die soeben angekommen sei, am Altar dem Jüngling übergeben, die Abfahrt soll bald stattfinden.

Der Greis begehrt des Gastrechts alte Sitte;
Er faßt das schöne Weib an zarter Hand,
Und führet nun mit langsam schwerem Schritte
Die Eilende zum längst ersehnten Strand.
Das edle Paar empfängt des Schiffes Mitte;
Das Weib zerreißt das leichte Zauberband;
Der Schleier fällt, — der Greis sieht sich betrogen, —
Und sicher fliegt das Schiff durch weite Wogen.

Wir wenden uns nun den orientalischen Parallelen unseres Stoffes zu. Im Hauptteile einer neu-aramäischen Erzählung¹⁾ „Der Prinz und die Frau des Juden Illik“ wird die Frau des jüdischen Goldschmiedes Illik in Bagdad hinter vierzig Türen gehalten. Der freigebige Prinz läßt sich ein kostbares Schwert, dann einen kunstvollen Dolch vom Goldschmiede anfertigen, macht aber absichtlich

¹⁾ M. Lidzbarski, Geschichten und Lieder aus den neu-aramäischen Handschriften der kgl. Bibl. zu Berlin. Weimar 1896, S. 229 ff.

ihm beides, abgesehen von der reichlichen Bezahlung, zum Geschenk. Dasselbe geschieht mit ein Paar Armbändern, die für seine Braut bestimmt seien. Die Goldschmiedsfrau war auf den Bericht von der Freigebigkeit dieses Fremden schon lange auf ihn aufmerksam geworden und setzte es endlich durch, daß er in das wohlgehütete Heiligtum eingeladen wurde. Der Mann wird betrunken gemacht und an den Füßen herausgezogen. Am nächsten Tage wird ihm auf Anraten der Frau ein benachbartes eingefallenes Haus abgemietet, und der Jüngling läßt im Neubau alsbald einen unterirdischen Gang graben, der unter den Sessel der Frau mündet. Der Tunnel vermittelt den ungestörten Verkehr. Jenes Schwert, der Dolch und die Armbänder bilden die in der bekannten Art verwendeten Täuschungen, um den Juden, der sie bald bei seinem Gast, bald in seiner Behausung am richtigen Orte vorfindet, in falsche Ruhe einzuwiegen. Sehr fein bemerkt zu ihm die Frau: „Hundert Dinge gibt es, die einander gleichen. Was du auch jetzt bei dem Manne siehst, immer sagst du, es ist mein. Es ist möglich, daß, wenn er morgen mit einer Frau kommt, die mir ähnlich ist, du dann auch sagst: es ist meine Frau. Wie sollte er zu mir gelangen, wo vierzig Türen vor mir verschlossen sind? Aber das ist nur, weil du ein böses Herz hast und kein Vertrauen kennst, weil du ein Lump und ein schlechter Kerl bist.“ Dann stellt der junge Mann, der Schwert und Dolch mitnimmt, dem Juden dessen Frau als seine Braut vor, und der Gang bewerkstelligt wiederum die Enttäuschung, sodaß der Mann nicht mehr wußte, was er sagen sollte und so für den Schluß des Abenteuers gut vorbereitet war. Dem Charakter dieser binnennärdischen Erzählung entsprechend ist von keiner Seefahrt die Rede, der Prinz entführt die Goldschmiedsfrau, eine weite Strecke von Illik begleitet, zu Pferde. Als der Jude nach seiner Heimkehr nichts mehr, weder Frau noch Sachen, vorfindet, röhrt ihn der Schlag und er erliegt seinem Schmerze. — Wir sehen, daß im allgemeinen diese Fassung recht gut mit den Sieben weisen Meistern zusammengeht. Offenbar bringen beide dieselbe Urform zum Ausdruck, wobei der Aramäer im Bestreben nach spannender Darstellung stärkere Änderungen vorgenommen hat. Jedenfalls bildet seine Geschichte ein wertvolles Bindeglied innerhalb der Entwicklungsgeschichte unseres Themas. Geschickt ist das Ganze abgerundet und alles von Anfang bis zum Ende wohl motiviert, wie wir dies bisher nur in Frankreich beim ersten Auftauchen des okzidentalischen Zweiges der Sieben

weisen Meister gesehen haben. — Die anderen orientalischen Zeugen der Inclusa bieten bei weitem nicht die gleiche Ursprünglichkeit. In einem syrischen¹⁾ Märchen liebt ein Armer die Frau eines ihm befreundeten reichen Juden. Sie veranlaßt den Armen, einen großen unterirdischen Gang bis in ihr Haus anzulegen. Als Täuschungsgegenstände gelten hier ihres Mannes Stute und der silberbeschlagene Schuh der Frau. Diese erklärt ihm immer: „Ein Ding gleicht dem andern.“ Dann kommt der Hochzeitsschmauß mit der bekannten List. Der Schluß aber ist roh ausgestaltet, der Reiche wird betrunknen gemacht, vergiftet und begraben, und das saubere Paar kann sich heiraten vor aller Welt und den Dummkopf noch nach seinem Tode höhnen. — Der Stoff erscheint hier volkskundlich vergröbert. — Eine romantische Ausschmückung begegnet uns in der großen Märchensammlung von Tausend und eine Nacht in der Habichtschen Ausgabe (Breslau)²⁾ „Geschichte vom Fleischhauer, seiner Gattin und dem Soldaten.“ Der Soldat, der die Fleischersfrau bereits oft genug besucht hat, legt zur größeren Bequemlichkeit den unterirdischen Gang an, und die Frau muß vorgeben, daß des Soldaten Schwester, die ihr überaus ähnlich sei, nach langer Abwesenheit inzwischen von der Reise mit ihrem Gatten angekommen sei. Die Täuschungsobjekte fehlen. Der betrogene Ehemann wird in der Trunkenheit (vgl. das albanische Märchen) kahl geschoren, in ein Türkinkleid gesteckt und hinausbefördert, in diesem Wahn durch die Beschimpfung seiner Frau bestärkt und dadurch unschädlich gemacht. — Das Motiv von der zum Verwechseln ähnlichen Schwester erinnert uns sofort an das plautinische Lustspiel Miles gloriosus, das sich herübergerettet zu haben scheint. — Besser ist die Überlieferung in einer anderen Tradition von Tausend und eine Nacht in der Geschichte von Kamaralsaman³⁾ und der Frau des

¹⁾ E. Prym u. A. Socin, Syrische Sagen und Märchen. Göttingen 1881, S. 37 ff

²⁾ XIV, S. 60 ff. (896. Nacht) „Geschichte des Gerbers und seiner Frau.“

Vgl. W. Bacher, Der Miles gloriosus in 1001 Nacht = Zeitschrift der dt. morgenl. Gesellschaft XXX (1876), S. 141 ff. W. A. Clouston, Popular tales and fictions, II S. 223 ff. Ausg. Henning (Reclam), Bd. XVIII, S. 158 ff. — Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes, t. VIII (1904), S. 95—96.

³⁾ J. von Hammer, Der Tausend und einen Nacht noch nicht übersetzte Märchen, Erzählungen und Anekdoten, aus d. Frz. ins Dt. übs. von Aug. E. Zinserling, III. Band. Stuttgart u. Tübingen 1824, S. 355 ff. Ausg. Henning (Reclam), Bd. XVII S. 5 ff. Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes t. IV (1900), S. 212 ff.

Juweliers in Basra gewahrt. Die Freigebigkeit dem Juwelier gegenüber erinnert zunächst durchaus an die aramäische Version, sie dient dem Liebhaber zur Einführung in das Haus des Ehemanns, auch der wiederholte Schlastrunk bei der ersten und späteren Begegnung mit der jungen Frau. Das Verlieben geschieht auf das bloße Gerücht von der Schönheit der Dame hin, eine durch zwei Schränke verdeckte Öffnung in der das Nachbarhaus trennenden Wand bewerkstelligt den Verkehr. Es findet die Komödie mit vielen Täuschungsgegenständen statt: die Reichtümer des Juweliers, Möbel, kostbarer Dolch und Uhr, die zum Freunde herübergeschafft werden. Zuletzt verkleidet sich die Frau als Sklavin, und nach der letzten Probe gelingt die Flucht unter Mitnahme aller Schätze und einer getreuen Dienerin auf dem Landwege nach Ägypten. Der Juwelier folgt der Ungetreuen nach Kairo, wo Kamaralsaman auf Befehl seines Vaters eine andere ehelichen mußte, und tötet dort seine Frau nebst deren Dienerin. Zum Entgelt erhält er Kamaralsamans Schwester und kehrt später in die Heimat zurück. — Die persische¹⁾ Geschichte von den drei betrügerischen Frauen, von denen jede ihrem Gatten einen besonderen Streich spielt (vgl. das altfrz. Fable), bringt jene erste Variante aus 1001 Nacht. Die Richtersfrau veranlaßt einen nach ihr schmachten den Zimmermann den unterirdischen Gang zu ihr zu graben (die Botschaft überbringt ihm eine Sklavin) und sie gleich am folgenden Tage in seiner Behausung für seine Braut auszugeben. Der vorbeikommende Ehemann wird gebeten, einzutreten und die Trauungsformel zu sprechen; sofort ist er beim Anblick seiner Gattin betroffen und eilt, halb gefaßt, heim, da er sein Gebetbuch vergessen habe. Dann erregt ein schwarzes Mal an der Lippe der Frau, das er oft geküßt hat, seinen Argwohn und er eilt unter dem Vorwande zurück, erst eine notwendige religiöse Waschung zu Hause vornehmen zu müssen; eine Apfelhälfte, die er ihr schenkt, und ein Rubinhalsband dienen weiterhin zur Täuschung, bis er nach langem Sträuben in aller Form das Paar getraut hat. Die durch den Gang zurückgeeilte Frau aber mißhandelt mit ihrer Sklavin den Richter, der, ganz von Sinnen, in einem Irrenhause Zuflucht sucht. — Das meiste ist hier phantastisch ausgeschmückt und die Komik dadurch erhöht, daß der Mann in seiner Eigenschaft als Standesbeamter die Trauungszeremonie vornehmen muß. — Ein türkisches Märchen „Das mit List ge-

¹⁾ W. A. Clouston, A group of Eastern romances and tales, privately printed (1889), S. 358 ff. nebst Anm. 9, S. 548 ff. —

freite Mädchen¹⁾" ist dadurch bemerkenswert, daß der Jüngling sich in ein Bild der Schönen verliebt und sich in die Stadt des Originals begibt. In Mädchenkleidung findet er Zutritt im Hause des Vaters der jungen Dame, eines Fürsten, gibt sich ihr zu erkennen, greift auf ihren Rat zur List des unterirdischen Ganges, und der Vater selbst spricht über seine eigene Tochter, die als ihre Gesellschafterin keck auftritt, den Trausegen, begleitet auch das Paar eine Strecke Weges. „Als er in das Haus seiner Tochter eingetreten war, war seine Tochter verschwunden. Da schickte er jenem reichen, jungen Manne eine Schrift: „Du hast meine Tochter mit List entführt.“ Das Mädchen schickte ihm seine Schrift zurück: „O Vater, nach deinem eigenen Befehle hast du mich gegeben“. — Die Erzählung bei Gueulette²⁾ „Aventures du vieux Calender“ können wir hier füglich übergehen, da der unterirdische Gang nebst sonstigem Aufputz der Handlung nur dazu dient, einen Eifersüchtigen von seinem Laster durch eine von seinem Vater abgekartete Komödie zu heilen. Die Täuschung erhöht hier ein Muttermal der Frau an ihrem Ohr. — Stark abgeändert erscheint endlich der Stoff, in eine längere Novelle hineingebracht, deren Rahmen an Floire et Blancheflor u. ä. erinnert, in der auf neupersische Tradition zurückgehenden Reise der Söhne Giaffers³⁾. Ein bereitwilliger Freund unterstützt die von einander infolge der Heiratspläne eines rücksichtslosen Königs am Hochzeitstage getrennten Liebenden Feristenus und Giulla. Diese hat den König, der sie in einem versteckten Gemache seines Harems zurückhält, hinzuhalten gewußt, während der Bräutigam, ungerecht zum Tode verurteilt, sich aus der Haft hat in Sicherheit bringen können. Auf den Rat seines Vertrauten wird ein großer und schöner Palast neben dem Ort, wo seine Giulla schmachtet, einem Kaufmann abgekauft, und nun gelangt er durch den Gang, den der in solchen Dingen wohlbewanderte Freund mit einer Zauberrute macht, bis in das Gemach der Giulla, die ihren lieben Mann mit tausend Freuden empfängt. Der König nimmt eine Einladung in den Palast des angeblichen Kaufmanns an und sieht überrascht beide jungen Eheleute,

¹⁾ W. Radloff, Proben der Volksliteratur des türkischen Stämme Süd, Sibiriens, IV. Teil. St. Petersburg 1872, S. 393 ff.

²⁾ Contes tartares (101. — 104. Viertelstunde) = Cabinet des fées XXII. S. 89 ff. dt. Übersetzung, II. Teil, Leipzig 1728, S. 151 ff.

³⁾ H. Fischer u. Joh. Bolte, Die Reise der Söhne Giaffers. Tübingen 5,189 S. 133 ff. nebst Anm. S. 219 ff.

die ihn da begrüßen und die er durchaus zu kennen glaubt. Er kehrt um, findet aber stets alles in schönster Ordnung daheim (Halsschmuck als Täuschungsobjekt), und als er das dritte Mal Giillas Arm blau und gelb drückt, um durch dies Zeichen sicher zu gehen, beseitigt letzteres ein von jenem Freunde auf den Arm geriebenes Heilkraut. Die Entführung zu Schiff geschieht bei Nachtzeit und ohne Begleitung des Königs, der, um alle Hoffnung betrogen, sich so sehr grämt, daß er in eine schwere Krankheit verfällt und in zwei Tagen elendiglich stirbt. — Damit sind auch die orientalischen Parallelen erschöpft. Wir haben aber bereits gesehen, daß sie sämtlich sich von jener in sich geschlossenen Form, wie sie in Frankreich am durchsichtigsten erscheint, nur mit Ausnahme etwa des Aramäers, entfernen. Auch der Umstand ist recht auffällig, daß der orientalische Zweig der Sieben weisen Meister unsere Wanderinge novelle durchaus nicht enthält. Auf Grund unseres vorliegenden, wenngleich reichlichen Materials ist die Ursprungsfrage kaum in einer bestimmten Richtung zu beantworten möglich. Nun scheint allerdings das Motiv vom Wanddurchbruch in Verbindung mit der betrügerischen Vorspielung einer zum Verwechseln ähnlichen Schwester antik zu sein, da es bereits im plautinischen Lustspiel *Miles gloriosus* auftritt und auf Griechenland, als ihren Entstehungsort, hinzudeuten, weil nach dem Prolog des zweiten Aktes ein griechisches Original '*Ἀλαζών*'¹⁾ die Fabel des Stückes enthalten habe. Allerdings betont Clouston²⁾, es sei zweifelhaft, ob der griechische Dramatiker die Fabel des Stükkes selbst erfunden oder eher einer orientalischen Tradition entlehnt habe. Daß aber die Fassung von 1001 Nacht „Geschichte des Gerbers und seiner Frau“ direkt auf Plautus zurückgeht, erscheint trotz des auch hier auftretenden Schwesternmotivs, auf das Bacher³⁾ so starkes Gewicht legt, unwahrscheinlich (von dem Zuge, daß ein Soldat die gleiche Hauptrolle spielt, sehe ich ganz ab, da in 1001 Nacht ein solcher der Mitbetrüger, bei Plautus aber der Betogene ist.) Bacher kann für den orientalischen Ursprung nur Vermutungen äußern: „Man könnte immerhin annehmen, daß der Stoff des *Miles gloriosus*, zu einer kurzen Prosaezählung verarbeitet, auch in den Orient gelangte,

¹⁾ O. Ribbeck, *Alazon. Ein Beitrag zur antiken Ethologie.* Leipzig 1882, S. 55 ff.

²⁾ *Popular tales and fictions.* II S. 227.

³⁾ a. a. O. S. 142.

durch Erzählertradition sich fortterhielt und endlich modifiziert in unserer Erzählung fixiert wurde. Vielleicht stammt aber jener Stoff aus dem großen indischen Sagenquell, welcher ja von den ältesten Zeiten her den Occident gespeist hat, und gelangte einerseits sehr frühe in den Kreis der klassischen Komödie, während er andererseits im Oriente selbst bis zu den Begründern der berühmtesten Märchensammlung sich fortpflanzte.¹⁾ Da aber in 1001 Nacht der geheime Verbindungs weg zwischen zwei von einander weit abliegenden Häusern mehr an die Version der Sieben Weisen gemahnt, so liegt Grund zur Annahme vor, daß diese letztere in der arabischen Fassung mit dem plautinischen Motiv, das dann eben auch sich im Orient fortpflanzt hat, kombiniert wurde. Dieser neuere Einfluß könnte demnach für unseren Urstoff ausscheiden. Wie Bojardo zu dieser Verquickung mit der Urform kam, wurde bereits oben gezeigt.

Am kräftigsten hat noch immer E. Zarncke das schwierige Problem anzupacken gewußt und die verschiedenen Traditionen miteinander zu vereinigen gesucht. Er betont²⁾ die Übereinstimmung zwischen dem Miles gloriosus und der orientalischen Geschichte von Kamaralsaman und hält alles für Ausläufer einer ursprünglich griechischen Fabel, in deren Urform die Zwillingsschwester und die Entführung zu Schiff mit Einwilligung des Ehemannes gestanden habe. Nicht unwesentlich sei auch der Zug der Ausplünderung des Ehemannes und der Schenkung des Sklaven. Ich schätze dies Nebenmotiv nicht so hoch ein, es findet sich auch in der Versio italicica und bei Sercambi, es wird uns auch im neuen Texte begegnen.

Vielleicht darf man aber, ohne das stillere Fortleben der griechisch-plautinischen Überlieferung ganz ableugnen zu wollen, zur Annahme übergehen, daß zu Beginn des Mittelalters eine ganz neue Originalform unseres Stoffes in bewußt künstlerischer Absicht entstanden ist und teils in mündlicher teils in schriftlicher Überlieferung

¹⁾ Ganz zuversichtlich äußert sich E. Rohde in seinem Vortrage „Über griech. Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient“ = Verhandlungen der 30. Versammlung dt. Philologen u. Schulmänner in Rostock. Leipzig 1876, S. 67 = Griech. Roman S. 596: „Wenn ich bedenke, daß die Fabel des Miles gloriosus in einer Erzählung der 1001 Nacht sich vollständig wiederholt, so weiß ich diese Tatsache, die doch gewiß nicht aus einer Kenntnis der Komödie selbst bei dem orientalischen Erzähler erklärt werden kann, nicht anders zu deuten, als aus einer gemeinsamen Benutzung einer älteren griechischen Novelle.“

²⁾ a. a. O. S. 22 ff.

eine ungeahnte Verbreitung im Abend- wie Morgenlande gewonnen hat. Ihren besten und ausgeprägtesten Charakter hat sie im westlichen Zweige der Sieben weisen Meister erhalten, und Frankreich hat ihr zur reinsten literarischen Fixierung zunächst verholfen. Diese Urform enthielt folgende Motive: 1. Verlieben durch Doppeltraum (oder mit einer Abart: durch Hörensagen). 2. Der unterirdische Gang (später wiederum gelegentlich durch Wanddurchbruch ersetzt, was durchaus nicht auf Plautus zurückzugehen braucht). 3. Die Täuschungsobjekte als Vorbereitung zu 4. Trauung im Beisein des Mannes oder direkte Übergabe der Frau an den Liebhaber durch den eigenen Gatten. 5. Die Entführung zu Schiffe. Dies ist der mittelalterliche Inclusa-Stoff, der nun den merkwürdigsten Wandlungen und Wanderungen ausgesetzt worden ist. Wir haben sehen können, wie Kürzungen und Auslassungen einzelner Teile ebenso sehr wie Erweiterungen (etwa in der Zahl und Art der Täuschungsgegenstände oder im Schicksal des gefoppten Ehemannes) in buntester Fülle den Occident wie den Orient betroffen haben, letzteren aber besonders schwer, so daß nur die aramäische Erzählung ein gutes Bindeglied darstellt. Wird sich ein Schluß über die Herkunft der Inclusa ziehen lassen? Gern greift man alsbald zur orientalischen Hypothese. Dafür ist aber bisher nur das erste Motiv (Verlieben durch den Traum) ins Feld geführt worden, an das selbst Zarncke¹⁾ erinnert und das nach Clouston²⁾ durchaus orientalisch („essentially Oriental“) sein soll. So weist er bezüglich des Anfangsmotivs des Träumens von einem fernen geliebten Wesen auf die indische Vāsavadattā des Subandhu (7. Jhd.) hin und Chauvin³⁾ bringt weitere Beispiele bei. In der Tat mag dies „poetische Motiv der Traumliebe“, von E. Rohde⁴⁾ meisterhaft beleuchtet, ein asiatischer und namentlich indischer Einschlag sein, zumal noch das erste Erblicken des Geliebten im Traum mit der freien Gattenwahl des Mädchens verknüpft erscheint, was gleichfalls Rohde treffend betont hat, so daß auch der griechische Roman diese Traumliebe (im Bericht des Chares von Mytilene) übernommen hat.

¹⁾ a. a. O. S. 22, Ann. 1 u. 26.

²⁾ Popular tales and fictions, II S. 228 und The Book of Sindibād, S. 346—47.

³⁾ Bibliogr. des ouvrages arabes V S. 132.

⁴⁾ Der griechische Roman und seine Vorläufer. 3. Auflage. Leipzig 1914, S. 47 ff., besonders S. 53 Ann. 4.

„Die Beliebtheit eines so sonderbaren Motives erklärt sich gerade im Orient sehr einfach aus dem eingeschlossenen Leben der Frauen und der dadurch veranlaßten Verlegenheit der Romanschriftsteller um ein Mittel, ihre Paare zusammenzuführen. Aus demselben Grunde lieben sie es, den Helden in ein Bild¹⁾ des nie zuvor gesehienen Mädchens sich verlieben zu lassen. Auch dieses Motiv stammt vermutlich aus Indien. Zuweilen werden beide Motive, Traum und Bild verbunden.“ Immerhin fragt es sich, ob dieses Kriterium des Anfangsmotivs ausreicht, den Gesamtstoff von *O* (Urform der Inclusa) als orientalisch anzusehen, selbst wenn man nicht zur folkloristischen Deutung eines solchen rein märchenhaften Motivs (ich erinnere an Jaufre Rudels amor lonhtana) übergehen will. Zarncke äußert sich ganz vorsichtig: „Es ist schwer zu sagen, wie die Inclusa nach Frankreich gekommen ist. Ihre auffallende Ähnlichkeit (Verlieben aber auf Grund einer Schilderung der fernen Schönen!) mit dem griechischen Märchen könnte uns wohl veranlassen, sie als direkt aus Griechenland entlehnt zu betrachten; nimmt man doch dasselbe jetzt allgemein von Flor und Blancheflor an. Freilich scheint das Motiv der beiden Träume dem zu widersprechen, das doch wohl orientalischen Ursprungs sein wird; aber wer wollte jetzt noch feststellen, wie eine derartig weithin verbreitete Erzählung und wo vor allem sie die Gestalt erhielt, in der sie aufgezeichnet wurde?“²⁾ So müssen wir die erneut aufgeworfene Frage in der Schwebe lassen und zusehen, ob ein bisher unbekannter Text, auf den wir gestoßen sind, uns weiter bringen kann.

Die Handschrift der Herzogl. Bibliothek Wolfenbüttel 671 (Helmst. 622³⁾), ein Sammelkodex mit 17 Stücken, von verschiedenen Händen des XV. Jahrhunderts geschrieben, bringt als Nr. 10 ein Filo überschriebenes lat. Gedicht in 472 Hexametern, das nach der Inhaltsangabe der Hs. auf einem Vorsatzblatte, wohl von Polykarp Leysers Hand, näher beschrieben wird als: Filo, seu Carmen Amatorium, ad modum Romanzarum quas hodie vocamus, descriptum, incerti Auторis. Die Dichtung entstammt derselben deutlichen Hand wie von Bl. 75—181 die Stücke: Bernhardus de laudum titulis — Descriptio cuiusdam doctoris Henrici praepositi in Erfordia =

¹⁾ V. Chauvin V S. 132 bringt weitere Belege.

²⁾ a. a. O. S. 22 Anm. 1.

³⁾ Vgl. v. Heinemann, Die Handschriften der Bibl. zu Wolfenbüttel, I 2 (1886), S. 83.

Occultus¹⁾ — Peregrinus seu Carmen de instructione peregrinantium — Pyramus bis carmine expressus²⁾. Unser Text steht auf Bl. 146 r — 156 v, einspaltig zu je 21 Zeilen. Die Initialen sind nicht ausgeführt, dafür ist freier Raum gelassen. Diese Dichtung, von der Polykarp Leyser³⁾ bereits den Anfang (v. 1 — 113) abgedruckt hat, ist bisher unberücksichtigt geblieben, wie mir auch ein hervorragender Kenner wie Joh. Bolte freundlichst bestätigt hat. Dies röhrt auch daher, daß die Anfangsverse bei Leyser keinen Einblick in den Gang der Handlung gewähren, ebensowenig seine dort angeführte Angabe: Narrat deinde carminis auctor Filonem voti sui memorem Tyrum naue consensa profectum, a Zenone hospitio exceptum, et tandem singulari artificio Feloniam secum in Graeciam duxisse. Jenes „singulare artificium“ bildet aber gerade den Kernpunkt unseres Themas. Der Inhalt lautet nämlich folgendermaßen:

In Griechenland, der Mutter aller Studien, lebte ein an allen irdischen Schätzen reich gesegneter Mann, namens Filo (= Philo). Schönheit und edle Geistesgaben zeichneten ihn aus, dazu der Jugend Kraft und Anmut. Er ließ eine weibliche Statue aus parischem Marmor, alles täuschend nachgebildet und reich verziert, mit einer Krone auf dem Haupte und in prächtiger Gewandung, wobei weder Gold noch Edelsteine gespart wurden, von Künstlerhand für sich ververtigen und in seinem Hause in einer Halle aufstellen, zu der nur wenige Vertraute Zugang hatten. Von der Schönheit dieses Bildes bezaubert nahm er sich vor, nur ein gleiches lebendiges Ebenbild dereinst zu seiner Gemahlin zu erheben. So blieb er lange Zeit unvermählt. Einst kam aus Tyrus ein reicher Mann zu ihm, namens Zeno, den er aufs beste bewirtete und dem er alle Schätze seines Hauses vorwies, das goldene Hausgerät und die stattliche Dienerzahl. Dem Gastfreind zu Ehren erscholl lauter Festesklang bei Musik und Tanz, als ob alle neun Musen die Feier verschönern wollten. Endlich führte er ihn auch vor sein geliebtes Bild in seinem Heiligtum. Kaum ward Zeno dessen ansichtig, so stürzte er, vor Schrecken und Staunen starr, zu Boden und erholte sich nur langsam von seiner Ohnmacht, worauf er in heftige Klagen ausbrach, welch unseliges Geschick oder welcher Räuber ihm seine geliebte Frau Filonia (= Philoneia) entführte und hierher gebracht habe. Mit Mühe beruhigte ihn der Grieche durch den Hinweis darauf, daß er nur ein Bild vor sich habe, doch sofort richtete er an ihn die neugierige Frage, ob seine Gattin

¹⁾ Hgb. Theobald Fischer, Nicolai de Bibera Carmen satiricum = Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I. Erfurter Denkmäler. Halle 1870, S. 37 ff.

²⁾ Hgb. E. Faral, Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge. Paris 1913, S. 41 ff.

³⁾ Polycarpi Leyseri Historia poetarum et poematum medii aevi. Halae 1721, S. 2081 ff. Folgende Lesefehler darin: v. 17 Immo — 25 similis — 62 simile — 71 varias — 74 resoluit — 86 se pelle — 96 natum — 100 conueniunt.

sich durch gleiche Schönheit auszeichne. Dies bestätigte der Tyrier, voll Lobes über die täuschende Ähnlichkeit. Der Grieche aber bewahrte alle seine Worte wohl in seinem Herzen und hörte mit Vergnügen auf alle Lobeserhebungen des Tyriers, der nicht müde wurde, seine Frau zu preisen. Im kühlen Schatten prächtiger Bäume eines Gartens, in den beide traten, setzten sie ihre Gespräche fort und hier hatte Filo Gelegenheit, alles Nähere über die Heimat und Wohnung seines Gastes zu erfahren (77).

Nach einigen Tagen verabschiedete sich Zeno von seinem edlen Wirt und kehrte nach glücklich überstandener Seefahrt nach Tyrus zurück. Freudig begrüßte ihn seine Filonia und, nach dem Grunde seiner längeren Abwesenheit befragt, gestand ihr Zeno, noch immer von jenem seltsamen Zusammentreffen mit dem seiner Frau so sehr gleichenden Bilde aufs heftigste erschüttert, was er in Griechenland gesehen hatte. Er rühmte die jugendliche Schönheit seines Wirtes, seinen Reichtum, seinen feinen Anstand und seine Klugheit und bei der Erzählung von seiner durch jähre Bestürzung hervorgerufenen Ohnmacht vergaß er nicht, ihr seine hierdurch bewiesene große Liebe zu versichern. Filonia tröstete ihn wegen der ausgestandenen Angst und fügte hinzu, daß sein Erlebnis in der Tat wunderbar sei (113).

Filo jedoch, eingedenk seines Vorsatzes und des fernen vor ihm gerühmten Ebenbildes, beschloß sein Glück zu wagen. Auf zwei mit allerlei Kostbarkeiten beladenen und prächtig ausgeschmückten Schiffen stach er in See, nachdem er getreuen Dienern die Obhut über seine Statue anvertraut hatte. Die Fahrt verlief glücklich, angenehm verkürzt durch Musik, Tafelfreuden und Becherklang. Bald sahen sie die Zinnen von Tyrus vor sich zu ihrer Freude aufsteigen. Heiter stieg Filo mit seiner Begleitung ans Land und vor den Mauern der Stadt schlügen sie ihr prächtiges Zeltlager auf. Von den hohen Mauern aus hatte bereits Zeno die Ankunft der Fremdlinge bemerkt, er eilte hinaus und begrüßte den griechischen Gastfreund mit unverhohlener dankbarer Freude. Hierauf führte er Filo nebst Gefolge in seinen Palast, wo er ein rauschendes Fest für sie veranstaltete. Filonia aber, die von der Ankunft des Griechen Filo bereits vernommen hatte, trauerte voll Bitterkeit, daß es ihr nicht vergönnt war, ihn zu sehen. Am Abend fand das Festmahl statt, zu dem all erdenklicher orientalischer Luxus aufgeboten wurde; Speisen, Getränke, Musik bewiesen des Tyriers dankbare Gastlichkeit, aber Filonia blieb unsichtbar und Filo mußte ohne den Genuß ihres Anblicks in sein Lager draußen vor der Stadt zurückkehren. Am nächsten Tage besuchte ihn dort Zeno. Man trieb Kurzweil mit Schach- und Würfelspiel, die reichlich versehene Küche bot ein auserlesenes Mahl und das Spiel gab ihrem Beisammensein einen harmonischen Abschluß. Da wagte Filo die scheinbar harmlose Frage, warum sich noch immer Filonia seiner Begrüßung entziehe. Zeno erwiederte kurz, er könne niemandem ihren Anblick gestatten. Von einer Schar Jungfrauen umgeben, müsse ihr der Verkehr mit dem Gatten genügen. Darüber verwundert billigte Filo diese Art von Verwahrung eines so kostbaren Schatzes, erbat aber die Erlaubnis, ihr seine Hochachtung durch ein Ehrengeschenk zu bekunden. Damit war Zeno zufrieden und verlangte nur, daß eine der Jungfrauen es persönlich abhole. Daheim übermittelte er Filonia den Wunsch des Fremden, sie zu ehren, und bald erschien in Filos Zelt ihre Vertraute Dina mit besonderen Grüßen

ihrer Herrin, viel bewundert von den anwesenden Griechen. Sie nahm die Ehrengabe in Empfang, auch ein persönliches Geschenk und der freigebige Grieche bat sie zu melden, daß er lieber das Geschenk an Filonia selbst überbracht als nur übersandt hätte. Dies richtete Dina getreulich aus und wurde nicht müde, all die Vorzüge des unvergleichlichen Fremdlings anzupreisen (218).

Filonia besaß einen kostbaren Ring aus Gold mit einem Hyazinth und schickte durch Dina diesen als Gegengabe an Filo, zugleich als Unterpfand ihrer Liebe und Treue. Denn bereits war ihr Herz in Liebe entflammt, da sie schon längst durchschaut hatte, daß Filos Reise nur ihr gelte und keinem anderen. Da unterdessen Zeno seinem Freunde ein Absteigequartier nahe bei seinem Palaste eingeräumt hatte, so bat sie Dina, ihr behilflich zu sein, eine heimliche Zusammenkunft zu ermöglichen. Sie möge dem bereits heißgeliebten Manne den Auftrag ihrer Herrin schlau ausrichten, durch zwei ihm ergebene Griechen einen unterirdischen Gang bis zu ihrem Gemach anlegen zu lassen: der eine könne graben, der andere die Steine sichernd zusammenfügen, und nur des Nachts dürfe die Arbeit von statten gehen, damit in Zenos Abwesenheit das Herüberschlüpfen Filos gelinge. Zeno, der bei seiner Gemahlin erschien, bewunderte das Geschenk seines Gastfreundes und gab gern seine Einwilligung, daß Dina das Gegengeschenk überbrachte. Sie entledigte sich des Auftrages Filonias überaus gewandt. Filo schwamm in eitel Freude, desgleichen seine Männer, die er ins Geheimnis einweichte. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er zwei tüchtige Meister zur Hand, die freiwillig ans Werk gingen und umso eher es vollendeten, als bereits ein solcher Gang von ihnen nach den ersten Spatenstichen vorgefunden wurde, so daß sie alles eben nur auszubauen und zu vollenden brauchten. Filo jubelte, daß ihn das Glück bei seinem Vorhaben so sehr unterstützte. (265).

Dina selbst konnte eines Tages, als sie die fremden Männer aus dem Gange in der Kammer ihrer Herrin emportauchen sah, die Ankunft Filos ankündigen, da eben Filonia sich allein befand. Kaum wollte diese der freudigen Botschaft Glauben schenken, doch schon stand der vielgepriesene, so lange von ihr getrennte Grieche vor ihr da. Es war frühmorgens, die Schar der Jungfrauen schlief noch und von Zeno war nichts zu befürchten. Beide konnten sich im gegenseitigen Bewundern nicht genug tun und erneuerten das Band unverbrüchlicher Zuneigung und Treue, während Dina sich zartfühlend zurückzog. Beim Abschied nahm Filo allerlei Gegenstände; die Zeno gehörten, an sich, einen Tisch, mehrere Leuchter und eine Schüssel, die seine Getreuen durch den Gang in seine Behausung fortschleppten und dort auf seinem Tische recht deutlich sichtbar aufstellten. Inzwischen tilgten Dina und Filonia alle Spuren seiner Anwesenheit hinweg, die Mündung des Ganges und den Fußboden verdeckte ein Tepich (291).

Wie gewöhnlich stattete einst Zeno seinem Filo einen Besuch ab und entdeckte erschrocken seinen Tisch, die Leuchter und die Schüssel. Aber auf seine verwunderte Frage nach dem Ursprung dieser Geräte bekam er von Filo die Antwort, daß dieser dies alles aus Griechenland mitgebracht habe. Über diese Ähnlichkeit brauche er nicht zu staunen, da Zeno doch selbst zu seiner vollen Zufriedenheit über ein weit bedeutenderes Zusammentreffen ähnlicher

Umstände bei jenem Bilde in Griechenland aufgeklärt worden sei, das er anfänglich für seine eigene Frau gehalten habe. Noch immer betroffen schwieg Zeno, mußte ihm aber kleinlaut beigegeben und eilte auf seinem weiteren Oberwege zu Filonia, um seines nicht gänzlich überwundenen Verdachtes loszuwerden. Geschickt und weit schneller brachte Filo durch den geraden Tunnel die Geräte an ihren früheren Standort zurück, ohne Filonia zu sehen oder zu begrüßen. Als Zeno bei Filonia erschien, fand er alles in schönster Ordnung am richtigen Platze wieder, konnte es aber nicht unterlassen, ihr seine merkwürdige Beobachtung mitzuteilen. Ihrem Nachweis, daß niemand außer den zu ihrer Hut befohlenen Jungfrauen ihr nahen könne und auch Dina nichts von seinem Hausrat mitgenommen habe, konnte er sich nicht verschließen. Wie könne er sich überdies über die Ähnlichkeit der von Filo aus der Heimat mitgebrachten Gegenstände wundern, da jenes Standbild ihr gleichfalls so maßlos ähnlich gewesen sei! (325).

Am nächsten Tage begab sich Zeno auf die Jagd und war vom Waidglück begünstigt, während Filo bei Filonia verweilte. Diesmal nahm er Waffen des Hausherrn, Panzer, Schild und Helm zum gleichen Zwecke wie früher mit. Als nun gegen Abend Zeno bei ihm erschien, fiel sofort sein Blick auf die bewußten Waffen und er glaubte sie als sein Eigentum beanspruchen zu müssen. Doch rasch fiel ihm Filo ins Wort, er tadelte ihn wegen dieses abermaligen Mißtrauens einem Freunde gegenüber und hielt ihm vor, daß er wiederum sich durch ähnliche Äußerlichkeiten bestechen lasse, während doch ein Künstler auf der ganzen Welt unschwer solche Nachbildungen ververtigen könne. Wie jenes Bild, so seien auch diese Waffen unfehlbar sein Eigentum. Zeno konnte nicht umhin, ihm recht zu geben. Die Rückgabe der Waffen durch den Gang erfolgte prompt genug und Zeno, dem dieselben Gründe von seiner Frau entgegengehalten wurden, mußte diesmal Abbitte leisten und feierlich versprechen, sie nicht mehr mit seinem kleinlichen Verdachte zu belästigen (362).

Frühmorgens trat Zeno eine dreitägige Geschäftsreise an. Unser Paar war wieder beisammen und wagte etwas Entscheidenderes, insofern als Filo seine Filonia mit derselben prunkhaften Gewandung, wie sie daheim ihr Ebenbild trug, versah und in seine Herberge führte. Seine griechischen Begleiter staunten alle über diese feenhafte Erscheinung, die alles von ihnen bisher Gesehene überstrahlte und sie huldigten begeistert ihrer seltenen Schönheit. Als Zeno von seiner Reise heimkehrte und Filo den gewohnten Besuch abstattete, sah er das ganze Haus voll Festesstimmung und seine Frau an der Seite Filos, so daß er verblüfft sich dies alles nicht erklären konnte. Filonia aber hatte die Weisung erhalten, weder zu sprechen noch eine Bewegung zu machen. Endlich gedachte Zeno des bei Filo gesehenen Bildes und fragte, ob er es etwa nochmals vor seinen Augen sehe und ob es sich bewegen könne und ob etwa die mitleidige Natur inzwischen der schönen Gestalt auch Stimme und Bewegung gewährt habe. Es fehlte nicht viel, so wäre das Paar in lautes Lachen ausgeplatzt. Als Filo die Frage verneinte, stürzte Zeno eilends von dannen unter dem Vorwände, das Wunderbare seiner Frau berichten zu müssen. Schnell hatte Filonia die Prunkgewänder abgelegt und war ihrem Manne durch den Gang vorausgeeilt. Bald berichtete er ihr von dem unerwarteten Auftauchen des marmornen Ebenbildes, sie jedoch hieß ihn gutes Mutes sein, könne er doch

ein geliebtes Weib aus Fleisch und Blut sein eigen nennen, während der Grieche nur den Marmor anbeten könne. So war auch diese Täuschung, der Vorbote einer größeren und letzten, gelungen (413).

Am nächsten Tage mußte Zeno seinen Geschäften nachgehen, sein Weib nahm die Griechen bei sich auf und diese schafften alle Kostbarkeiten Zenos zu den Schiffen fort. Indes war bereits das Gerücht verbreitet, daß die Fremden alles zur Abreise vorbereiteten und Filo, bei dem Zeno dann vorsprach, bestätigte diese Nachricht: es sei unziemend, die Gastlichkeit eines Freundes allzu lange in Anspruch zu nehmen und ohnehin habe er weit länger bei ihm als umgekehrt geweilt. Nichts könne jetzt seine Rückkehr aufhalten; nur das eine bedauere er schmerzlich, nie Filonia erblickt zu haben. Zeno tröstete ihn gutmütig: deren Anblick ersetze doch stets das Anschauen des geliebten und so ähnlichen Bildes. Filonia saß wieder stumm und wie versteinert auf ihrem Piedestal in der bekannten Gewandung und wurde nun durch Filos Gefolge zum Strande getragen. Zeno begleitete sie dahin und küßte alle beim Abschied, auch die vermeintliche Bildsäule. Noch lange stand er da und verfolgte mit den Augen die hurtig davonsegelnden Griechen. Als er jedoch heimkehrte und einsah, daß er der Gefoppte sei, brachte er seine Klage ob des Betruges bei allen Tyriern vor. Zum Schaden hatte er aber den Spott seiner Landsleute zu tragen, die die Schluauheit des Griechen bewundern mußten. Filo legte glücklich die Heimreise mit seinem Schatze zurück und veranstaltete ein rauschendes Hochzeitsfest, zu dem von nah und fern Gäste erschienen, die nicht müde wurden, seine Erwerbung zu preisen. Schließlich führte Filo die Neuvermählte vor das Marmorbild, die Ursache ihres Glückes, und Filonia spendete reichliches Lob des Bildhauers Kunst, der sie alles verdankten.

Text der neuen Version.

Incipit Filo.

- Grecia, summorum fecunda parens studiorum,
 Clara viris doctis, argento dives et auro,
 Filonem genuit, pollentem rebus et arte.
 Res sibi Fortuna partim, non omnibus una,
 5 Ars partim dederat, partim quoque cura parentum;
 Agros, ancillas, pecus, aurum, menia, villas,
 Gemmas, argentum, vestes numerumque clientum
 Hic homo possedit, nichil ex hiis defuit illi.
 Annis florebat nec erat quis pulchrior illo;
 10 Prudens, facundus, hilaris nullique secundus.
 Nil Deus hic oblitus erat Naturaque dives.

fol. 146 r.

- Hic speciem fieri iussit similem mulieri,
Marmore desectam Pario, varie redimitam.
Os, nares, oculi, guttur, collum, caput omne,
 15 Crura, pedes, digiti, manus utraque, brachia, venter
Pulchre disposita sunt, gratissima cuncta videnti.
Juno, Diana, Venus, Pallas cum Deydanira
Isti cessissent aut, si presens Paris esset,
Hic Helenam forma decerneret inferiorem.
 20 Filo diversis ornatibus induit illam:
Aures cum collo, cum pectore brachia gemmis
Justis auro mieuere caputque corona.
Jaspis, smaragdus, carbunculus atque topazon,
Sardis, crisolitus, saphirus, onix, ametistus
 25 Hic fulget, hie iacinctus simul atque berillus,
Purpuream clamidem viridi tunice superaddit.
Gemmis intextis auro micat utraque vestis;
Digna suo cultu speciosa probatur ymago.
Sic ars artificis, sic est manus hic operata.
 30 Hanc Filo celsa servandam ponit in ede.
Aula patet paucis, paucis accedere fas est,
Tactibus humanis ne degeneraret ymago.
Hic quoque secum decrevit votum faciendo
Uxorem sibi ducendam nunquam nisi talem,
 35 Tam pulchram, quoque tam mundam sicut et redimitam.
Sic aliquod vir deduxit sine coniuge tempus.
- Vir quidam Tyrius, cui Zeno nomen, ad huius
Hospicium venit casu quo nescio ductus.
Filo dives erat nec dives eo minus ille.
 40 Suscipitur dives a divite diviciasque
Ostendunt, sumptus, ex auro vasa domusque
Inclita cortinis, famuli famulatus et ordo;
Organa cum cithara, lira, timpana menia complent,
Hospes susceptor, hospes susceptus ovantur.
 45 Musice dulcedo mulcet famulos utriusque,
Congaudent, plaudunt, saltant ducuntque coreas,
Ut Musas hic iurares cantare novenas.
Post ludum Filo Zenonem dicit in aulam,
Inclita qua stabat, qua servabatur ymago.
 50 Quam cum vidisset hospes, ruit obstupefactus
Atque diu sine voce iacet, tandem reddit in se
Cumque gravi gemitu, clamore gravi replet aulam:
„Hach me! ve misero! michi qualiter uxor amanda
Huc mea devenit? quis eam michi casus ademit?
 55 Egrediens te, cara, domi, Filonia, reliqui!

fol. 146v.

fol. 147r.

- Quis predo, quis fur hoc te raptam michi duxit?“
 Filo refert: „Hospes, erras: non hue tua venit
 Coniunx. Hec ad me spectat, quam cernis, ymago.
 Dic, rogo: numquid habes uxorem tam speciosam,
60 Que tanto cultu niteat, sic inclita vultu?“
 Hic ait: „A specie nichil hac uxor mea differt,
 Si tamen hec simili fruitur spiramine vite.“
 Ergo miratur speciem mirandoque laudat
 Hospes et assidua Filoniam mente revolvit,
65 Nil differre duas repetens, similes sed utrasque.
 Filo notat que Zeno refert, auditque libenter.
 Post hec hospicio simul egrediuntur in hortum.
 Hic gratum gramen, hic colloquiis locus aptus;
 Expansi rami prebent hic arboris umbram.
70 Hic residere viris placet, hic describit uterque
 Inter sermones varios, quos mutuo dicunt.
 De regione sua quesivit ab hospite Filo
 Atque locum nomenque loci, sua que domus esset.
 Ille suo susceptori quesita revolvit:
75 „Filo, mee patrie nomen Tyrus, Tyri urbis
 Diviciis mee nemo mea precellit in urbe:
 Cunctas in patria specie mea femina vincit.“

fol. 147v

- Paucis mansit apud Filonem Zeno diebus.
 Ad patriam tandem rediens proficiscitur ille
80 Per mare, per terras silvasque, pericula magna
 Eavadens patriam terram reprehendit et urbem.
 Occurrunt et suscipiunt famuli venientem
 Et gaudens sua gaudentem Filonia recepit.
 Consederunt et, colloquiis dum dulcia iungunt
85 Oscula multa, virum rogat hec causamque morarum.
 Ille refert se velle prius nec posse redisse.
 Tunc illi subiit in mente Filonis ymago:
 „Heu michi!“ proclamat, „que me vidisse recordor,
 Delectat mea visa loqui, dum visa retrudit!
90 Dum recolo, stupor invadit mentem recolentis,
 Ille stupor, qui me tenuit, dum talia vidi.“
 Illa virum quod narret ei, que viderat, orat,
 Oscula dans collumque viri complexibus arctans.
 „Hospicio me Grecus“, ait, „Filo, vir honestus,
95 Excepit, quem divicie, virtus, honor ornant.
 Hunc fecit Fortuna virum michi prospera notum.
 Nemo fere laudare potest, ut convenit, illum:
 Ut taceam de diviciis et menibus altis,

fol. 148r

- Annis, consiliis floret vultusque decore.
- 100 Virtutes convenerunt omnes in eundem.
Grecia tota parem Filoni non habet unum. fol. 148v.
- Huius in ede viri, que mira modo loquar, audi:
Par tibi, nil distans, stat ymago statu specieque,
Tam vultu tibi quam cultu penitus similatur.
- 105 Hanc vidi stupuque videns, de te michi raptam
Esse putans, cecidi iacuque diu sine voce.
Vix solans michi restituit sensum pius hospes.
Ne talem mirere, rogo, dilecta, stuporem:
Hoc tuus egit amor fidumque meum tibi pectus.
- 110 Filo tuam commendabat speciem licet absens,
Qua sua me testante pari fulgebat ymago.“
Auditum conquesta viri Filonia stuporem
Esse probat miranda satis que dixerat ipse.
- F**ilo sui voti memor et pulchre mulieris,
- 115 Quam se Zeno domi iactarat habere maritam,
Expensis binas multis studioque carinas
Instituit, rerum complens opibus variarum,
Argentum, gemmas, ebur, aurum, strenua vasa,
Aureas ciatos, discos, vestes preciosas,
- 120 Hec et que numerum superant fert omnia secum,
Gaudia que mundi dicuntur honorque decusque.
Eius ymago domi servata remansit in aula, fol. 149r.
Cetera custodes sua [iussit] servare fideles.
- Illi quique rates ingressi carbasa tendunt,
125 Remos inponunt, assumitur anchora, pergunt,
Ornant et firmant pendencia stura (?) carinas.
Intus lorice, galee servantur et enses,
In summis malis utriusque ratis micat aurum,
Velorum synuosorum pictura refulget.
- 130 Cursus prosper eis Fortunaque prospera favit,
Naves Filonis portant genus omne melodis,
Hec utreque ferunt naves quoniam et bona multa.
Hic tuba, tympana, lira, fistula dulce resultat,
Organicum, cithara delectat et lira nautas
- 135 Dantque dapes varie, dat gaudia nobile vinum.
Multas a dextris regiones atque sinistris
Castraque firma vident, que pretereunt sine clade.
- T**andem Filo Tyri turres et menia celsa
Aspiciens gaudet, cui congaudet sua turba,
- 140 Qui reliquis maiora notans, hic menia quedam.
Tendit eo ratus esse sui Zenonis amici

105 Hunc — 107 V. solens — 115 ceno d-iactaret — 119 Auleas. — 141 T.
eo iratus e.

- fol. 149v.
- Et certe Zenonis erant in littore structa.
 Applicuere rates, iniungitur anchora ponto.
 Filo sagax prope Zenonis muros sua figi
145 Castra iubet, quibus in summo micat aurea pinna.
 Sed Zeno per cancellos a menibus altis
 Prospiciens et castra videns descendit ad illa.
 Qui veniens et cognoscens in pace salutat
 Filonem miroque modo letatur in huius
150 Hospitis adventu, cui donans oscula grates
 Pre collatorum meritis agit officiorum.
 Non modus est ibi leticie, convivunt utrique;
 Suscipiens hospes gaudet susceptus et hospes,
 Filonis quoque susceptis nautis famulisque
155 Oscula dans pro magnificis grates referendo
 Obsequiis sibi collatis apud hos aliquando.
 Hospicio caris introductus peregrinis
 Vasa iubet poni cum dulcibus aurea vinis.
 Filonie patuit quod Filo Grecus adesset.
- 160** **Q**uem dolet ipsa sibi licitum non esse videre.
 Tempus adest vespertinum, iam cena paratur:
 Hic Tyrie monstrantur opes et gloria Grecis,
 Pallia, cortine cameras, laquearia muros,
 Pulvilli molles auro sericoque micantes
- fol. 150r.
- 165** Exornant sedes, pavimenta tapecia strata.
 Mense ponuntur conditaque fercula dantur
 Pigmentis variis, hec debita Zeno rependit
 Officii memor exhibiti Filonis in aula.
 Hic cibus argento, potus committitur auro,
- 170** Hic hilaris dapifer, hylaris pincerna ministrant,
 Hic adeo diversa sonat dulcedo melodis,
 Cum Musis ut adesse novem credatur Apollo.
 Cena transacta Zeno reddit in sua castra
 Nec longum per circuitum via dicit ad aulam,
- 175** Qua nulli cernenda viro Filonia manebat.
Mane suum rediit Filonem visere Zeno.
 Appositi seaci breve tempus et alea reddunt.
 Dum ludunt, dum disponunt [hec] prandea servi,
 Corrumptit crux effusus pavimenta coquine,
- 180** Hic lepus, hic silvester aper, cervus, caper, agnus,
 Hic anser, mergus, grus, perdix, ardea, cignus.
 Surgunt a scacis ad mensam hospes et hospes,
 Prudente iocunde cuncti, servitur habunde.
 Surgunt a mensis, ludis iterum repetitis.
- 185** Filo miratur Zenonis abesse maritam
-
- 181 predix

- Hospitibus, mensis, ludis causamque requirit. fol. 150v.
 Zeno refert: „Cernenda viris non est mea coniunx
 Nec vultus illi concedo videre virorum;
 Virgyneus servire solet pulchre mulieri
- 190 Cetus et his solis mecum solet illa videri.“
 Filo refert: „Tu mira refers et rara. sed esto;
 Illam custodis, quia diligis utpote dignam.
 Nunc tamen hanc concede meis me visere donis:
 Diviciis licet innumeris fulcita probetur,
- 195 Forsitan huc allata sibi mea dona placebunt.“
 Inclinans desideriis hiis hospitis hospes
 „Filonie reddentur“, ait, „tua munera grata,
 Nemo tuis tamen e famulis ascendat ad illam.
 Una suis de virginibus, que mittere gestis,
- 200 Afferat!“ Ista placent Filoni. Zeno reversus
 Explicat audita; iuvat hec audire maritam.
 Mittitur a domina fidissima nuncia Dina;
 Cum famulis hanc Filo suis suscepit honeste.
 Que submittendo vultum visumque modeste
- 205 „Te mea domna“, refert. „Filo, Filonia salutat,
 Mittit in affectu quod in effectu tibi mallet.“
 Filo Filonie grates ait atque puelle.
 Verba, pudor, gestus Dine Grecis placuere. fol. 151r.
 Per quam donorum Filo premium variorum
- 210 Mittit Filonie clam dicens ista puelle:
 „Noveris hec pocius dare me quam mittere velle.“
 Insuper et Dine donum donat speciale.
 Ad dominam reddit illa suam transmissaque dona
 Exponit. Que suscipiens exultat in illis.
- 215 Quam dives, quam iocundus, quam sit speciosus
 Filo, Dina refert domine laudandoque prefert
 Omnibus: huic non posse viro quemquam similari.
 Hec mulcent domine cor et aures nuncia Dine.
 Iacineto fuit uxori Zenonis et auro
- 220 Annulus insignis, tali caruit Tyrus omnis;
 Per Dinam quem Filoni mittens ait: „Affer
 Hoc fidei pignus et amoris, vir quia dignus
 Laudibus, obsequio, donis et honore probatur;
 O quociens te teste meus Zeno probat illum!
- 225 Que mando, tibi commendo secreta tegenda.
 Crudelis non esse velis hec ad peragenda;
 Sollers, subtilis, sis provida, cauta, fidelis.
 In Tyrios hunc duxit amor velud estimo fines;
 Adventus sum causa sui, me cernere venit,

188 Nec vultis ulli — 190 et hic s. — 192 digna — 195 hoc illata —
 200 Afferet — 201 i. hic — 228 In tirios

- 230 Nec certe minus eius ego desidero vultum,
Sed prohibet me Zenonis custodia clausam.
Consilium fer et auxilium nos mutuo cerni.
Fama viri me delectat, sed plus sua forma.
Quod fieri valet, absque gravi valet arte, labore:
235 Zeno viro dedit hospicium nostros prope muros.
Huc per directum spacium breve tenditur inde.
Hunc hortare, viros ut provideat sibi binos
De Grecis, quos adduxit, quos scit sibi fidos;
Alter humum fodiat, lapides secat alter et aptet
240 Et sic occultus et non nisi nocte meatus
Ad nostrum conclave sua tendatur ab ede.
Cum Zeno fuerit absens, hic Filo valebit
Ad me transire, me visere clamque redire.
Post breve Zeno reddit a Filoniaque rogatur,
245 Reclusis ut Dina seris exire sinatur,
Filonis subitare casam portareque munus.
Vir simul aperit portas exitque puella
Filonisque domum subiens missum sibi donum
Filonie defert et post secreta subinfert.
250 Letificant secreta virum plus munere misso
Et sibi Fortunam gaudet favisse secundam.
Qui famulis audita suis secreta revelat;
Omnes congaudent dominoque iuvamina spondent. fol. 152r.
Inter quos sector lapidum fuit unus et alter
255 Fosso humi, qui prosiliunt seseque fatentur
Artes scire, quibus opus est, ut res modo poscit.
Instrumenta parant sua certatimque laborant
Non nisi nocturnis horis cessantque diurnis.
Vix opus est ceptum, sub humo(que) repente meatum
260 Inveniunt longum, quo casu nescio factum;
Hunc ars humana Natura vel est operata,
Ad conclave fere Filonie tenditur iste.
Artifices peragunt, quod restat adhuc peragendum,
Angulus occurrit conclavi(s) ydoneus illi(s).
265 Filo de tantis successibus exhilaratur.
Casu Dina subit ipsum conclave recludens;
Que terra prodire viros cernens stupefacta
Ad dominam currit, que sola sedebat in aula,
Atque refert iam Filonem conclave subisse.
270 Illa negat se posse fidem dictis dare, tandem
Exurgens illa conclave preeunte puella.
Ecce diu separatus adest gratissimus hospes.
Mane fuit, reliqua vicina dormit in ede
Turba puellarum nec Zeno domi fuit hospes.

238 fides — 239 fodeat — 246 subitatur c. letaturque munus

- 280 Filonem Filonia videns et ieta salutans fol. 152 v.
 In sua colla ruit, complexibus oscula iungens.
 Illa viri speciem miratur, quia illius ipse,
 Mutue se laudant et iungunt fedus amoris.
 Fas fuit audire, non omnia cernere. Dine.
- 285 Colloquis tandem finitis pluribus ille
 Tellit Zenonis discum, candelabra, pelvem
 Datque suis, repetendo domum per concava terre
 Inque sua mensa cernenda palam dedit illa.
 Ast aditum Filonia tegens et Dina meatus
- 290 Decens quod erat reparant camere pavimenta,
 Janua non potuit dinosci strata tapeti.
 Tunc veniens solito Filonem visere Zeno,
 Cernere quippe suos in rus descenderat agros.
 Videl et agnoscit discum, candelabra, pelvem
- 295 Et quis eo tulerit mirando stupendoque querit;
 Ex hiis onichilo pars clara, pars micat auro.
 Filo refert: „Ad me supplex pertinet ista.
 Partibus hanc Tyriis induxit Greca carina,
 Hanc eadem nisi vi magna prohibente reducit.“
- 300 „Hiis“, ait ille, „meum conclave simillima servat.“
 „Nullum par“, ait, „est id cui par esse videtur;
 Ex quo sint paria, tua non tamen esse probentur. fol. 153 r.
 Ne mirere tuas res, Zeno, meis simulari,
 Cum tibi visa tue mea par sit ymago marite.“
- 305 Credulus assentit, silet, repetit sua castra
 Excelsum per circuitum per firmaque castra.
 Interea Filo per directum gradiendo
 Res, quas abstulerat, Zenonis in ede reponit
 Nec sibi Filonia visa reddit in sua castra.
- 310 Zeno domum rediens a Filoniaque receptus
 Interius conclave subit, fit ei comes illa.
 Hic varii precii cum supplectili multa
 Servantur posita: discus, candelabrum, pelves.
 Inque suis ex more locis sunt cuneta reperta.
- 315 Statim Filonie, que viderat, indicat ipse:
 „Res“ ait „hiis similes vidi Filonis in ede
 Atque stupens admirabar super hiis.“ At illa:
 „Tu scis mea quanta custodia nostraque cuncta
 Servat et accessus datur hic nulli nisi nostris“
- 320 Virginibus, que conclude non egrediuntur.
 Egrediens Dina nuper nichil hinc tulit horum.
 Scis hoc quod tulerit, tu scis hanc esse fidelem.

286 candelebra — 290 Decet — 291 capeti — 294 candelebra — 298
 tiriis — 304 me par sit — 312 cum supplectile m. — 313 candelebrum —
 319 nullum —

- Sed miraris, quia miraris quod res habet hospes
 Iste pares nostris, michi cum sua par sit ymago.“ fol. 153v.
- 325 Et sic illusus est coniugis arte maritus.
 Nox abiit, aurora surgit, surgit quoque Zeno,
 Qui saltus ad venandum petit arva nemusque.
 Prebet successus illi Fortuna secundos
 Dumque foris ludit venando, domi suus hospes
- 330 Illum deludit et fraudis conscientia tamquam,
 Nam sibi per notum Filoniam Filo meatum
 Visitat et revocat alternum fedus amoris.
 Zenonis qui loricam, scutum galeamque
 Dempta sua coram cernenda reponit in ede.
- 335 Post nonam de venatu cum Zeno redisset,
 Hospitis hospicium solito subit huncque salutans
 Loricam videt atque suum cum casside scutum.
 „Instrumenta“, refert, „certe mea bellica sunt hec.
 Sin autem, differre nichil mea miror ab istis.“
- 340 „Non decet“, ille refert, „tociens ut amicus amicum
 Exprobret: en alia vice grande satis michi crimen.
 Si non inponis, tamen inposuisse probaris.
 Te fallit tua simplicitas similesque colores,
 De simili massa plerumque simillima formant
- 345 Artifices opera variis in partibus orbis.
 Sicut ymago tue par est mea, Zeno, marite, fol. 154 r.
 Bellica sic parea nobis quoque sunt tegumenta.“
 Ille refert: „Hiis, Filo, tuis assencio dictis.“
 Sic hospes Tyrius fraudatur ab hospite Greco
- 350 De scuto, de lorica galeaque. Reversus
 Indicat uxori que viderat omnia Zeno.
 Interea Filo per directum gradiendo
 Restituit camere, de qua tulerat prius arma,
 Ante tamen redditum Filonie fretus amore.
- 355 Mota viro mulier, dum narrat ei sibi visa,
 „En“, ait, „arma tue camere custodia servat.
 Si tot diviciis pollet vir ut asseris illum,
 Non eget ille tuis, propriis qui rebus habundat.
 Pelves sunt illi, discus, candelabra, scuta.
- 360 Sed ne mireris hec euncta tuis simulari,
 Cum te teste michi sit par illius ymago.“
 Hec dicens plorat et. eam ne plus gravet, orat
 Ignotumque viri cesset nomen recitare.
 Quam solans, placans, complectens, oscula iungens
- 365 Exiit acturus sua mane negotia Zeno
 Permansitque tribus solliers in agendo diebus.

- fol. 154v.
- Interea solito Filoniam Filo frequentat;
 Ornata tandem cultu vestivit eandem,
 Tali cultura, domi quali sua stabat ymago
- 370 Haneque domum secum duxit Zenonis ab aula.
 Cernunt, mirantur, laudant Greci mulierem,
 Obscurum prestant, huic pronis vultibus astant,
 Testantes toto quod non habeatur in orbe
 Femina par specie, cultu, par gestibus illi.
- 375 Post triduum rediens post acta negocia Zeno,
 Hospitis hospicium nolens transire subintrat,
 Hunc ibi visurus ex more suosque clientes.
 Ecce suam videt uxorem iuxta latus eius
 Gaudentesque viros de persone novitate.
- 380 Jusserat hanc Filo nec vocem nec dare motum.
 Ille diu stupet inspiciens illam dubitansque;
 Inde recordatus Filonis ymaginis inquit:
 „Hec vel ymago tua vel coniunx est mea, Filo.
 Dic tua, queso, loqui valet hec per seque moveri?“
- 385 Nam dubium reddit an ymago sit an sua coniunx,
 Quod neque dat vocem presente viro neque motum,
 Ars aut hanc humana quidem de marmore fecit,
 Sed dare non potuit illi motum neque sensum,
 Post Natura sui miserans concessit utrumque,
- fol. 155r.
- 390 Sed certis horis meruit decor eius id oris.
 Vix certe tenuere viri, vix femina risum.
 Filo sedere rogat illum prope se, negat ille:
 „Hic“ ait „ulla michi non esse potest mora, vadam
 Filonie nova dicturus mirandaque dicta.“
- 395 Qui mirans, festinans repetit sua castra.
 Illa novum, gradiens pariter prevenerat illum,
 Cultum deponens, gemmas simul atque coronam.
 Iamque domum vix ingressus vir coniuge visa
 Exclamat: „Filonia, tibi fero nuncia mira:
 400 Par tibi vera michi venit Filonis ymago!“
 Ecce viri tenet hospicium iuxta latus eius.
 Huius in adventu gaudent omnes novitate,
 Ornatu specieque sua splendet domus eius;
 Non specie, sed te vultus precellit honore.
- 405 Indue te cultu simili: nil differet a te.“
 Cui Filonia refert: „Felix esset tuus hospes,
 Si tua quam laudas vita frueretur ymago
 Et simul et specie gauderet et eius amore,
 Sed michi tu multo felicior esse probaris,
 410 Qui non letaris in ymagine non animata,
 Sed viva, rationali pulchraque marita.“
- fol. 155v.

,Me tuus,“ inquit, amor delectat, ymaginis illum.“
Illa refert: „Quod quisque tenet, teneat fruaturus.“

- E**xit mane suis Zeno disponere rebus;
 415 Filo venit. Quem cum Dina Filonia recepit,
Inducit camere secumque viros venientes.
Ancille relique sibi disponunt opus aptum;
Tunc cultu vestita suo mulier meliore
Scrinia cum gemmis, argento tollit et auro,
 420 Sed remanet Filonia sedens in sede priori,
Cetera turba suas res omnes navibus infert.
Hos iubet obscurum celare Filo meatum.
Zeno superveniens iam velle recedere Grecos
Audierat subiitque domum Filonis et ecce
 425 Assurgens Filo Zenoni „Convenit“ inquit,
„Ne quis apud carum longo nimis hospes amicum
Tempore durando gravet hunc fiatque molestum:
In patriam cogit me res tempusque redire.
Dignus es ut magnas pro magnificis tibi grates
 430 Officiis reddam, quas devotus tibi reddam.
Per breve tempus eras Grecis meus hospes in oris,
Hic ego per longum iam duravi tuus hospes.
Affectus nullus michi defuit hic pietatis,
Si modo Filonie licuisset cernere vultum.“
- fol. 156r.
- 435 Zeno refert: „Hanc, Filo, brevem depone querelam!
Que nuper venit tecumque redibit ymago,
Vultum Filonie tibi presentare valebit.“
Post Filo cum sede simul tolli mulierem
Mandat et inferri illam manibus famulorum.
 440 Spes quoque Zenonis fit eundo collateralis,
Ad naves veniunt, hic ultima basia iungunt
Nec puer unus erat, cui non daret oscula Zeno.
Postremo dixit Filonie propter amorem:
„Hec eciam secum mea basia ducet ymago.“
 445 Dicit et illa dedit nec ei vox est neque motus.
Post hec impulsis Greci remis abierunt
Estque viros oculis de littore Zeno secutus.
Quos ubi non vidit ultra, sua castra revisit
Atque videns se delusum sibi coniuge rapta
 450 Conqueritur cunctis Tyriis de rebus sie artis.
Sed cum res ut gesta fuit, cunctis patuisset,
Stultam derident Zenonis simplicitatem,
Artem Filonis laudant et calliditatem.
Auster qui flavit ad terga viris, bene favit
 455 Inque brevi spacio longum spacium maris alti
- fol. 156v.

- Metitur, Grecos properat adtingere fines.
 Occurrit nil triste viris in utraque carina:
 Leticiam dat preda Tyri nec dampna marina
 Obsistunt ipsis, delphini, Scilla, Caribdis.
- 460 Filo sique domum tandem cum pace reversi
 Felices se successus gaudent habuisse.
 Ergo iubente viro convivia magna parantur,
 Eius in adventu multi novitate vocantur
 Finitimi Greci qui letantes epulantur,
- 465 Electa delectati specie mulieris,
 De Tyriis quam subtilis vir duxerat oris.
 Hic quoque diversis augentur gaudia ludis.
 Exinde Filoniam Filo dedit in aulam
 Qua custodita, qua multiplici redimita
- 470 Ornata, par Filonie sua stabat ymago.
 Quam mulier cernens et se miratur et illam,
 Artificis manum doctam commendat et artem.

Explicit Filo.

Werfen wir nun einen Blick auf diese eigentümliche Fassung zurück, so ergibt sich unschwer, daß sie sehr kunstvoll aufgebaut ist und ihr festes Gefüge sie ohne weiteres der Inclusa in den Sieben weisen Meistern durchaus ebenbürtig zur Seite stellt. Die Täuschungsobjekte sind wirkungsvoll gewählt, freilich der Ring mußte hier als Gegengabe dienen, damit der Verkehr zwischen dem Paare zustande kam. Das Plündern der Schätze des Mannes begegnete uns auch sonst (Miles gloriosus, Versio italica, Sercambi, Kamaralsaman). Der Schwerpunkt liegt jedoch auf der das Ganze beherrschenden und sehr fein berechneten Intrigue, wonach die Ähnlichkeit des Marmorbildes von Anfang an das Motiv abgibt, das die letzte große Täuschung des Ehemannes überaus glaubhaft erscheinen läßt. Jedenfalls ist der unbekannte Verfasser mit der größten Kompositionsgabe mit dem Stoffe umgegangen und es ist nur zu bedauern, daß wir die Entstehungszeit dieser Dichtung nicht genauer festlegen können, zumal sie nur in dieser einzigen, späten und nicht ganz korrekten Handschrift überliefert ist. Sprachliche Kriterien des mit der Antike wohl vertrauten Dichters reichen kaum aus, für uns aber überwiegt das stoffliche Interesse. Und da finden wir alsbald, daß bezüglich des Motivs vom Marmorbild unsere Version die größte

Ähnlichkeit mit einer anderen zeigt, mit der wir füglich unsere Untersuchung beschließen.

Diese steht in dem altfranz. Dolopathos des Herbert¹⁾ (vor 1223) als Einleitung zur Erzählung Puteus, und es ist merkwürdig, daß sie dem lat. Original²⁾ gänzlich fehlt, während Herbert sonst ziemlich getreu übersetzt hat. Man wird G. Paris³⁾ beipflichten, daß ihm eine zweite, ausführlichere Redaktion des Dolopathos, der einen Sonderzweig der occidentalischen Gruppe der Sieben weisen Meister darstellt und sich auf mündliche Überlieferung stützt, vorgelegen hat. Hier wird folgendes berichtet:

Ein junger, reicher und angesehener Römer wird von seinen Verwandten zum Heiraten gedrängt, aber er ist dazu wenig geneigt, da er über Frauentreue sehr skeptisch denkt. Um den Zureden zu entgehen, läßt er durch einen Bildhauer eine weibliche Statue ververtigen und auf einer hohen Säule aufstellen mit der Versicherung, nur das lebende genaue Ebenbild dereinst heiraten zu wollen. Vorüberziehende Leute aus Griechenland begrüßen freudig und ehrfurchtvoll dies Standbild und melden ihm, daß sie eine diesem Konterfei völlig ähnliche Dame im Turme einer Hafenstadt, wo ihr Gatte sie eingesperrt halte, kennen gelernt haben. Deren trauriges Los gehe ihnen umso mehr zu Herzen als sie sehr freigebig sei und sie überaus freundlich behandelt habe, da sie bei ihr Zuflucht suchten. Nun bestürmen den Römer die Verwandten erst recht, diese Dame zu suchen und durch eine Heirat mit ihr dem früher gegebenen Versprechen nachzukommen. Nach glücklicher Seefahrt erreicht er den Hafen und sieht die selten schöne Frau am Fenster ihres Turmes stehen. Sie klagt ihm ihr trauriges Geschick, zu dem sie durch ihres Mannes Eifersucht verdammt sei; er berichtet von seiner edlen Herkunft und versichert, daß er um ihretwillen übers Meer gekommen sei. Sie gibt ihm nun den Rat, in die Dienste ihres Gemahls zu treten, dicht neben dem Turm einen zweiten zu bauen und einen unterirdischen Gang bis zu ihrem Gemach zu graben. Dies geschieht, und er macht sich durch sein freigebiges

¹⁾ Ch. Brunet et A. de Montaignon, *Li romans de Dolopathos*. Paris 1856, S. 353 ff. (v. 10324 ff.)

²⁾ Vgl. meine krit. Neuausgabe *Historia septem sapientum II. Johannis de Alta Silva Dolopathos*. Heidelberg 1913 = Sammlung mittellat. Texte, Heft 5.

³⁾ In seiner gehaltvollen Besprechung von H. Oesterleys Ausgabe des Dolopathos, Straßburg 1873 = *Romania* II (1873), S. 497 ff.

Auftreten sehr beliebt. Nun erhalten wir die üblichen Kniffe: als Täuschungsobjekte dienen zunächst ein kostbares Schach- und Damen-spiel, dann ein Gewand (sorcot) seiner Frau, Geschirre wie Messer, Becken, Kleinodien, zuletzt eine goldene Schale. Schließlich bekommt der Mann die eigene Frau zu Gesicht, die der Fremde für seine bis dahin kranke Gemahlin ausgibt, die erst jetzt habe bei ihm eintreffen können. Alle angestellten Proben beseitigen des Ehemannes Argwohn und persönlich begleitet er das Paar bei der Heimfahrt eine Strecke von drei Tagen. Daheim entdeckt er, daß er das Opfer eines Betruges geworden ist.

Damit ist aber die Geschichte nicht zu Ende: der betrogene Ehemann verfolgt das Paar bis nach Rom. Der Römer versteht es, ihn wiederum auf Anraten der listigen Frau hinters Licht zu führen, indem er scheinheilig seine Reue über diese Entführung bekennt und ihm versichert, daß das ungetreue Weib in jenes steinerne Bild verwandelt worden sei, das er als abschreckendes Beispiel auf hoher Säule öffentlich ausgestellt habe. Dies glaubt der Mann, bringt das Standbild nach der griechischen Heimat und bestattet es prunkvoll!

Prüfen wir, auf den neuen Text gestützt, die Frage nach dem Ursprunge unseres Themas nochmals, so müssen wir gestehen, daß die Vermutung, die Geschichte sei auf griechischem Boden entstanden, einen gewichtigen Zeugen gewonnen hat. Das Lokalkolorit des Filo, die Beziehungen zwischen Griechenland und Tyrus, die Entführung zur See durch einen Gastfreund, das die Liebe erregende Bild neben der sonstigen Traumliebe mögen einen matteren Abglanz einer alten vorderasiatischen, also wohl phönizischen Liebesfabel bedeuten. Es ist möglich, daß diese letztere selbst ein letzter Reflex der von Rohde betrachteten asiatischen Sagenüberlieferung durch die Kombination von Traum- oder Bildliebe mit der Gattenwahl, sodaß man selbst nach Indien gelangen dürfte, darstellt. Da aber in keiner der orientalischen Versionen unseres Stoffes diese freie öffentliche Gattenwahl seitens einer Jungfrau auftritt, vielmehr fast durchweg es auf eine raffinierte Täuschung des Ehemannes abgesehen ist, so daß wir eine Entführungsgeschichte erhalten, so kann man Rohdes Satz auch hier gelten lassen: „Es scheint, daß die Kenntnis orientalischer Liebesfabeln hie oder da griechische Stämme zu einer wetteifernden Ausbildung ähnlicher Sagen auf heimischem Boden angeregt habe“ (S. 47). Dabei wird man un-

wilkürlich an jene „milesischen Erzählungen“, die Rohde (S. 584 ff.) beleuchtet hat, erinnert, an „solche Novellen, in welchen allerlei bedenkliche erotische Abenteuer nicht ohne Lüsternheit dargestellt, List, Kühnheit, Geistesgegenwart, ja unbedenkliche Ruchlosigkeit der Liebenden vergnüglich ausgemalt werden“ und die „sich an den Namen des üppigen Milet knüpfen“. Damit ließe sich denn auch das Auftauchen unseres Stoffes in der Fabel des Miles gloriosus gut in Einklang bringen, indem nämlich des Plautus verlorene griechische Quelle unser Thema wohl frei ausgestaltet hat. Unsere besten Hauptformen, der Miles gloriosus, die Sieben weisen Meister (Frankreichs Rolle bei der weiteren Wanderung), Dolopathos, Filo sind vermutlich Glieder einer und derselben Entwicklungsreihe, als deren Wurzel eine ältere, von Vorderasien befruchtete griechische Novelle anzusehen auch unsere kleine Studie geneigt ist. In gewissem Sinne kann man also noch immer E. Zarnckes Schlußsatz gelten lassen: „Soviel nur steht fest, daß unsere Erzählung, von Hellas ihren Ursprung nehmend, im Laufe der Jahrhunderte die Welt durchwanderte und überall dahin ihren Fuß setzte, wo man Gefallen fand an Schwänken und Märchen, im Orient und im Occident.“

zumal wenn man die Schrift des heiligen Augustinus, der in der Kirche von S. Maria ad Nives in Rom geschrieben ist, mit dem heiligen Psalmenbuch vergleicht, so wird man leicht erkennen, daß die Schrift des heiligen Augustinus eine Art von Psalmenbuch ist, das aus dem heiligen Psalmenbuch entstanden ist. Und wenn man die Schrift des heiligen Augustinus mit dem heiligen Psalmenbuch vergleicht, so wird man leicht erkennen, daß die Schrift des heiligen Augustinus eine Art von Psalmenbuch ist, das aus dem heiligen Psalmenbuch entstanden ist.

Turm und Tisch der Madonna. Studien zu den orientalischen Kultureinflüssen auf das Abendland und zur Gralsage.

Von Dr. Franz Kampers in Breslau

Der typologischen Exegese des Alten Testaments, die schon im Neuen, wie bekannt, anhebt und dann in der Folge einen Augustinus, Beda Venerabilis, Walafried Strabo und andere phantasiebegabte Vertreter fand, verdanken im späteren Mittelalter Frömmigkeitsbücher mit zumeist gesucht wunderlichem, oft naiv rührendem, manchmal dichterisch fruchtbarem Inhalt ihre Entstehung. Unter diesen zieht sowohl durch die Mannigfaltigkeit seiner Vergleiche, wie auch durch seine große Verbreitung und Beliebtheit das „Speculum humanae salvationis“ die Augen auf sich¹⁾.

Ein Dominikanermönch hat dieses Erbauungsbuch um die Mitte des 14. Jahrhunderts wohl in Straßburg zusammengestellt. Der Verfasser kennzeichnet in den ersten Versen des Prologs sein Werk bescheiden mit den Worten: „ad eruditionem multorum decrevi librum compilare.“ In der Tat! Aus dem Eigenen hat unser Mönch wohl nur recht wenig beigesteuert, als er, dem Hange der Zeit folgend, den Versuch unternahm, die alttestamentliche Geschichte mit Einschluß der heidnischen in eine wohlgeordnete Summe von Vorbildern der Einzeltatsachen des christlichen Heilsverkes aufzulösen. Manches Seitenstück hat er in der „Summa“ des großen Thomas von Aquin, manches in der „Legenda aurea“ des vielgelesenen Jacobus a Voragine

¹⁾ Speculum humanae salvationis. Par J. Lutz et P. Perdrizet. Tome I (Mühlhausen 1907) 2. Vgl. auch die Schrift von P. Poppe, Über das Speculum humanae salvationis und eine mitteldeutsche Bearbeitung desselben, Berliner Diss. 1887. Auf das „Speculum“ machte mich Herr Dr. Max Pfeiffer aufmerksam.

gefunden, manches hier und dort in der schriftlichen Überlieferung aufgelesen¹⁾; daneben aber sehen wir auch Züge auftauchen, welche über die schriftliche Überlieferung hinaus unmittelbar in den Mythus des Ostens verweisen. Zu den letzteren gehören vornehmlich die beiden Vorbilder der Madonna: Turm und Tisch, welche noch deutlich nicht nur in unserem „Speculum“, sondern auch in der Sage dieser Zeit ihren ursprünglichen mythisch kosmologischen Gedankeninhalt erkennen lassen.

Einen Turm der Madonna kennt auch der heute noch in der katholischen Kirche fortlebende Rest dieser seltsamen Frömmigkeitsliteratur des 14. Jahrhunderts: die Lauretanische Litanei. Dabei denke ich nicht an den „Elfenbeinernen Turm“, oder an den „Turm Davids“ dieses dichtenden Zwiegebetes. Der letztere wird freilich auch in unserem „Speculum“ der jungfräulichen Magd des Herrn angeglichen in den Versen:

„Quapropter etiam turri David comparatur eius vita,
Quae mille clipeis erat communica.
Clipei sunt virtutes et opera virtuosa,
Quibus munita erat Mariae Virginis vita gloriosa.“²⁾

Ich meine die andere Bezeichnung der Gottesmutter in dieser Litanei: „Sitz der Weisheit“. Was dieses Gedankenbild mit dem Turm zu tun hat, werden wir gleich sehen.

Eine Münchener Handschrift³⁾ unseres „Speculum“ zeigt uns im Bilde den Thron Salomons, der sich — mit Einschluß des Thronsitzes — in sieben sich verjüngenden Abstufungen aufbaut. Auf der Höhe sitzt Salomon, während unten die Königin von Saba steht. Darunter sind die Verse geschrieben⁴⁾:

„Thronus veri Salomonis est Beatissima Virgo Maria,
In quo residebat Jesus Christus, vera Sophia.
Thronus iste factus erat de nobilissimo thesauro,
De ebore videlicet candido et fulvus nimis auro.“

Gold und Elfenbein werden mystisch auf Eigenschaften der jungfräulichen Mutter gedeutet. Dann heißt es weiter:

„Thronus Salomonis super sex gradus erat exaltatus,
Et Maria superexcellit beatorum sex status

¹⁾ Ebenda S. 255 ff. über die Quellen des „Speculum“.

²⁾ Ebenda S. 15 v. 83 sq.

³⁾ Clm. 146. Die Wiedergabe im 2. Bande des obengenannten Werkes von Lutz und Perdrizet Taf. 18.

⁴⁾ Ebenda S. 21. v. 53.

Vel sex gradus Salomonis thronus habebat,
Quia post sex aetates mundi Maria nata erat.“

Nebenbei sei bemerkt, daß der Verfasser bei der Erwähnung der „Sophia“ das Adjektiv „vera“ ersichtlich unterstreicht — wohl mit absichtlicher Wendung gegen diejenigen, welche, wie das frühzeitig geschah, in der alttestamentlichen Sophia die Gottesmutter erkannten¹⁾.

Hier haben wir also den „Sitz der Weisheit,“ zugleich aber auch den Turm. Es ist nämlich die kosmische Bedeutung dieses salomonischen Stufenthrones längst erkannt. Ausdrücklich heißt es im Midrasch Esther aus dem 7. oder 8. Jahrhundert: „Der Thron war in der Form des Wagens desjenigen gebaut, welcher sprach und die Welt ward, des Heiligen, gebenedeit sei er! Und so heißt es: ›Der Thron hatte sechs Stufen, entsprechend den sechs Himmels-sphären. Es sind doch aber sieben? R. Abun sagte: Der Ort, wo der König (Gott) thront, ist verborgen‹²⁾. Dieser sagenberühmte Thron Salomons will sein ein Abbild des göttlichen Herrlichkeits-thrones auf dem Weltenberge, des ragenden Mittelstückes im Welt-bilde der Assyrer³⁾. Der göttliche Thron des Weltenberges, auf den

¹⁾ Ebenda S. 254. Vgl. meinen Aufsatz: Aus der Genesis der abend-ländischen Kaiseridee. Mitteilungen d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde. XVII (1916) 168 ff.

²⁾ Herr Prof. Dr. Krebs in Freiburg i. B. macht mich auf eine nach mehreren Richtungen hin anziehende Deutung des Salomonischen Thrones aufmerksam. In Bonaventuras Itinerarium mentis in Deum [I n. 5] lesen wir: „Sicut deus sex diebus perfecit universum mundum et in septimo requievit, sic minor mundus (scil. homo) sex gradibus illuminationum sibi succendentium ad quietem contemplationis ordinatissime perducatur. In cuius rei figura sex gradibus ascendeatur ad thronum Salomonis“ [III Reg. 10, 19]. Und ebenda [VII n. 1] heißt es: „His igitur sex considerationibus excursis tanquam sex gradibus throni veri Salomonis quibus pervenitur ad pacem, ubi verus pacificus in mente pacifica tanquam in interiori Hierosolyma requiescit“ Wir haben also hier die Auffassung von der Stufenwanderung der Seelen, welche auch in der Sage vom Priesterkönig Johann in die Erscheinung tritt. Bonaventurae Opera omnia. V (Quaracchi 1891) 297; 312.

³⁾ Nach dem Vorbild des Salomonsthrones errichtete eine Recension der „Historia de proeliis“ den Thron des Cyrus, worauf mich Herr Kollege Hilka aufmerksam machte. „Erat enim thronus ex auro totus septem cubitis super alia sedilia elevatus et per septem gradus ascendebat reges ad thronum. Erantque ipsi gradus mirifice opere constructi. Primus gradus erat ex amatisto, secundus ex smaragdo“ Die Edelsteine werden dann, ganz wie im Steinbuch des Albertus Magnus, gedeutet. F. Pfister, Die Historia de preliis und das Alexandrepes des Quilichinus. Münchener Museum. I (1911) 259 ff.

allmorgendlich der Sonnengott emporsteigt, um sein Tagesregiment anzutreten, ist gekrönt von dem heiligen Steine, oder dem Altare, oder dem Throne, oder dem Tische des Gottes, dem Sonnentische des griechischen Mythus, der nach Pomponius Mela stets mit Speisen besetzt ist. Diese babylonische Auffassung des göttlichen Bergthrones hat auch die jüdischen Religionsvorstellungen beeinflußt. Hingewiesen sei hier nur auf die Übersetzung dieses mythischen Gedankens ins Architektonische in der Stelle des Buches Henoch: „der Turm war ragend und hoch, und der Herr der Schafe stand auf dem Turm, und man setzte ihm einen vollen Tisch vor.“ Der Turm dieser Vision hat ohne Zweifel die himmelstrebenden Zikkurats, die Sakraltürme des Orients zum Modell, die wiederum Abbilder des göttlichen Bergthrones sein wollen¹⁾.

Von alledem weiß natürlich der kindlich fromme Schreiber und Maler unseres „Speculum“ nichts mehr. Er hat selbst auch kaum einen derartigen Zikkurat gesehen. Auch kein Palästinapilger dürfte ihm dessen Beschreibung vermittelt haben; denn die wenigen damals noch erhaltenen sakralen Steinriesen lagen weitab vom Heiligen Lande. Trotzdem werden hier und, wie wir gleich sehen werden, in der gleichzeitigen Dichtung des Abendlandes die architektonischen Formen eines solchen plumpen Giganten richtig überliefert.

Das Bild des siebenstufigen Sakralturmes wiederholt sich in unserer Handschrift. Die Arche wird hier nämlich als Schiff mit zwei Schnäbeln dargestellt, auf dem sich der Zikkurat erhebt, der oben mit einer Art Tempelhäuschen, dem Sitze Noes, gekrönt ist²⁾. Die Deutung dieses Bildes wird erleichtert durch die „Christliche Kosmographie“ des Kosmas Indikopleustes. In dieser erscheint die Erde, was ja auch sonst vielfach der Fall ist, als Schiff mit zwei Schnäbeln, auf dem sich der freilich nicht abgestufte Weltenberg erhebt³⁾. Die Ähnlichkeit zwischen beiden, ein Jahrtausend auseinanderliegenden Bildern ist geradezu verblüffend. Der alte Usener⁴⁾ hätte

¹⁾ F. Kampers, Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral. Köln 1916, S. 25 u. S. 88 ff. Ich kann auf dieses Buch — namentlich gegen den Schluß dieses Aufsatzes — nur in wichtigeren Fällen, um größere Wiederholungen zu vermeiden, verweisen.

²⁾ Lutz u. Perdrizet, Bd. II. Taf. 4.

³⁾ Le miniature della topografia cristiana di Cosma Indicopleuste. Cod. Vat. greco 699. Con introduz. di C. Stornajolo. Milano 1908. Tav. 5 sq.

⁴⁾ H. Usener, Die Sintflutsagen in Religionsgeschichtliche Untersuchungen. 3. Teil (Bonn 1899).

seine helle Freude an dieser mythisch kosmischen Darstellung der Arche gehabt und ihr sicherlich einen bedeutsamen Platz in seinen „Sintflutsagen“ angewiesen. In der Tat erinnert diese Münchener Miniatur deutlich an die von Usener behauptete Tatsache, daß zu irgend einer Zeit der Noebericht der Bibel mit dieser solarischen Bergsage verquickt worden ist. Noe ist hier an die Stelle des Sonnengottes getreten, welcher auf dem von dem Erdschiffe getragenen Länderberge thront. So nehmen wir in diesem Bildchen unseres Erbauungsbuches deutlich das geheimnisvolle Fortleben uralter Züge wahr, deren Bedeutung längst freilich in Vergessenheit geriet — ein neuer Beweis dafür, daß wir erst am Anfang unserer Erkenntnis der orientalischen Kultureinflüsse auf das Abendland stehen. Daß wir tatsächlich und unbedingt ursprünglich vorhandene Beziehungen zwischen dem Weisheitsthron der Gottesmutter und dem Bergthrone der göttlichen Herrlichkeit annehmen müssen, wird durch die Abwandlungen dieses gedankentiefen mythischen Zuges in der profanen Sage noch offensichtlicher.

Beziehungen zwischen diesem orientalischen Weltbilde und der vielgeästelten Artursage habe ich unlängst festgelegt. Ich wies hin auf die Bergsitze dieses bretonischen Königs, die Cathedra Arthurii, von der Giraldus 1188 berichtet, oder den „Arthurs Seat“ bei Edinburg, oder den Berg „Cadair-Arthur“ in Wales, den man auch als Dom dieses Helden feierte; ich unterstrich den solarischen Charakter dieser bretonischen Sage, nach der König Artur, dem Sonnengotte gleich, aus dem Berge hervorkommt und von dessen strahlendem Gipfel aus die Welt regiert. Auch auf den Weltentisch wies ich hin, der hier als runde Tafel König Arturs sich, wie die Erde, dreht, oder nach anderen Dichtungen als Rad mit einem Thronsitz darauf von einer göttergleichen Fürstin — so wie die Erdachse auf dem Länderberge durch Rheia-Kybele -- gequirkt wird. Das sind alles Bilder von kosmischer Bedeutung. Aber auch Architekturen, welche Dichtungen dieses oder eines eng verwandten Sagenkreises aufbauen, erwiesen sich nicht nur als Nachbildungen der alten Zikkurats, sondern haben ersichtlich auch noch deutliche Bezugnahmen auf den sich drehenden Bergthron der Welt. Ich zeigte, wie die Salomonsage anknüpfend an jene sakralen Türme des Orients zunächst der Sage vom Priesterkönige Johann einmal das mythische Motiv von der Lichtlandsreise nach dem Urbilde des im Zauberschiff allnächtlich zum Berge des Sonnenaufganges fahrenden Sonnengottes,

sodann die Vorstellung eines siebenstufigen, in seinem obersten Teile sich wie das Firmament drehenden, kosmischen Palastes der Seelen vermittelte¹⁾. Alsdann²⁾ wird in Parzivals Gralsuche in den Epen des Wolfram von Eschenbach und des Chrestien von Troyes unbewußt der alte Zug der Lichtlandfahrt des Sonnengottes abgewandelt. An den Berg der Herrlichkeit erinnert beim Eschenbacher nicht nur die paradiesische Umgebung und die Vorstellung eines Seelenlandes, sondern auch die Wendelschnecke mit dem Zauberspiegel, die, wie Wolfram den alten Zug rationalistisch umdeutet, von fern gesehen sich wie im Kreise herumzudrehen scheint, und noch manches andere³⁾. Deutliche Spuren solcher kosmischer Architekturen weist auch sonst die französische Dichtung auf. Der sich drehende Palast zu Konstantinopel, der in Karls des Großen „Reise nach Jerusalem und Konstantinopel“ eingehend beschrieben wird, beschäftigt uns später noch⁴⁾. Die Turmform dieses konstantinopolitanischen Palastes mit Stockwerken ist im Cligés des Chrestien von Troyes festgehalten⁵⁾. Ich zweifle nicht, daß diese literarische Geschichte des Zikkurats sich noch durch anziehende Kapitel erweitern ließe. Für die richtige Einordnung der Miniaturen unseres „Speculum“ in die uralte Überlieferungsreihe genügen diese Seitenstücke vollauf.

Sowohl in dem Paradiesespalast des Priesterkönigs Johann, als auch in der Gralburg findet sich nun der stets mit Speisen bedeckte Tisch, der Sonnentisch des Mythus, wieder⁶⁾. Diesen kennt auch das „Speculum“; es erzählt uns von ihm eine seltsame Geschichte⁷⁾:

„Piscatores quidam rete suum in mare proiecerunt
Et casu mirabili mensam auream extraxerunt.
Mensa illa erat tota de auro et multum pretiosa“

¹⁾ Kampers, Lichtland. S. 91 ff

²⁾ Weiter unten werde ich meine früheren Nachweise ergänzen und etwas berichtigten.

³⁾ Ebenda S. 57 ff. u. S. 91 f.

⁴⁾ Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, herausg. v. Koschwitz. 2. Aufl. Heilbronn 1883. S. 342 ff. O. Söhring, Werke bildender Kunst in altfranzösischen Epen. Romanische Forschungen. XII (1900) 513 f. Auch das Rad in dem Vers: „et misent une roe que li vens fet torner“ in „Floire et Blanceflor“, das Söhring auf ein Wasserrad deuten möchte, gehört meines Erachtens in diesen Zusammenhang und entspricht dem Rade des Königs Artur und des Apollonius [Kampers, Lichtland S. 60 f.]

⁵⁾ Darüber Söhring S. 515 f.

⁶⁾ Kampers, Lichtland S. 30 f. 78 f. 90 ff.

⁷⁾ Speculum I, 12.

Et videbatur omnium oculis mirabiliter speciosa.
 Ibidem in littore maris templum quoddam erat aedificatum
 Et in honorem solis, quem gens illa coluit, dedicatum.
 Ad templum illud mensa illa est deportata
 Et ipsi soli tanquam deo, quem colebant, oblata.
 Mensa illa per totum mundum usus est hoc vocabulo,
 Quod communiter dicebatur mensa solis in sabulo:
 Sabulum enim arenosa terra appellatur,
 Et ibi templum solis in arenoso loco habebatur.
 Per mensam igitur solis Maria est pulchre praefigurata,
 Quae vero soli, id est summo deo, est oblata . . .
 Mensa solis facta fuit de materia purissima,
 Et Maria erat mente et corpore mundissima.
 Pulchre Maria est per mensam solis praefigurata,
 Quia per eam coelestis esca nobis est collata;
 Nam ipsa filium Dei Jesum Christum nobis generavit,
 Qui nos suo corpore et sanguine refocillavit.
 Benedicta sit illa beatissima mensa,
 Per quam collata est nobis esca tam salubris et tam immensa.“

Eine ähnliche Geschichte ist uns in der antiken Sage von den sieben Weisen Griechenlands überliefert. In deren Fassung bei Valerius Maximus ist es die „mensa Delphica“, welche aus dem Meere gefischt wird, und wegen deren es zum Streite kommt. Das Orakel des Apollo bestimmt dann, daß der Weiseste sie erhalten solle. Nun wird sie dem Thales gegeben, der sie dem Bias übermittelt, und indem sie darauf stets von einem zum andern der sieben Weisen weitergegeben wird, gelangt sie zuletzt in den Besitz des Solon, welcher sie dem Apollo als dem Weisesten darbringt. Das Fortleben dieser Sage im Mittelalter ist durch die Gesta Romanorum mit ihrem krausen Fabelgestrüpp bezeugt. Hier ist es ein goldener Tisch, der aus einer Hand in die andere wandert und schließlich in den Besitz Salomons gelangt, der an Stelle Solons zum letzten der weisen Sieben geworden ist¹⁾ „qui in ea pinxit ymaginem humilitatis et posuit eam in templum Apollinis“.

1) Gesta Romanorum. Hrsg. v. H. Oesterley. Berlin 1872. S. 618.
 Für das Fortleben dieses Mythologems vgl. u. a. auch die bei Oesterley — allerdings bibliographisch schauderhaft! — genannten parallelen Stellen bei dem Dominikaner R. Holkot, Moralisationes Historiarum. Venedig 1605, p. 232, der auch Salomon nennt. Die „mensa aurea“ findet sich weiter bei Joh. Manlius, Locorum communium collectanea. Francofurti 1568, p. 5. Exilium melancholiae [Auß Ludovici Caron Frantösischem Tractat Le Chasse-Ennuy.] Straßburg 1643, p. 531 und sonst noch öfter. Holkot gilt, wie mir Herr Kollege Hilka mitteilt, als Quelle der Gesta Romanorum.

Von jenen sieben Weisen erzählen die Verse des „Speculum“ nichts, „trotzdem gehen sie sogar über die antike Überlieferung dieser Sage durch die Bezeichnung des Tisches als „mensa Solis“ hinaus. Diese Bezeichnung muß die ursprüngliche gewesen sein. Der mittelalterliche Dominikaner konnte nun unmöglich aus freier Erfindung aus der „mensa aurea“ der Gesta Romanorum, oder aus der „mensa Delphica“ des Valerius Maximus einen Sonnentisch machen, er muß deshalb einer anderen, uns unbekannten Quelle gefolgt sein. Tatsächlich ist dieser Delphische Tisch, ebenso wie die anscheinend so gänzlich verschiedenen Gegenstände, die in den anderen antiken Überlieferungen der Sage an dessen Stelle aus dem Meere gezogen werden, der Sonnentisch, der die Erde¹⁾ oder das Fahrzeug bedeutet, auf welchem der Gott allnächtlich über das Meer zum Berge des Aufganges im Hyperboreerlande fährt. Den schwimmenden goldenen Dreifuß, auf dem Apollo über den Ozean schwebt, fand antiker Glaube in einem Sternbilde wieder²⁾, und die „phiala“, welche nach der Überlieferung des Kallimachos bei jenem wunderbaren Fischfange aus dem Meere gezogen wurde, ist ebenfalls nur eine andere Erscheinungsform für die gleiche mythische Vorstellung. Im goldenen, von Hephaistos geschmiedeten Becher schifft der Sonnengott zu den Hyperboeern³⁾.

Indem die „Gesta Romanorum“ aus dem letzten griechischen Weisen, Solon, einen Salomon machen und diesen Judenkönig auf jenem Tisch ganz im Sinne der stets „Mäßigung“ predigenden Sage, deren Mittelpunkt er ist, ein Bild der Demütigung anbringen lassen, wird der Sonnentisch zu jenem Salomontisch, der die Phantasie der spanischen Goten und Mauren, sowie der Franken frühzeitig lebhaft beschäftigte. Weder in der jüdischen Sage, noch auch in deren späteren Schößlingen: den Sagen vom Priesterkönige Johann, von Artur und vom Gral, verleugnet letzterer seine mythische Herkunft. Der sich wie die Welt drehende Tisch Arturs und die Graltafel in der „Queste du Graal“, welche die Rundheit der Welt und den Kreislauf der Planeten und Gestirne bedeutet, ist sagengeschichtlich verwandt mit jenem von Einhard, Thegan und Prudentius beschriebenen Tisch des karolingischen Schatzes, „auf dem der ganze Himmelskreis und die Sterne und der verschiedene Lauf der Planeten in erhabener

¹⁾ Über den Tisch als Erde Kampers, Lichtland, S. 31 u. 90f.

²⁾ F. Boll, Sphaera. Leipzig 1903, S. 126.

³⁾ R. Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910, S. 257.

Arbeit“ abgebildet war. Dieser wieder ist ein Nachfahre jenes salomonischen Tisches des Gotenschatzes mit seinen 365 Füßen, eine Zahl, die in ihrer kosmischen Bedeutung der jüdischen Tempelsymbolik entspricht, nach welcher der Schaubrottisch ein Gegenbild der Erde sein sollte. Das Urbild all dieser Tische ist aber jene mensa solis auf dem Götterberge, die von der jungfräulichen Muttergöttin des Orients gequirkt wird¹⁾), jene mensa solis, die in so überraschender Ursprünglichkeit in unserem Speculum plötzlich wieder auftaucht. Der Mythus vom Sonnentische ist in unserem Frömmigkeitsbuche in seiner ganzen alten und gedankentiefen Einfachheit erzählt; in der profanen Dichtung dagegen wird dieses Mythologem abgewandelt.

Wie in der Sage von den sieben Weisen Griechenlands erscheint der Sonnentisch in den Sagen von König Salomon vielfach als losgelöst vom Götterberge. Seinen ursprünglichen Zusammenhang mit dem alten kosmischen Weltbild vergaßen aber auch diese nicht so ganz. An diese Beziehungen erinnern in den arabischen Quellen über dieses Prunkstück des Gotenschatzes der Berg Salomons bei der „Stadt des Tisches“ und die Grotte des Herkules mit dem Salomonstisch, von dem spanische Romanzen singen. Auch die Mär vom Priesterkönig Johann und vom Gral verleugnet den alten kosmischen Grundgedanken der hier noch deutlich erkennbaren Einheit von Stufenturm und Tisch nicht. Der speisespendende Tisch steht in dem Paradiesespalaste des Priesterkönigs. Hier aber ist seine Platte, wie schon zuvor in einigen arabischen Berichten, aus einem einzigen Riesensmaragd geschnitten. Daß er nicht mehr, wie in jenem visionären Bilde des Buches Henoch, auf dem Turme steht,

¹⁾ Kampers, S. 70 ff. Hierher gehört auch wohl der von Eisler, a. a. O. S. 486 erwähnte schwimmende Feueraltar, die *εσχάρα* oder *εστία θαλασσῆς*. Über die Sage von den sieben Weisen vgl. F. A. Bohren, *De septem sapientibus*. Bonn 1867. H. Wulf, *De fabellis cum collegii septem sapientium memoria coniunctis quaestiones criticae*. Halle 1896. J. Mikolajczak, *De septem sapientium fabulis quaestiones selectae*. Breslau 1902. Die wichtigeren Textstellen sind: Diog. Laert. I, 27 sq.: Dreifuß; ebenso Diod. IX, 3 u. IX, 13. Diog. I, 32: Von Vulcan gefertigt und dem Pelops geschenkt, kommt bis zu Menelaus, wird mit der Helena geraubt und von Alexander ins Meer geworfen. Ähnlich Plut., Solon 4. Diog. I, 28: Nach Kallimachos war es eine „φιάλη“. Maßgebend für das Mittelalter war Valerius Maximus IV. Ext. 1,7: „A piscatoribus in Milesia regione everriculum trahentibus quidam iactum emerat. Extracta deinde magni ponderis aurea Delphica mensa orta controversa est“ ... etc. Ausonius, *Ludus septem sapientum in Oeuvres complètes d'Ausone* par E. F. Corpet. I (Paris 1842) 264.

sondern in dessen Innerem, ist eine leicht erklärlche dichterische Verschiebung. Aber der Smaragd? Auch in Wolframs Gralburg im Lande der Seligen, die, wie wir aus Bauresten beim Eschenbacher schließen können, nach dem Vorbilde des Stufenpalastes der Unsterblichkeit jenes Priesterkönigs von den ersten Graldichtern erbaut wurde, ist die Platte des Tisches, der auch hier eine bedeutsame Rolle spielt, ein einziger großer Edelstein. Als weitere Änderung kommt bei Wolfram hinzu, daß die speisenspendende Kraft hier nicht mehr am Tische haftet, sondern auf einen Gegenstand übergegangen ist, der „Gral“ genannt wird. Nun kannte die Graldichtung den kosmischen Bezug dieses Tisches, der ja in dem sich drehenden Tische König Arturs, dessen kreisrunde Form Wolfram besonders unterstreicht¹⁾, so offensichtlich in die Erscheinung trat, an den ja die „Queste du Graal“ erinnerte. Da drängt sich nun ein Vergleich mit einer anderen, hochberühmten Tafel auf, welche mit dunklen Worten sicherlich kosmischen Inhalts beschrieben und aus einem Riesensmaragd geschnitten war. Es ist die „Tabula smaragdina“ des Hermes.

Diese Urkunde auf dem Edelsteine galt den mittelalterlichen und auch den späteren Alchemisten bis hinein in das achtzehnte Jahrhundert als der Gründungsbrief ihrer Geheimwissenschaft. Der krause Text lautet²⁾: „Verum, sine mendacio, certum et verissimum. Quod est inferius est sicut quod est superius, et quod est superius est, sicut quod est inferius, ad penetranda miracula rei unius. Et sicut omnes res fuerunt ab uno, meditatione unius, sic omnes res natae fuerunt ab hac una re, adaptatione. Pater eius est sol, mater eius est luna. Portavit illud ventus in ventre suo. Nutrix eius terra est. Pater omnis telesmi totius mundi est hic. Virtus eius integra est, si versa fuerit in terram, Separabis terram ab igne, subtile a spisso, suaviter, magno cum ingenio. Ascendit a terra in coelum, iterumque descendit in terram, et recipit vim superiorum et inferiorum. Sic habebis gloriam totius mundi. Ideo fugiet a te omnis obscuritas. Haec est totius fortitudinis fortitudo fortis, quia vincet omnem rem subtilem, omnemque solidam penetrabit. Sic mundus creatus est. Hinc erunt adaptationes mirabiles, quarum modus est hic. Itaque vocatus sum Hermes Trismegistus habens tres partes philosophiae

¹⁾ Kampers, a. a. O. S. 26 ff. Parziv. 309 u. 775.

²⁾ Ich gebe den Text nach H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie. I (Braunschweig 1869) 377.

totius mundi. Completum est, quod dixi de operatione solis.“ Daß hier Reste alter religiöser Lehre überliefert werden, beweist die verwandte Stelle bei Aristoxenos: „*δύο είναι απ' ἀρχῆς τοῖς οὐσιῶν αἱτία . . . πατέρᾳ μὲν φῶς, μητέρᾳ δὲ σκότος*¹⁾“, oder die andere des Plutarch von der Ehe zwischen Sonne und Mond²⁾, oder weiter die des Servius³⁾: „dicunt physici cum nasci cooperimus, sortimur a sole spiritum, a luna corpus,“ oder schließlich die alte Vorstellung von der Ehe zwischen Chronos und der Nacht und von der Geburt des von den Winden getragenen Welteies durch die letztere⁴⁾. Da die älteren alchemistischen Texte den „Stein der Weisen“ als „Ei der Philosophen“ bezeichnen und deutlich Bezug nehmen auf diesen kosmogonischen Mythus von dem durch die Winde umhergewirbelten Weltei, so erkennen wir, wenn auch nur in Umrissen, weit zurückgreifende religionsgeschichtliche Zusammenhänge. Der „Stein der Weisen“ wird zum „Mysterium des Mithras“, zum Weltei; er wird in einer alchemistischen Venetianer Handschrift des 11. Jahrhunderts „*τὸ τὸν κόσμου μήματα*⁵⁾. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, die religionsgeschichtliche Grundlage der Alchemie systematisch zu durchforschen; hier genüge es, durch die Vergleichsstellen den kosmischen Bezug der hermetischen Tafel sichergestellt zu haben.

Frühzeitig hat sich die Sage dieser Tafel des Hermes bemächtigt. Freilich handelt es sich dabei nur um eine verhältnismäßig recht junge Überlieferung. So soll eine dem Albertus Magnus beigelegte Schrift „De secretis chymicis“ die Nachricht enthalten haben, daß Alexander die Wunder wirkende Schrift auf einer smaragdenen Tafel im Grabe des Hermes auf einem seiner Züge entdeckt habe. Nach einer anderen Überlieferung soll sie ein Weib Zara in den Händen des Leichnams in einer Höhle bei Hebron gefunden haben⁶⁾. Diese letztere, ersichtlich jüdische Sage ist älteren Ursprungs. Sarai ist die Himmelsherrin; sie steht hier für Isis, die neben Hermes ja eine

¹⁾ H. Diels, Doxographi Graeci. Berlin 1879. S. 557 Z. 10f.

²⁾ Plutarch, De facie in orbe lunae. 28 u. 30.

³⁾ Servius zu Verg. Aen. XI, 51. Zu diesen Stellen vgl. Eisler, a. a. O. S. 558 u. 729.

⁴⁾ Dazu siehe Eisler, a. a. O. wiederholt; u. a. S. 391.

⁵⁾ M. Berthelot, Collection des anciens alchimistes grecs. II (Paris 1888) 114.

⁶⁾ Kopp, a. a. O. S. 378.

hermetische Dialogfigur bildete, und an deren Stelle auch eine jüdische Maria gelegentlich tritt¹⁾). Daß unter dem Hermes Trismegistus ursprünglich der Gott gemeint ist, den man als den Urquell aller Weisheit und sogar als den personifizierten Logos verehrte, ist sicher. Er ist identisch mit dem ägyptischen Thot, dem göttlichen Verfasser der 42 Papyrusrollen, die bei den religiösen Festen der Ägypter in feierlichem Zuge von den Priestern vorangetragen wurden. Als Schriftsteller erscheint er freilich schon bei Lactanz²⁾, und dessen Zeitgenosse Clemens Alexandrinus bezeichnet bereits jene heiligen Rollen als „hermetische Schriften“. Es lag nahe, diesen Hermes auch als Verfasser einer jener alchemistischen Schriften anzusehen, die sich frühzeitig gerade in Ägypten eines großen Ansehens erfreuten, oder auch als Verfasser astrologischer Werke, die bei den Arabern in hohem Ansehen standen³⁾.

Zuerst soll die Tabula smaragdina von einem Ortholanus oder Hortulanus erwähnt sein, der vielleicht im 11. Jahrhundert in England lebte⁴⁾. Unzweifelhafte Bezugnahme auf sie läßt sich aber im 13. Jahrhundert nachweisen, wo sie einem Albertus Magnus, Arnaldus de Villanova, Raymundus Lull bekannt ist⁵⁾, was unbedingt schon eine weiter zurückliegende Vorstufe dieser Überlieferung voraussetzt.

Zwei Überlieferungsreihen über eine kosmische Tafel stoßen also

¹⁾ Berthelot, Coll. II, 172: „Χρυνξ και Μαρια.“ Über diese Maria vgl. Kopp, a. a. O. S. 402. Auch in dem unten Anm. 5 genannten Werke von Manget ist u. a. [II, 896] die Rede von einer „Maria Hebraea Moysis soror“. Über diese jüdische Maria und deren Schrift über den philosophischen Stein handelt auch M. Berthelot, Les origines de l’Alchémie. Paris 1885. p. 171 sv.

²⁾ Lactantius, Div. inst. VI de vero cultu c. 25. I de falsa religione c. 6.

³⁾ H. W. Schaefer, Die Alchemie. Ihr ägyptisch-griechischer Ursprung und ihre weitere historische Entwicklung. Progr. d. Gymnas. zu Flensburg 1887. S. 14 f. Eine arabische Handschrift „Hermetis Trismegisti de lunae mansionibus liber“ erwähnt M. Steinschneider, Über die Mondstationen (Naxatra) und das Buch Arcandam. Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Ges. 18 (1864) 135.

⁴⁾ Schäfer, a. a. O. S. 25; Kopp, a. a. O. S. 379 f. Jöchers Gelehrtenlexikon [II, 863] unterscheidet zwei Autoren dieses Namens, die aber beide, was nicht denkbar ist, auch den anderen Namen Johannes de Garlandia führten.

⁵⁾ Albertus magnus, Mineralium libri V. L. I. Tract. I. C. 3 und L. III Tract. I. C. 6 sowie Tract. II. C. 1. Opera omnia cura ac labore A. Borgnet. V (Paris 1890) 5; 66; 75. Arnaldus Villanovanus, Rosarium. L. I c. 7 in J. J. Maneti Bibliotheca chemica curiosa. T. I. (Genevae 1702) 665; Raymund Lull, Codicillus c. 9 et c. 53 in Manget, l. c. I, 884 et 904.

im arabischen Spanien, wo die Alchemie mit ganz besonderem Eifer gepflegt wurde, zusammen: die Sage vom salomonischen Tisch und die von der Smaragdtafel des Hermes. Die innere Verwandtschaft zwischen beiden legt die Übertragung von Eigenschaften der einen auf die andere nahe: aus der goldenen Platte des salomonischen Tisches wurde in der spanischen Sage eine smaragdene und zugleich, behauptete ich, wurde dieser nunmehr einbezogen in die wirren Gedankengänge der kabbalistischen Wissenschaft der gotisch-jüdisch-arabischen Mischkultur Spaniens.

Ein solcher Übergang wurde durch die Tatsache, daß Salomon schon frühzeitig als großer Zauberer und später als ebenso großer Alchemist galt, erleichtert. Als großen Steinkundigen und Hexenmeister rühmt ihn besonders die arabische Sage¹⁾. Bei älteren griechischen Alchemisten wird Salomon dann auch als Kunstgenosse bezeichnet, so bei Zosimos und Christianos. Eine vielleicht dem 11. Jahrhundert angehörende alchemistische Handschrift enthält das „Labyrinth des Salomo“ mit kabbalistischem Inhalt²⁾. Die wahrscheinlich im 12. Jahrhundert entstandene, später so hoch bewertete alchemistische „Turba philosophorum“ bietet auch „Dicta Salomonis, filii David“³⁾.

Nach einem leider nicht genau bezeichneten spanischen Manuscript, das einen Text der „Vergilii cordubensis philosophia“ enthält, welcher vielleicht dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angehört, ist die Rede von der „ars notoria“, welche in Cordova neben „nigromantia“, „pyromantia“ und „geomantia“ gelehrt wird. Diese „ars notoria“ ist eine „ars et scientia sancta, quia ista omnes aliae sciuntur et per istam omnes aliae scientiae possunt sciri sine difficultate aliqua et sine defectibilitate aliqua et sine diminutione aliqua.“ Eine so hochheilige Kunst kann nur von einem heiligen Lehrer vorgetragen und von sündenlosen Hörern aufgenommen werden. Von dieser „ars angelica“ heißt es dann weiter: „angeli boni et sancti composuerunt eam et fecerunt, et postea sancto regi Salomoni angeli boni et sancti dederunt et ipsi angeli in ista scientia sanctum Salomonem magistrum fecerunt et eum in ea imbuerunt.“ Durch diese Quintessenz aller Weisheit, welche auch Aristoteles beim Be-

¹⁾ G. Salzberger, Die Salomosage in der semitischen Literatur. Berlin 1907. S. 23 ff. Kampers a. a. O. S. 38 f.

²⁾ M. Berthelot, Les origines de l'Alchémie. Paris 1885. p. 16.

³⁾ Näheres bei Kopp a. a. O. S. 471 Anm. 211.

suche des großen Alexander in Jerusalem kennen lernte, bändigte, heißt es hier, Salomon die Dämonen seinem Willen. Selbst wenn diese seltsamen Ausführungen nicht der genannten Zeit angehören sollten, bieten sie eine genügend feste Grundlage für die Annahme einer Verknüpfung der älteren, von Engeln gelehrt Kabbala in Spanien mit der Person des jüdischen Königs¹⁾. Ja, man konnte wähnen, daß Salomon bereits im Besitze des Steines der Weisen war; erzählte doch die Sage von seinem Ringsteine mit dem Siegel und dem Pentagramm Gottes, durch den er die Geister sich dienstbar machte, fabelte sie doch von dem Wunderstein Schamir, dem grünen Edelstein, welcher vielleicht derselbe ist, den der hundähnliche Geist Rabdos beim Tempelbau zeigt, und welcher zur Ausschmückung des Heiligtumes dienen soll²⁾.

Dieser Zusammenhang der Graltafel mit der arabisch-jüdischen Kabbala könnte schon aus der von den Alchemisten frühzeitig behaupteten Möglichkeit, solche Riesen Edelsteine, wie sie für die Herstellung einer Tischplatte nötig waren, mit Hilfe ihrer geheimen Kunst verfertigen zu können, gefolgert werden. Wenn auch nicht der Graltafel, so wird doch deren Vorläuferin, der Gotentafel und der Nebenbuhlerin des Gral, der heiligen Schale der Genuesen, in der besten Geschichte dieses wissenschaftlichen Irrwahnes³⁾ deshalb mit vollem Rechte in dem Kapitel „Smaragd“ Erwähnung getan. Indem ich nunmehr auch die Graltafel in dieses Kapitel einreihe, tue ich das also nicht auf Grund irgend einer luftigen Mutmaßung. Zwar stehen wir in den Tagen des Eschenbachers erst am Anfange der Ausbreitung des alchemistischen Irrwahnes innerhalb des romanisch-germanischen Kulturreiches, und deshalb ist dieser Zusammenhang zwischen dem

¹⁾ G. Heine [Bibliotheca anecdotorum. I (Lipsiae 1848) 211 sq.] bringt den Text, der 1290 in Toledo aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt sein will. Ob der Ringstein Salomons identisch ist mit dem „Stein der Tiefe“, den David fand, ist nicht ersichtlich. Dieser Stein verschloß den „Brunnen der großen Tiefe“, und auf ihm war der Schein ha-mephorasch, der Gottesname der Magie, eingegraben. Er soll von David ins Allerheiligste gebracht worden sein und auf ihm die Bundeslade gestanden haben. Unberufene, berichtet die Sage weiter, drangen wiederholt in das Allerheiligste ein, um jenen Gottesnamen für magische Künste zu entziffern. Dieser Schein ha-mephorasch, mit welchem schon Lilith, die erste Frau Adams, Magie trieb, ist auch auf dem Ringstein Salomons zu lesen. Vgl. E. Bischoff, Die Kabbalah. Leipzig 1903. S. 82 u. 85.

²⁾ Salzberger a, a. O. S. 95.

³⁾ Berthelot, Origines I. c. p. 221 sv.

Tisch Salomons und jener Kabbala zunächst noch ein recht lockerer und nur schwer zu erkennen. Die Sage war es, die als erste den Schleier, der geflissentlich über jene magische Weisheit gebreitet wurde, lüftete, Bruchstücke der Entstehungsgeschichte jener Zauberkunst weitertrug und allerlei Wunderbares und Nichtverstandenes über diese raunte. Daran konnten die sagenfrohen benachbarten Provençalen anknüpfen. Die verschwommene Kunde von jener Kabbala in der ritterlichen Dichtung der Franzosen und Deutschen, von der auch Wolframs Kleinode in der Gralburg Zeugnis geben, hatte somit begonnen.

Zauber und Märchen sind voneinander nicht zu trennen. Beim Eschenbacher handelt es sich aber nicht um einen beliebigen Zauber, sondern um einen bestimmten, im Orient erfundenen. Wolframs Wundermann ist Klinschor, der „phaffe der wol zoubre las“. Chrestiens von Troyes¹⁾ kennzeichnet ihn, ohne seinen Namen zu nennen, mit den Worten: „sages clers d'astrenomie“, der im Auftrage der alten Königin den Zauber des Wunderschlosses schuf. Weit mehr weiß Wolfram von ihm zu singen. Dieser Abkömmling des großen Zauberers des Mittelalters, Virgilius, raubt hier nach seiner Entmannung schöne Frauen und bannt sie in jenes Zauberschloß, damit andere ihrer nicht genießen können. Unter diesen waren auch Arturs Mutter, ihre Tochter und ihre Enkelinnen. Merkwürdigerweise wird in einer Version des „Livre d'Artus“ Arturs Mutter durch Merlin auf das Wunderschloß gebracht²⁾. Es will mich bedenken, daß Klinschor und Merlin Parallelfiguren sind. An sich ist es ja recht unwahrscheinlich, daß die sagenberühmte Gestalt aus der Umgebung des bretonischen Artur nicht in irgend einer Verwandlung mit diesem zugleich in die engverwandte Parzival-dichtung herübergenommen wäre. Ist das der Fall, so wäre auch Klinschor ebenso wie Merlin, ursprünglich der Dämon, welcher in der Salomonsage eine Rolle spielt. Zwischen diesem Dämon Aschmedai und dem bretonischen Zauberer bestehen in der Tat derartige überraschende, schon lange nachgewiesene Ähnlichkeiten³⁾, daß wir — unter Berücksichtigung der von mir dargelegten Bedeutung der Salomonsage für den ganzen Sagenkreis vom König Artur —

¹⁾ Chrestien V. 8910.

²⁾ Parziv. 66, 4. Wolfram von Eschenbach, Parzival. Neu bearb. von W. Hertz. 5. Aufl. Stuttgart 1911. S. 539.

³⁾ M. Grünbaum, Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Hagada. Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellsch. XXXI (1877) 218.

in ihnen einen Beweis für den orientalischen Ursprung der Merlinssage erblicken dürfen. Nach dem Orient verweist uns nun auch Wolfram; er sagt von Klinschor:

„Clinschore ist staeteclichen bî
der list von nigrômanzi,
daz er mit zoubre twingen kan
beidiu wib unde man.
swaz er werder diet gesiht,
dien læt er åne kumber niht¹⁾.“

Und an anderer Stelle:

„ez ist niht daz lant ze Persiâ:
ein stat heizet Persidâ,
dâ èrste zoubre wart erdâht.
dâ fuor er hin und hât dan brâht
daz er wol schaffet swaz er wil,
mit listen zoubrelichiu zil²⁾“

Aus dem Lande des Feirefis, also aus dem Orient, bringt Klinschor den großen Schatz, ja sogar den Wunderbau der Wendelschnecke³⁾. Dabei ist zu beachten, daß arabisch und orientalisch für Wolfram gewöhnlich wesensgleiche Dinge sind.

Von dem Vorhandensein einer irgendwie mit Alchemie in Verbindung stehenden Geheimwissenschaft geben diese mageren Ausführungen über Klinschor keine Kunde. Wolfram kennt nun auch noch wirkliche arabische Gelehrte, so einen nicht mit Sicherheit festzustellenden Kancor und den wohl mit Thabit ben Korrah identischen Thebit, sowie ganz besonders einen sonst gänzlich unbekannten Flegetanis, der sein Gewährsmann für die Kunde vom Gral ist:

„ein heiden Flegetânîs
bejagte an künste hôhen pris.
der selbe fisiôn
was geborn von Salmôn,
ûz israhêlscher sippe erzilt
von alter her, unz unser schilt
der touf wart fürz hellefiur.
der schreib vons grâles àventiur.
Er was ein heiden vaterhalp,
Flegetânîs, der an ein kalp
bette als ob ez wär sîn got . . .“

¹⁾ Parziv. 617, 11 ff. Ich zitiere nach Wolfram von Eschenbach, Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt von E. Martin. Halle 1900

²⁾ Parziv. 657, 27 ff.

³⁾ Parziv. 589.

Flegetânis der heiden
kunde uns wol bescheiden
iesliches sternen hinganc
unt sîner künfte widerwanc;
wie lange ieslicher umbe gêt,
ê er wider an sîn zil gestêt.
mit der sternen umbereise vart
ist gepüfet aller menschlich art.
Flegetânis der heiden sach,
dâ von er blûwecliche sprach,
im gestîrn mit sînen ougen
verholenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl:
des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez¹⁾“.

Des Dichters Gewährsmann ist also ein heidnischer Jude, ein arabisch schreibender Nigromant und Astrologe. Hatte Wolfram vorhin eine Stadt Persida²⁾), über deren Lage er gewiß nicht orientiert war, als die hohe Schule der Magie genannt, auf der Klinschor seine Weisheit lernte, so denkt er jetzt an die auch sonst vorherrschende Ansicht, daß Spanien die Heimat der Zauberei sei³⁾.

,Kyôt der meister wol bekant
ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrifte
dirre äventiure gestifte.
der karakter à b c
muoser hân gelernet ê,
ân den list von nigrômanzi.
ez half daz im der touf was bi:
anders wär diz mär noch unvernunn.
kein heidensch list möht uns gefrunn
ze künden umbes grâles art,
wie man sîner tougen inne wart⁴⁾“.

Vom Gral aber weiß nun dieser Flegetanis noch etwas ganz Merkwürdiges zu berichten:

¹⁾ Parziv. 453, 23 ff.

²⁾ Nach E. Martin, Zur Gralsage. Straßburg 1880. S. 7, stammt der Name der Stadt Persida aus des Honorius Augustodunensis *Imago mundi*. L. I, c. 14: „in hac primum orta est ars magica“.

³⁾ Hertz, a. a. O. S. 538 verweist auf das Gedicht von Biterolf und Dietlein; darnach liegt ein Berg bei Toledo, „dâ der list nigrômanzi von erste wart erfunden“.

⁴⁾ Parziv. 453, 11 ff.

„ein schar in üf der erden liez:
 diu fuor üf über die sterne hôch.
 op die ir unschult wider zôch,
 sit muoz sin pflegn getouftiu fruhrt
 mit alsô kiuschlicher zuht:
 diu menscheit ist immer wert,
 der zuo dem grâle wirt gegert¹⁾“.

In diesen seinem Gewährsmann Flegetanis gewidmeten Versen ist schon eine deutlichere Bezugnahme auf die von Juden und Arabern gepflegte Kabbala in Spanien zu erkennen. Aus dieser allein aber auf eine Verwandtschaft zwischen der Graltafel und jener Tabula smaragdina des Hermes zu schließen, ginge nicht an. Erst die Erwähnung der Erdenfahrt der Engel gibt uns dazu ein Recht.

Vom Falle der Engel spricht Wolfram noch an anderer Stelle:

„di newederhalp gestuonden
 dô striten beguonden.
 Lucifer und Trinitas,
 swaz der selben engel was,
 die edelen unt die werden
 muosene üf die erden
 zuo dem selben steine.
 der stein ist immer reine.
 ich enweiz op got üf si verkôs,
 odo ob ers fürbaz verlös.
 was daz sin reht, er nam se wider.
 des steines pflicht iemer sider
 die got derzuo benande
 unt in sin engel sande.
 hêr, sus stêt ez umben grâl²⁾“.

Im Widerspruche dazu sagt der gleiche Trevrizent bei Wolfram später:

„ich louc durch ableitens list
 vonie grâl, wiez umb in stüende ..
 ich sol gehörsam iu nu sin.
 swester sun unt der hérre min.
 daz die vertriben geiste
 mit der gotes volleiste
 bî dem grâle wären,
 kom iu von mir ze mären,
 unz daz si hulde dâ gebiten.
 got ist stæt mit sôlhen siten,
 er strîtet iemmer wider sie,

¹⁾ Parziv. 454, 24 ff.

²⁾ Parziv. 471, 15 ff.

die ich iu ze hulden nante hie.
 swer sins lônes iht wil tragn,
 der muoz den selben widersagn.
 ewelich sint si verlorn:
 die vlust si selbe hant erkorn¹⁾“.

Eine weitere Stelle der Wolframschen Dichtung setzt dann den Fall der Engel in Beziehung zu einer höchst eigenartigen Geschichte von Adam:

„nu prüevt wie Lucifern gelanc
 unt sînen nôtgestallen.
 si wârn doch âne gallen:
 ja hêr, wâ nämen si den mit,
 dâ von ir endelöser strit
 zer helle enpfähet süren lön? . . .
 dô Lucifer fuor die hellevart,
 mit schâr ein mensche näch im wart.
 got worhte ûz der erden
 Adâmen den werden:
 von Adâms verhe er Even brach,
 diu uns gap an daz ungemach,
 dazs ir schepfære überhörte
 unt unser freude störte.
 von in zwein kom gebürte frukt:
 einem riet sîn ungenuht
 daz er durch gîteclichen ruom
 sîner anen nam den magetuom²⁾“.

Das wird bald darauf von Trevrizent erklärt:

„diu erde Adâmes muoter was:
 von erden frukt Adam genas.
 dannoch was diu erde ein magt:
 noch hän ich iu niht gesagt
 wer ir den magetuom benam.
 Kâins vater was Adam:
 der sluoc Abeln umb kranke guot.
 dô ûf die reinen erdenz bluot
 viel, ir magetuom was vervarn: -
 den nam ir Adâmes barn³⁾.“

Diese Geschichte des Urvaters Adam erhält dann später noch eine Fortsetzung. Zunächst werden Adams Kenntnisse der Wunderkräfte der Natur, besonders der Sterne, gerühmt:

1) Parziv. 798, 6 ff.

2) Parziv. 463, 4 ff.

3) Parziv. 464, 11 ff.

„Unser vater Adam,
die kunst er von gote nam,
er gap allen dingen namn,
beidiu wilden unde zamn:
er rekant och iesliches art,
dar zuo der sterne umbevarnt,
der siben pläneten,
waz die krefte héten:
er rekant och aller würze maht
und waz ieslicher was geslaht¹⁾“.

Bestimmte Kräuter befiehlt er zu meiden; aber die Adamtöchter kehren sich nicht an das Gebot:

„diu wip tåten et als wip:
etslicher riet ir bröder lip
daz si diu were volbrähte,
des ir herzen gir gedähte.
sus wart verkërt diu mennischeit.“

Sie bringen infolgedessen misgestaltete Wundermenschen zur Welt.

Eine ähnliche Sage erzählt etwa hundert Jahre nach Wolfram der Verfasser des „Reinfried“. Hier errichten Adam und sein Sohn zwei Säulen²⁾, um ihre Kenntnisse auf diesen den Menschen nach der verheißenen großen Flut zu übermitteln:

„sít daz diu welt ein ende nimt
mit wazzer ald mit fiure,
mit hôher koste stiure
sön wir zwô siule machen
nâ meisterlichen sachen:
sô sol sin diu eine
von liehtem marmelsteine,
der mac geschaden wazzer niht.
von gebranter ziegel pfliht
sol diu ander sîn gemaht,
diu hät üf fiures brant kein aht.“

Die neugierigen Frauen lesen nach der Flut die Warnung vor den Kräutern und misachten diese. So kommen jene Wundermenschen auf die Welt.

Wolframs Adamsage gibt sich deutlich nur als ein Bruchstück dieser Mär im „Reinfried“ zu erkennen. Jene Mär selbst ist uralt. Sie geht zurück auf zwei außerbiblische Überlieferungsreihen. Die

¹⁾ Parz. 518 ff.

²⁾ Reinfried von Braunschweig. Herausg. v. K. Bartsch. Tübingen 1871. v. 576. v. 19778.

erste ist jene Erzählung von den Wundermenschen, welche seit Ktesias und Megasthenes immer wiederkehrt in der Weltliteratur¹⁾. Ihre Heimat ist die bodenwüchsige Dichtung der Inder. In der Naturgeschichte des Plinius²⁾, der seine Kenntnis wohl der griechischen Berichterstattung verdankt, fehlen sie nicht. Der große Fabulant, welcher den Alexanderroman schrieb, kennt sie³⁾). Bei der Verwandtschaft dieses allbeliebten Machwerkes mit der Sage vom Priesterkönig Johann treffen wir die Mär dann auch in dieser wieder an⁴⁾. Es wurde nun eine Verquickung dieser Sage mit dem biblischen Bericht über die Urzeit des Menschengeschlechtes nahegelegt durch die Stellen der Genesis: „Da sich aber die Menschen begannen zu mehren auf Erden und zeugten ihnen Töchter, da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten . . . Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschließen und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute.“ Es lag nahe, jene Wundermenschen mit diesen Sprossen aus sündiger Vermischung in Verbindung zu bringen. Dabei aber ergab sich die Schwierigkeit, das von der Sage behauptete Fortleben dieser Misgestalten über die Sündflut hinaus zu begründen. Lehrreich dafür ist ein Bericht des

¹⁾ Hertz, a. a. O. S. 532. Von dem Pharaonen El-Rajjān wird erzählt (F. Wüstenfeld, Die älteste ägyptische Geschichte nach den Zauber- und Wundererzählungen der Araber. Orient und Occident I [1862] 336), daß er in die Südländer Afrikas zog und dort Menschen wie Affen gestaltet sah und mit Flügeln, in die sie sich einhüllten. Vgl. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 90 ff. Dieser verweist auf Gervasius von Tilbury, *Otia imperialia*. Hrsg. von F. Liebrecht. Hannover 1856, S. 36, der von den Aethiopen erwähnt, daß sie Ohren, wie Flügel hätten. Vgl. auch W. Bousset Die Religion des Judentums im Neutestamentlichen Zeitalter. Berlin 1903, S. 463. W. Bousset, Die Beziehungen der ältesten jüdischen Sibylle zur chaldaeischen Sibylle und einige weitere Beobachtungen über den synkretistischen Charakter der spätjüdischen Literatur. Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft (1902) 42—49. Aus der Literatur über diese Sage hebe ich weiter hervor: L. Tobler, Über sagenhafte Völker des Altertums. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XVIII (1888) 237 ff. E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. 2. Aufl. Leipzig 1900, S. 185 ff.

²⁾ Plinius, Hist. nat. 7, 2.

³⁾ A. Ausfeld, Der griechische Alexanderroman. Leipzig 1907, S. 92. Dazu die Bemerkung S. 183.

⁴⁾ F. Zarncke, Der Priester Johannes. Abhandlgn. d. phil.-hist. Classe der K. Sächs. Ges. d. Wiss. VII (1879) 911.

Johannes de Marignola aus dem Jahre 1349: „Am Fuße des Berges mit dem Adamfußstapf auf Ceylon leben Religiose, die sich Söhne Adams nennen, von dem sie aber, weder durch Kain, noch durch Seth, sondern durch andere Söhne abstammen wollen, was jedoch gegen die heilige Schrift ist. Sie behaupten, daß die Sündflut niemals bis zu ihnen hinauf gereicht habe. Außer dem Hause Adams führen sie zum Beweise dafür auch ein gewisses im Morgenlande häufiges, unstät lebendes Gesindel an, das ich gesehen. Diese nennen sich Söhne Kains, ein verworfenes Geschlecht, das nie an einem und demselben Orte bleibt. Zwar läßt sich dieses nur selten sehen, doch treiben sie Handel und führen Weiber und Kinder mit häßlichen Gesichtern auf Eseln herum¹⁾.“ Aus Tabronit stammen Wolframs Wundermenschen und Taprobane ist der alte Namen von Ceylon bei Plinius²⁾. Ersichtlich schwankt unser bibelfester Reisender. Er ist der strenggläubigen Meinung, daß die Sündflut auch diese Sprößlinge Adams verschlungen haben müsse, wagt aber doch nicht, die Sage so ganz zu verwerfen. Für das frühe Vorhandensein der Sage in der Fassung Wolframs spricht die Tatsache, daß im Decretum Gelasii ein „liber de filiabus Adae“ verdammt wurde³⁾. Später überwiegt die Vorstellung, daß die Wundermenschen erst nach der Sündflut entstanden seien. Bei Augustinus⁴⁾ wird eingehender davon gehandelt. Er beginnt: „Quaeritur etiam, utrum ex filiis Noe, vel potius ex illo uno homine, unde etiam ipsi exstiterunt, propagata esse credendum sit

¹⁾ Johannes von Marignola übersetzt von F. G. Meinert. Abhandlgn. d. böhm. Ges. II (1820) 85. Das gekürzte Zitat nach P. Hagen, Der Gral. Straßburg 1900, S. 16 f. Vgl. C. Ritter, Die Erdkunde VI (Berlin 1836) 59 ff.; V (Berlin 1835) 928. Ritter denkt an die verstoßenen unreinen Kasten, welche auch in Ceylon und in Malabar leben.

²⁾ Vgl. Hertz, a. a. O. S. 518.

³⁾ H. Rönsch, Das Buch der Jubilaen. Leipzig 1874, S. 477 ff.

⁴⁾ Augustinus, De civ. dei. 16, 8. Hagen, a. a. O. S. 22 f. In den späteren Dichtungen ist gelegentlich auch der Zauberer Merlin ein solches Monstrum. E. Freymond, Beiträge zur Kenntnis der altfranzösischen Artusromane in Prosa. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XVII (1895) 54. Vgl. zur Sage von den Wundermenschern auch S. Singer, Zu Wolframs Parzival. Abhandlgn. z. german. Philologie. Festgabe für R. Heinzel. Halle 1898, S. 361 ff., S. 406 ff. Die Frage, ob die Engel wieder in den Himmel aufgenommen worden seien, hat anscheinend die Gemüter stark beschäftigt. Im Brandgedicht (ebenda S. 370) wird deren Wiederaufnahme zugegeben. Ferner ist dazu zu vgl. J. v. Döllinger, Geschichte der gnostisch-manichaeischen Sekten. München 1890. S. 138 f.

quaedam monstrosa hominum genera, quae gentium narrat historia.“ Am Schlusse dieser Ausführungen heißt es: „Quapropter ut istam quaestionem pedetentim cauteque concludam: aut illa, quae talia de quibusdam gentibus scripta sunt, omnino nulla sunt; aut si sunt, homines non sunt; aut ex Adam sunt, si homines sunt.“ Der ganze Bericht des großen Bischofs von Hippo hat zweifellos unsere spätere Sage wesentlich beeinflußt.

In der Fassung der Adamsage im „Reinfried“ läßt sich dann aber noch eine weitere außerbiblische Überlieferungsreihe erkennen, welche mutmaßlich im Babylonischen ihre Wurzel hat: ich meine die Sage von der Errichtung der beiden Säulen durch Seth. Nach Babylon deutet schon das Material der einen dieser Säulen, der tönernen. Man ist versucht, an ein Nachwirken der Erzählung in dem Sündfluthericht des Berossos zu denken, wonach der „höchstweise“ Atra-hasis vor der Flut „alle Schriften, Anfang, Mitte, Ende“ in der Sonnenstadt Sippar vergraben habe¹⁾). Mit Sicherheit weist auf den Orient hin die von Syncellus uns aufbewahrte Stelle des später von jüdischen und christlichen Gelehrten stark benutzten Manetho, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. schrieb²⁾), nach der die „ἐν τῇ Σειραδικῇ γῇ“ stehenden Säulen von Thot, dem Sohne des Hermes beschrieben worden seien³⁾). Unter der „Σειράς γῇ“ ist Ägypten zu verstehen. Der hier genannte Hermes entspricht dem ägyptischen Götter Set. Dieser wird auch wohl als Lehrer des Hermes eingeführt, was auf die gleiche „Spaltung der hermetischen Persönlichkeit“ hindeutet, die sich in den Dialogen zwischen Hermes und Tat zu erkennen gibt⁴⁾). Der zufällige Gleichklang des Namens dieses ägyptischen Gottes mit dem Namen des Sohnes Adams hat dann zu einer Gleichsetzung des biblischen Seth mit Hermes geführt. Später tritt darauf an die Stelle Seths, der als Erfinder der Astrologie angesehen wurde, der Vater der Alchemisten, Cham. Im vierten

¹⁾ H. Usener, a. a. O. S. 13. R. Eisler, *Weltenmantel und Himmelszelt*. München 1910, S. 572.

²⁾ Hagen, a. a. O. S. 20 f. Die einschlägige Literatur bei Eisler, a. a. O. S. 569. Vgl. besonders R. Reitzenstein, *Poimandres*. Leipzig 1904, S. 183: „Die Σειράς γῇ ist als Heimat der Isis durch eine Inschrift bezeugt.“

³⁾ Die Sage von den Säulen begegnet uns auch im *L'image du monde de maître Gossouin* [Lausanne 1913. p. 182 sv.], wie mir Herr Kollege Hilka mitteilte. Der Herausgeber, O. H. Prior, verweist auf Josephus, *Ant. jud.* I, 2 und auf Gervasius von Tilbury, *Otia Imper.* I, 20.

⁴⁾ Eisler, a. a. O. S. 569.

Jahrhundert sagt Johannes Cassianus, daß Cham sein Wissen „divisorum metallorum laminis, quae scilicet aquarum inundatione corrupti non possent, et durissimis lapidibus“ eingemeißelt habe¹⁾. Der alte mythische Zug wird nun im lateinischen Adambuche auf den von Seth aufgezeichneten Sündenfallbericht übertragen²⁾. Es mag der Eitelkeit gelehrter Juden geschmeichelt haben, durch diese Vertauschung der Persönlichkeiten, den Erzpatriarchen Seth zum Verfasser der nach Isis Σωθίς oder Σειράς benannten astrologischen Sothisbücher ansehen zu dürfen³⁾. „Schriften Seths zu besitzen, rühmten sich Juden, Samaritaner, gnostische Christen (insbesondere die Sethianer) und Muhammedaner“⁴⁾.

Unter dem Einfluß der angeführten Stelle der Genesis kommt aber, wie die Dichtungen „Parzival“ und „Reinfried“ aufzeigen, noch ein neuer Zug zu dieser Sethsage: im Verkehr der Engel Gottes mit den Frauen der Menschen lernen diese die geheimen Künste der Zauberei.

Der Fall der Engel, ihr sündiger Verkehr mit den Frauen der Menschen hat die Dichtung im Osten und Westen frühzeitig und anhaltend beschäftigt. Alt ist dabei auch der Zug, daß die Engel zum Zwecke der Verführung jene Weiber lehrten, wie es im Buche Henoah⁵⁾ heißt: „Zaubermittel, Beschwörungsformeln und das Schneiden von Wurzeln und ihnen offenbarten die heilkäftigen Pflanzen.“ Der Sagenzug von den Säulen des Seth ist schon bei Josephus⁶⁾ vereinigt mit dem Zuge von jener verbotenen Vermischung. Nach der Errichtung der Säulen tritt hier eine Sittenverderbnis ein: „πολλοὶ γὰρ

¹⁾ Migne, Patrologia latina XLIX, 759. Vgl. dazu die Historia scholastica in genesim des Petrus Comestor c. 39 (Migne, Patr. lat. CHC., 1098): „magicam artem (sc. Cham) et septem liberales quattuordecim columnis inscripsit, septem aeneis, septem lateritiis contra duplex orbis excidium.“ Eisler, a. a. O. S. 568 f.

²⁾ E. Kautzsch, Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Tübingen 1900, S. 528.

³⁾ Näheres bei Eisler, a. a. O.

⁴⁾ Fabricius, Codex pseudepigraphicus Veteris Testamenti. I (1722) 141—157; II (1742) 49—55. Hagen, a. a. O. S. 20.

⁵⁾ Kautzsch, a. a. O. S. 239. Vgl. auch die Anmerkung bei R. H. Charles, The Apocrypha and Pseudepigrapha of the Old Testament. Oxford 1913, p. 191. Die Ehen zwischen den Engeln und Menschentöchtern kennt auch das Buch der Jubiläen (Kautzsch, a. a. O. S. 48), nicht aber die Übermittlung des geheimen Wissens.

⁶⁾ Josephus, Ant. I, 2, 3.

άγγελοι θεον γνναιξὶ συμμιγέντες ὑβριστὰς ἐγέννησαν παῖδας, καὶ παντὸς ὑπερόπτας καλοῦ, διὰ τὴν ἐπὶ τῇ δυνάμει πεποιθησιν. δμοια γὰρ τοῖς ὑπὸ γιγάντων τετολμῆσθαι λεγομένοις ὑφ' Ἐλλήνων καὶ οὐτοὶ δρᾶσαι παραδίδοντα.“ Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts bringt Clemens Romanus die gleiche Sage¹⁾). Hier wird schon ganz besonders unterstrichen, daß die Kenntnis der Darstellung der edlen Metalle und der Edelsteine durch die Engel den Töchtern der Menschen vermittelt worden sei: „Σὺν τούτοις δὲ τοῖς μαγευθεῖσιν λίθοις καὶ τὰς τέχνας τῶν πρὸς ἔκαστα πραγμάτων παρέδοσαν, καὶ μαγετὰς ὑπέδειξαν καὶ ἀστρονομιὰν ἐδίδαξαν.“ Etwas später erhält die Sage in Tertullians Schrift „De cultu seminarum“ folgende Fassung²⁾): „Nam et illi . . . damnati in poenam mortis deputantur: illi scilicet angeli, qui ad filias hominum de caelo ruerunt, ut haec quoque ignominia feminae accedat. Nam cum et materias quasdam bene occultas et artes plerasque non bene revelatas seculo multo magis imperito prodidissent, siquidem et metallorum opera nudaverant et herbarum ingenia traduxerant et incantationum vires provulgaverant et omnem curiositatem usque ad stellarum interpretationem designaverant, proprie et quasi peculiariter feminis instrumentum istud muliebris gloriae contulerunt, lumina lapillorum, quibus monilia variantur et circulos ex auro quibus brachia artantur et medicamenta ex fuco quibus lanae colorantur et illud ipsum nigrum pulverem quo oculorum exordia producuntur.“ An anderer Stelle wird dieses Sagenbild ergänzt durch die Mitteilung, daß die „angeli qui et materias eiusmodi et illecebras detexerunt, auri dico et lapidum illustrium, et operas eorum tradiderunt, et iam ipsum calliblepharum, vellerumque tinturas inter cetera docuerunt, damnati a Deo sunt, ut Enoch refert.“ Noch ein Schritt und die Engel werden die Begründer der Chemie, oder besser der Alchemie. Als solche erscheinen sie bei dem Byzantiner Zosimos, einem alchemistischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts³⁾): „Φάσκουσιν αἱ ἱεραὶ γραφαὶ ἡτοι βίβλοι, ὡ γύναι, ὅτι ἔστι τὶ δαιμόνων γέρος, δ χρῆται γνναιξὶν. ἐμνημόνευσε δὲ καὶ Ἐρμῆς ἐν τοῖς φυσικοῖς, καὶ σχεδὸν ἀπὸ λόγος φανερός καὶ ἀπόκρυφος τούτο ἐμνημόνευσε · τούτο οὖν ἔφασαν αἱ ἀρχαῖαι καὶ

¹⁾ Clemens Romanus, Hom. VIII, 12 sq. Vgl. H. Kopp, Beiträge zur Geschichte der Chemie. I (Braunschweig 1869) 7 f.

²⁾ Tertullian, De cultu seminarum. Lib. I. c. 2. Lib. II. c. 10.

³⁾ K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur. 2. Aufl. München 1897, S. 632 f.

θεται γραφαι, διτι ἀγγελοι τινες ἐπειθμησαν τῶν γυναικῶν καὶ κατελθόντες ἐδίδαξαν αὐτὰς πάντα τὰ τῆς φύσεως ἔργα, ὡν χάρων, φησί, προσκρουόσαντες, ἐξη τοῦ οὐρανοῦ ἔμειναν, διτι πάντα τὰ ποιηρὰ καὶ μηδὲν ὀφελοῦντα τὴν φυχὴν ἐδίδαξαν τοὺς ἀνθρώπους. ἐξ αὐτῶν φάσκουσιν αἱ αὐται γραφαι καὶ ποὺς γίγαντας γεγενῆσθαι. ἔστιν οὐν αὐτῶν ἡ ποώτῃ παράδοσις χῆμεν περὶ τούτων τῶν τεχνῶν ἐκάλεσε δὲ ταῦτην τὴν βίβλον χῆμεν, ἐνθεν καὶ ί τέχνη χῆμεται καλεῖται¹⁾.“ Die Hagada der Juden bietet eine Variante zu unserer Sage. Hier sind es die Söhne Seths, die Engeln Gottes gleichen, welche auf dem Berge Hermon einen erhabenen Wohnsitz haben. Von diesem steigen sie später, von Sehnsucht nach dem Paradiese getrieben, wieder hernieder und vermischen sich mit den Töchtern Kains. Auch in dieser Überlieferung ist Cham der Vater der Chemie und diese eine von den Kindern Gottes geleherte Kunst²⁾.

Unsere Sage hat uns zu Hermes-Seth geleitet und uns einen Blick in die ältesten kabbalistischen Überlieferungen gewährt. Hängt nun vielleicht auch jene Adamsage Wolframs, die in ihrer Breite wie ein Fremdkörper im Rahmen der Dichtung anmutet, mit jenem alchemistischen Irrwahn zusammen, von dem damals die erste dunkle Kunde über die Pyrenäen drang? Ist der Gral etwa gar der Stein der Weisen?

Die Burg, in welcher dieses Heiligtum der ritterlichen Dichtung aufbewahrt wurde, ist, wie ich mit den Aufrissen der Bauten Wolframs glaube dargetan zu haben, ursprünglich nach dem Vorbilde der Burg der seligen Unsterblichkeit des Priesterkönigs entworfen gewesen.

Ein Wunderstein schlechthin wird nun ausdrücklich in der nach dem Orient deutenden Sage dieses indischen Herrschers nicht genannt. Wohl werden Steine gerühmt, deren Kräfte zusammengenommen etwa den Wunderwirkungen des Gral nahekommen³⁾. Und doch entbehrt,

¹⁾ Erhalten bei Georgius Syncellus, Chronographia. Ex recens. G. Dindorf. Vol. I (Bonn 1829) 20 sq. Die Stelle p. 24. Über Cham als Urvater der Chemie und über die Geschichte dieses Wortes vgl. Eisler, a. a. O S. 328. — Über all diese Sagen ist auch M. Berthelot, Les origines de l'Alchémie. Paris 1885, p. 11 sv. zu vergleichen. Andere Belege für die Sage von den Sethiten und den Kainstöchtern bei M. Grünbaum, Neue Beiträge zur semitischen Sagenkunde. Leiden 1893, S. 73.

²⁾ Eingehend handelt darüber Grünbaum, a. a. O. S. 215 ff.

³⁾ Zarncke a. a. O. S. 913 etc.: verjüngende Kraft, Verscheuchung von Haß, Zwietracht und Neid, lichtspendend, wärmegebend.

wie ich weiter nachwies, auch das Schloß des Priesterkönigs nicht dieses Kleinods.

Dieser Palast ist nicht so ganz aus der Phantasie des Dichters heraus gezeichnet. Wir hörten schon, daß er gebaut ward nach dem Muster der siebenstufigen Zikkurats, jener sakralen Türme des Orients, und daß diese wiederum ein Abbild des siebenstufigen Bergthrones der göttlichen Herrlichkeit sein wollen, den jener stets mit Speisen bedeckte Sonnentisch krönt, über dem die Sonne oder deren strahlendes Symbol schwelt. Diesem Sonnensymbol entspricht nun der alles tageshell erleuchtende Edelstein auf der Spitze des Palastes des Priesterkönigs, und dem Sonnentische der jetzt natürlich in das Innere jenes Riesenbaus versetzte, zum Mahle ladende Tisch. Die großen Linien des Aufrisses dieses Bauwerks lassen also dessen Bezug auf das Weltbild des alten Orient noch deutlich erkennen. Dieser Sagenzug vom kosmischen Hause mit dem Sonnensteine wiederholt sich sogar in anderer Verarbeitung im Presbyterbriefe. Als nämlich die Wundermühle des Priesterkönigs hier beschrieben wird, heißt es; „*Quatuor nempe columpnas magnas et praecelsas de auro purissimo fieri fecimus, quae in quadam planicie in quadrum sunt dispositae . . . Inter quas quidem columpnas superius fieri fecimus domum ceu globum rotundam, quae ita capitibus columpnarum est aequalis et iuncta, quod nichil praecellit columnas nec columpnae supereminunt . . . Subtus vero domum infra columpnas est magna rota cum forti fuso de auro fulvissimo formata et disposita, velud est in aliis molen-dinis. Quae rota ita fortiter currit virtute lapidis [qui est in pavimento] quod si quis eam firmis oculis vellet intueri, statim amitteret visum*¹⁾.“ Eine unzweifelhaft verwandte Architektur in der französischen Dichtung tut dar, daß es sich hier nicht um eine Mühle handelt, und daß der treibende Edelstein nicht, wie die interpolierte Stelle meint, im Boden ruht, sondern den Bau krönt. In „Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel“, die ich schon erwähnte, werden wir in das Innere des königlichen Palastes in der zuletzt genannten Stadt geführt. Dieser hat einen „kreisrunden Grundriß, ist eingewölbt und oben durch einen Schlüßstein abgeschlossen. Der Mittelpfeiler, der das Gewölbe trägt, geht in den nächsthöheren Stock durch ein Zimmer und ragt oberhalb des ganzen Bauwerks über dasselbe hinaus.“ Die merkwürdigste Eigenschaft

¹⁾ Zernecke a. a. O. S. 918.

dieses Palastes ist die, daß der vom Meere herbrausende Wind ihn dreht „soef et serit“, wie die Welle eine Mühle. Wir kennen diesen sich drehenden Palast schon, und auch der Versuch, diese Drehung rationalistisch zu erklären, ist uns nicht fremd¹⁾. Die columpna in medio palatii posita, ex lapidibus preciosis, ex auro et ex omni metallo composita,“ die „exteriorum lapides omnino porfiretici“ umgeben, kennt auch der Reisebericht des Elysaeus über das Land des Priesterkönigs aus dem 12. Jahrhundert. Diese Außenpfeiler sind nach dem Grundriß gewiß auch quadratisch geordnet²⁾. Die auf alte Überlieferung zurückgehende Reisebeschreibung des Johannes Witte de Hese³⁾ erwähnt ausdrücklich die quadratische Form des Grundrisses, was natürlich einen runden Kuppelbau darüber nicht ausschließt. Auch bei ihm ruht der Bau auf Säulen, „et media inter istas columpnas est maior aliis.“ Der obere Teil dieses Palastes dreht sich. In all diesen architektonischen Elementen haben sich uralte kosmische Vorstellungen erhalten. Die vier den Himmel tragenden Säulen begegnen uns in dem „κόσμος τετραπλων“ der Orphiker⁴⁾ und in dem quadratischen Kosmogramm des Mar Aba von Nisibis, das uns Kosmas Indikopleustes überliefert hat⁵⁾, mit seinem kegelförmigen, oben gewölbten Berg der Länder auf dem Erdnachen. In den Kreis dieser kosmischen Architekturen gehört auch wohl das Grabmal des Alyattes, das Herodot neben die aegyptischen und babylonischen Wunderwerke stellt⁶⁾. Dessen Unterbau ist kreisrund; darauf erheben sich fünf Säulen. „Etruskische Parallelen zu diesem lydischen Bauwerk erlauben die Annahme, daß die mittlere, fünfte Säule höher war als die vier Randsäulen, das Ganze also in eine erhöhte Spitze auslief.“ Es findet sich hier also auch die Vereinigung des kreisrunden und des quadratischen Grundrisses; auch die Mittelsäule der französischen Dichtung fehlt nicht.

Genug! Dieser kosmische Palast des Priesterkönigs ist gekrönt von einem Edelstein, der seine ursprüngliche Sonnen-natur nicht aufgegeben hat; denn taghell breitet er sein Licht aus. Ist er doch ursprünglich das Symbol der Sonne über dem Weltenberg. In der

¹⁾ Nähere Angaben Oben S. 78, Anm. 4.

²⁾ Zarncke a. a. O. S. 125. ³⁾ Ebenda S. 165.

⁴⁾ Orphica. Recens. E. Abel. Leipzig 1885. p. 58. v. 29.

⁵⁾ Darüber Eisler a. a. O. S. 621 ff.

⁶⁾ Herodot I, 93. Darauf wies hin in der Besprechung meines Buches [Köln. Volkszeitung. No. 56. 21. I. 17.] A. Dyroff.

Salomonsage trägt ihn der König am Finger; er soll den Schlußstein des ersichtlich kegelförmig gedachten Totenpalastes der praeadamischen Salomone auf dem Berge aus Goldsand bilden. Sein Glanz überstrahlt das ganze Meer. Als Knauf auf Salomons Wunderbau in Babylon, auf dem Palaste der Unsterblichkeit des Priesterkönigs, und in doppelter Gestalt: einmal auf der Wendelschnecke Wolframs als Zauberspiegel oder freischwebend über der Gralburg im „Titurel“ finden wir ihn wieder¹⁾. Eine solche Sage hatte den Trieb zur Verselbständigung dieses Steines, der in der Salomonsage am Finger des Königs Gewalt verleiht auch über die Dämonen, bereits in sich. In den Gralsagen hat er sich in der Tat losgelöst von dem Bau der Seelen und ist wieder, ohne dabei den inneren Zusammenhang mit diesem preiszugeben, zum alten Wunderding des Zaubers geworden. Vielleicht geschah diese Rückwandelung ohne jede andere Einwirkung nur kraft jenes der Sage vom Ringsteine Salomons innewohnenden Triebes, vielleicht aber auch wurde sie herbeigeführt, oder doch beschleunigt durch jenes dunkle Raunen über den anderen Wunderstein der Philosophen und die andere Wundertafel des Hermes, das über die Pyrenäen drang.

Die letztere, schon durch die besprochenen literarischen Fremdkörper in Wolframs Dichtung nahe gelegte Annahme entbehrt nicht eines gesicherten Untergrundes. In Wesen und Wunderwirkungen nämlich ähneln diese Kleinode der schwarzen Kunst der Graltafel und dem Gral. Eine Gegenüberstellung wesentlicher Seitenstücke tut das dar,

Eine Voraussetzung für die Gewinnung des Steines der Weisen war die höhere Bestimmung. Ein Julius Maternus Firmicus schrieb wohl in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, daß nur eine gewisse Stellung bei der Geburt eines Menschen diesem „scientiam chemicam“ zu Teil werden lasse. Später wird die Annahme herrschend, „daß es auf spezieller göttlicher Auswahl beruhe, wer sich zu dem höchsten alchemistischen Wissen erheben könne“, während ein „dazu nicht Auserkorener weder durch geistige Anstrengung noch durch Anwendung von Gewaltmaßregeln das Ziel der Alchemie erreichen könne²⁾.“ — Unauflindbar ist auch die Gralburg; nur der Auserkorene erwirbt den Gral!

¹⁾ Kampers, Lichtland S. 99. Vielleicht ist dieser Stein identisch mit dem Schamir, der beim Tempelbau Verwendung finden sollte.

²⁾ H. Kopp, Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Heidelberg 1886. S. 204 ff. C. Engler [Der Stein der Weisen. Festrede. Karlsruhe 1889.] geht darüber nicht hinaus.

Das Wissen von dem Steine der Weisen verrieten die Engel den Töchtern der Menschen. Aus Adam — oder Jungfernerde besteht die Materia prima, die der Berufene zu seiner Darstellung gebraucht¹⁾). — Nur der Vorausbestimmte findet den von Engeln auf die Erde gebrachten Gral, und in dem Kapitel, in welchem Trevirzent Auskunft über dieses Kleinod erteilt, wird in unverständlicher Breite der Verlust der Jungfernshaft unserer Allmutter Erde durch die Sünde des Kain erzählt²⁾:

„Diu erde Adâmes muoter was:
von erden fruht Adam genas.
dannoch was diu erde ein magt:
noch hân ich iu niht gesagt
wer ir den magetuom benam.
Kâins vater was Adam:
der sluoc Abeln umb krankez guot.
dô uf die reinen erdenz bluot
viel, ir magetuom was vervarn:
den nam ir Adâmes barn.“

Diese auch sonst in der mittelalterlichen Dichtung vorkommende tief-sinnige Vorstellung ist sehr alt. Schon Irenaeus und Tertullian beziehen sich darauf, und durch die Legenda aurea wird sie allgemeinere Verbreitung gefunden haben³⁾). Indem sie sich hier aber durch ihre Breite und ohne erkennbaren Bezug zum Aufbau der Dichtung als Fremdkörper kennzeichnet, zwingt sie uns nach ursprünglichen, für den Sänger bereits verwischten Zusammenhängen zu forschen, die eine Hinübernahme dieses Zuges in die Graldichtung erklärllich machen könnten. Zusammenhänge des Steins der Weisen mit der jungfräulichen Erde kennt, wie wir sahen, die kabbalistische Überlieferung. So springt ein neuer Faden zu dem ersten von dem Gralkleinod zu dem Idol des Irrwahns vieler Jahrhunderte.

¹⁾ Kopp, a. a. O. S. 6. M. Berthelot, Collection des anciens alchimistes grecs. II (Paris 1888) 230. Hermes oder Thot erscheint hier als erster Mensch. „Οἱ δέ Χαλδαῖοι καὶ Πλάσθοι καὶ Μῆδοι καὶ Ἐβραιοὶ καλούσσιν αὐτὸν Ἀδάμ, φέστιν ἐγμηνείᾳ γῇ παρθένος, καὶ αἰματώδης, καὶ γῇ πνύσ, καὶ γῇ σαρκίν.“

²⁾ Parz. 464, 11. Vgl. auch Berthelot, Origines l. c. p. 63. Vgl. auch oben S. 91.

³⁾ Irenaeus, Contra haereses III, 21: Tertullianus, Adv. Jud. XIII; Tertullianus, De carne Christi XVII: „Virgo erat adhuc terra“; Jacobi a Voragine Legenda aurea. Recens. Th. Graesse. Dresden 1846. p. 17: „immaculata terra“; Ibid. p. 75: „terra, de qua Adam formatus est, incorupta erat et virgo.“ R. Köhler, Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams. Germania VII (1862) 477 ff.

Der Stein oder das Ei der Philosophen — das Weltei der Mithriasten¹⁾ — hat durch den grübelnden Tiefsinn der Gnostiker²⁾ etwas Geheimnisvolles, Mystisches, ja, geradezu Göttliches angenommen. Als „τὸ τὸν κόσμον μήμημα“, wie er in dem erwähnten Venetianer Kodex des elften Jahrhunderts genannt wird, feiert man mit tönenden Worten „λίθον, τὸν οὐ λίθον, τὸν ἀγνωστὸν καὶ πᾶσι γνωστὸν, τὸν ἀτιμὸν καὶ πολύτιμον, τὸν ἀδώρητον καὶ θεοδώρητον . . . Τοῦτο γάρ ἔστι τὸ φάρμακον, τὸ τὴν δύναμιν ἔχον, τὸ αἰθριακὸν μυστήριον³⁾.“ Eine solche in überaus bedeutsame Formen der Religionsgeschichte sich verflüchtigende Auffassung mußte sich im christlichen Kulturkreise des Abendlandes abwandeln. Hier werden nun ähnliche Verquickungen des philosophischen Steins mit der christlichen Heilslehre vorgenommen. Wir sahen schon, daß der Lehrer jener „ars notoria“, welche in Cordova gelehrt wurde, ein heiliger Mann und dessen Hörer sündenlos und rein sein mußten. Was hier von den Lehrern und Schülern der Kabbala allgemein verlangt wurde, setzten die Alchemisten für die Beschäftigung mit ihrer besonderen Geheimkunst als Vorbedingung voraus⁴⁾. Der religiöse Schwärmer, zugleich aber auch der „erste bewußte Irrlehrer“⁵⁾ der Alchemie in Europa, Raymund Lull († 1315), — wenn anders der sogenannte „Codicillus“ ihm mit Recht beigelegt wird — sagt, nachdem er als das Ergebnis der Alchemie die Reinigung und Ver Vollkommenung aller mineralischen Substanzen bezeichnet hat: „Ut Christus Jesus de stirpe Davidica pro liberatione et dissolutione generis humani peccato captivati ex transgressione Adae naturam assumpsit humanam: sic etiam in arte nostra quod per unum nequiter maculatur per aliud suum contrarium a turpidine illa absolvitur, lavatur et resolvitur.“ Noch kühner ist Marsilius Ficinus († 1499).

¹⁾ Darüber Eisler. a. a. O. S. 524, der an Beziehungen zur „petra genitrix“ denkt.

²⁾ Die älteste uns bekannte Anweisung zur Herstellung des Goldes im griechischen Papyrus von Leiden wurde zusammen mit anderen Papyrusrollen magischen, astrologischen, gnostischen Inhalts gefunden, „so daß auch hierin die Beobachtung uns entgegentritt, wie die Chemie mit den genannten mystischen Richtungen verquickt war“. H. W. Schaefer, Die Alchemie. Progr. d. Gymn. zu Flensburg 1887, S. 17.

³⁾ Berthelot, Collection I. c II, 18 et 114. Vgl. auch Krumbacher a. a. O. S. 632.

⁴⁾ Vgl. oben S. 86 Anm. 1.

⁵⁾ Schäfer, a. a. O. S. 25 f. Kopp, Alchemie S. 210 f., 252 ff.

Er spricht von der jungfräulichen Geburt des Erlösers und stellt die Gottesmutter dem Mercurius der Alchemisten, dem Quecksilber, gleich: „Unde nobis puer, hoc est lapis nascitur, cuius sanguine inferiora corpora tincta in coelum salva reducuntur, et permanet virgo Mercurius sine labe, qualis antea fuerat unquam.“ Der spätere gelehrt Basilius Valentinus, über dessen Leben wir nichts Sichereres wissen, vergleicht den philosophischen Stein mit der Dreieinigkeit¹⁾. Wo solcher Unfug sich breit machen durfte, mußten auch die Folgerungen gezogen werden. Die Ausübung der Alchemie galt als etwas Geheiligtes, nur gläubig durfte der Kunstgenosse sein „frommes Werk“ vollbringen. So lehren schon jener Lull und der berühmte Arnald von Villanova²⁾. Der Stein der Weisen ist also nach diesen Vorstellungen kein religiöses Heiligtum, und doch weiß man ihn durch jene mystischen Vergleiche zu einem Gegenstande frommer Scheu zu machen. — Wolframs Gralkleinod ist makellos und rein³⁾. Der sündige Mann kann den Stein nicht erheben, weil er ihm zu schwer ist, aber die reine Jungfrau trägt ihn leicht⁴⁾. Erst als Feirefis die Taufe empfangen hat, ist er befähigt, den Gral zu sehen. Wolfram läßt keinen Zweifel darüber, daß sein Wunderstein kein christliches Heiligtum ist. Die Verehrung, die ihm zu Teil wird, ist völlig frei von religiösen Beweggründen. Auch das Gralkleinod ist aber aus dem Dunstkreise des Reinmenschlichen herausgehoben und in das mystische Zauberreich des Seelenlandes des Gral zwischen dem Himmlischen und Irdischen entrückt. Die Eigenart seines Wesens und der ihm gezollten Verehrung hat also ihr Seitenstück in jener Wertschätzung des Steins der Weisen. Die Fäden, die zwischen beiden laufen, verdicken sich zum Garne.

Das Mittel, mit dem die Metallveredelung herbeigeführt wurde, hieß auch wohl Elixir, so bei Albertus magnus⁵⁾. Dieser Ausdruck wird besonders dann gern von den Alchemisten gebraucht, wenn sie die lebenverlängernde Kraft ihres Idols hervorheben wollen. Dieses Elixir dachte man sich als Stein, dessen bloßer Anblick belebt, oder als Pulver, oder als Balsam. — In den französischen Graldichtungen begegnet uns auch ein solcher wiederbelebender Balsam und zwar

¹⁾ Schaefer, a. a. O. S. 29. Kopp, Alchemie S. 253.

²⁾ Kopp, a. a. O. S. 210 ff.

³⁾ Parziv. 471, 22: „der stein is immer reine“.

⁴⁾ Parziv. 235, 477, 809.

⁵⁾ Kopp, Chemie S. 450 ff.

in merkwürdiger Beziehung zum Gral¹⁾). Wir werden jetzt nicht mehr allzu zaghaft sein und das „lapsit exillis“, wie Wolfram sein Kleinod nennt, als „lapis elixir“ auflösen²⁾). Die Tatsache, daß Wolfram gleich nach dem Gebrauche seines ersichtlich verzerrten Ausdrucks von der Verjüngung des Phoenix durch den Gral spricht, würde gerade diese Richtigstellung empfehlen. Vom Gralstein sagt hier der Eschenbacher:

„des geslähte ist vil reine.
hät ir des niht erkennet,
der wirt iu hie genennet.
er heizet lapsit exillis.
von des steines kraft der fenis
verbrinnet, daz er zaschen wirt:
diu asche im aber leben birt.
sus rërt der fenis müze sîn
unt gît dar nach vil liehten schin,
daz er schoene wirt als e³⁾“.

Es scheint mir nicht ganz unwesentlich zu sein, daß dieser Bericht vom Phoenix sich bei Wolfram im Zusammenhange mit jener Engelsage findet. Da auch die Sage vom Priesterkönige Johann⁴⁾ den Wundervogel in Verbindung mit den Misgestalten erwähnt, so scheinen mir hier zusammengehörende Reste einer alten Paradiesessage vorzuliegen. Nach Ovids Erzählung hat der Phoenix ja im Elysium seinen Wohnsitz, und dementsprechend läßt ihn Lactanz, der den

¹⁾ Bei Gerbert. Näheres darüber bei V. Junk, Gralsage und Graldichtung des Mittelalters. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien. Phil.-hist. Kl. 168 (1911) 92 f.

²⁾ Diese Auflösung hat K. Burdach, wie er mir liebenswürdiger Weise mitteilte, in einem größeren Aufsatz über den „Parzival“ eingehender begründet.

³⁾ Parziv. 469, 4 ff.

⁴⁾ Im Presbyterbrief wird er nach den pygmei, cenocephali, gygantes, monoculi, cyclopes nur erwähnt als „avis quae vocatur fenix“. Eingehender sind die Übersetzungen. Das noch dem 13. Jahrhundert angehörende Gedicht in der Berliner Handschrift sagt zum Schluß, daß der Phoenix

„zu puluere verbrinne.
Von dem puluer wechset dar vnder
ein ander: daz tut och daz wunder.“

Nach dem nicht viel späteren Gedicht in der Ambras-Wiener Hs. gewinnt nach der Verbrennung des Vogels

„der asche solhe craft,
daz er wirt weerhaft
vnd wirt darnach lebentig wider.“

Zarncke, a. a. O. VII, 911, 950, 960.

Vogel „mit den Motiven des Paradieses“ schildert, in der Lebensquelle baden¹⁾). Die Alchemie kennt den Phoenix als Symbol des Absterbens und Wiederauflebens in der Natur²⁾; er kann somit recht wohl auch das Symbol des festen Glaubens der Anhänger jener Geheimkunst an die lebenverlängernden Wirkungen des Steins der Weisen gewesen sein. Spuren dieses Glaubens finden sich schon bei den arabischen Gelehrten, so bei Geber; bestimmt tritt für ihn ein der schon genannte Arnald von Villanova. Dann nimmt diese Lehre geradezu groteske Formen an³⁾). — Bei Wolfram lesen wir:

„dō der kūnee den grāl gesach,
daz was sīn ander ungemach,
daz er niht sterben mochte,
wand im sterben dō niht dohte⁴⁾.“

Noch sind die Garne, welche ich von dem einen Kleinod zum anderen zog, nicht zum festen Seile gedreht. Das könnte überhaupt unmöglich erscheinen angesichts der Tatsache, daß von der am meisten in die Augen fallenden Eigenschaft des Steins der Weisen: der Veredelung der Metalle, des Goldmachens, in den Gralsagen nicht die Rede ist. Auch mein Einwand dagegen, daß dieser Zug sehr schlecht zu dem tiefsten Lebensepisoden Wolframs paßt und deshalb vom Dichter ausgeschieden sein könne, würde nicht viel Gewicht haben angesichts der Tatsache, daß auch das nicht minder aus dem Rahmen jener Dichtung fallende Motiv vom „Tischlein-deck-dich“ Aufnahme fand. Aber in dieser Zeit, in welcher die erste dunkle Kunde von jener geheimnisvollen Kunst zu den Franzosen und Deutschen aus Spanien drang, dürfen wir uns wohl damit begnügen, statt einer solchen Erwähnung des Goldmachens im „Parzival“ vom Gral zu hören, daß er dem Märchenreich der Königin Sekundille an Reichtum weit überlegen sei:

„dō sagete man ir umben grāl,
daz üf erde niht sō rīches was⁵⁾.“

Auf große Reichtümer, die der Gral gewährt, deutet es doch auch

¹⁾ K. Burdach, Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. Sitzungsber. der k. preuß. Akad. d. Wissenschaft. XXXII (1910) 627 ff.; 639 f.

²⁾ C. W. Gessmann, Die Geheimsymbole der Chemie und Medizin des Mittelalters. München 1900, S. 103.

³⁾ Kopp, Alchemie. S. 96 ff.

⁴⁾ Parziv. 480, 27 ff. Vgl. u. a. auch 469, 16 ff. u. 501, 29.

⁵⁾ Parziv. 519, 10 f.

wohl hin, wenn in dem späteren Gedicht „Lorengel“ der Gral jeden Wunsch erfüllt und alles gewährt:

„er hat vom stein wes er begert,
heilt er sich dar mit rechte¹⁾.“

Überhaupt kann man eine restlose Übernahme eines neuen Stoffes von den Sagendichtern dieser Zeit nicht erwarten. Die Phantasie jener Tage, berauscht von der bunten Fülle alter und neuer Stoffe, kümmert sich überhaupt nicht um alte geschlossene Überlieferungen. Keck zugreifend formt sie mit losgerissenen Einzelzügen ihre neuen Gebilde. Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei einem solchen Arbeiten der Gehalt eines solchen Sagenzuges nicht richtig erfaßt wird, oder daß das aus dem Zusammenhange Gerissene sich nach der Übernahme in der fremden Umgebung als ein Bruchstück, vielfach auch als Fremdkörper kennzeichnet, oder aber endlich, daß der gleiche Zug, nur in verschiedener Abwandlung, ohne daß der Dichter diese Wiederholung bemerkte, Eingang in die neue Sage findet. Für all das ist die Gralsage der klassische Zeuge; sie ist so ganz das Kind dieser wahllos in den überreich zuströmenden Stoffen haschenden, sagenfrohen Zeit.

So zieht die Kabbala ihre Spinnfäden von dem einen Kleinod zum anderen — hinüber, herüber. Das gleiche, graue, duftige Gewebe, das den Stein der Weisen und den Stein des Gral umgibt, ist dünn genug, um die seltsame Tatsache erkennen zu lassen, daß Züge vom Weltei der Mithriasten und Alchemisten auf das Sonnen-symbol der Herrlichkeit Salomons übergegangen sind, ehe dieses von den Graldichtern zum Idol der weltfliehenden Zeitseele erwählt wurde.

Die Sage vom Weisen und Zauberer Salomon, der den wunderwirkenden Stein mit dem magischen Gottesnamen am Finger trägt, der die Smaragdtafel mit den geheimnisvollen kosmischen Zeichen sein Eigen nennt, war wie geschaffen, einen derartigen Übergang nahezulegen. Sollte bei diesen Einwirkungen der Geheimwissenschaft auf die mystischen Vorstellungen von dem Kleinode der ritterlichen

¹⁾ Lorengel. Hrsg. v. E. Steinmeyer in Zeitschrift für deutsches Altertum XV (1872) 181 ff. Junk a. a. O. S. 63. Derartige Beziehungen ahnte schon H. B. Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858. S. 194: „Wie die nordische Mythe das Erlangen alles Erschnten im „Wunsche“ (Wünschelrute, Wünschelkreis, Tischlein-deck-dich, Heckethaler) ausgemalt, so die Sage im „Gral“. Der Gral gibt Fülle des Reichtums, Kraft und Unbesiegbarkeit, Schönheit und ewige Jugend, Tugend und Glückseligkeit.“

Welt vielleicht auch der vielumstrittene Name „Gral“ der jüdischen Kabbala entnommen sein?

Dieser Name ist mit Sicherheit noch nicht erklärt. Dem Zeugnis des Mönches Helinand aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts folgend, leitete man ihn zumeist ab von gradalis in der Bedeutung von „weite Prunkschüssel, worin an reichen Tafeln Delikatessen stufenweise, gradatim, abgeteilt lagen¹⁾“. Das ist nicht ohne Widerspruch geblieben²⁾. Andere haben auf das etymologisch dunkle, in England und Italien aber bereits im 9. und 10. Jahrhundert belegte garalis, Behältnis für Getränke³⁾, zurückgegriffen, aus welchem Worte, nachdem es zu gradalis latinisiert worden, das provencalische Wort grazal, Schüssel, entstanden sei. Guiot-Wolfram aber belehrt uns, daß das Kleinod keine Schüssel, sondern ein Stein ist, und unser Stammbaum der Gralsage tut dar, daß er im Rechte ist. Übrigens hat auch die älteste Graldichtung das Wort nicht in der Bedeutung von Schüssel gebraucht; sonst wäre eine gelegentliche Scheidung in dieser zwischen „li saint Gréals et li saint vaissialz“ einfach unmöglich⁴⁾, sonst wäre ferner ein solches unsicheres Abgehen von der Urform graal, wie es die Abwandlungen greal und grial dartuen, in fast gleichzeitigen Dichtungen nicht zu erklären. Nach wie vor besteht die Möglichkeit einer Ableitung von turris oder mons gradalis⁵⁾ — aber nur die Möglichkeit. In der Auffassung der ältesten Graldichter war das Kleinod etwas Geheimnisvolles in Steingestalt mit rätselhaftem Namen.

Unlängst ist nun ganz gelegentlich die Vermutung ausgesprochen worden⁶⁾, daß jenes vielgebrauchte und hochgefeierte Wort aus dem

¹⁾ Hertz a. a. O. S. 419 f.

²⁾ G. Gröber, Grundriß der roman Philologie. 2. Aufl. II, 1 (Straßburg 1902) 502. G. Baist, Parzival und der Gral. Rektoratsrede. Freiburg i. B. 1909. S. 37 Ann.

³⁾ Gröber a. a. O. S. 502. Hertz a. a. O. S. 420. Besonders F. Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. 5. Ausg. Bonn 1887, S. 601 mit seinem Hinweis auf das Vorkommen des Wortes garrales in Colección de poesías castellanas anteriores al siglo XV por T. A. Sanchez. IV (Madrid 1790) 189 u. 311.

⁴⁾ Näheres bei R. Heinzel, Über die französischen Gralromane. Denkschriften der Kais. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 40 (1892) 47.

⁵⁾ Diese Erklärung schlug ich Lichtland S. 101 vor.

⁶⁾ In einer Notiz zu meinem „Lichtland“ von Poschmann in der Köln. Volkszeitung No. 69 vom 25. Jan. 1917. Wenn Poschmann aber auch noch einer

hebräischen goral, Los und Losstein, abzuleiten sei. Diese Worterklärung paßt einmal ausgezeichnet zu dem von mir entworfenen Stammbaum der Gralsage und beleuchtet namentlich auch den alchemistischen Einschlag in diese noch heller. Denn dieses Wort goral hat, wie wir gleich sehen werden, in der jüdischen Kabbala Spaniens eine große Rolle gespielt. In der unsicherer, mit abergläubischer Scheu verbreiteten Kunde von der Geheimwissenschaft jenseits der Pyrenäen konnte das unverstandene Wort leicht jene anderen Formen annehmen. Durch diesen Nachweis erhöht sich die linguistisch nicht zu läugnende Möglichkeit dieser Ableitung des zweisilbigen graal aus goral durch Umstellung des r zur Wahrscheinlichkeit und erklären sich zugleich die Unsicherheit verratenden Abwandlungen des Wortes, das völlig sprachfremd war und deshalb leicht in der mit abergläubischer Scheu weitergetragenen, an sich schon höchst dürftigen Kunde von jenem geheimen Wissen der Orientalen in Spanien verzerrt werden konnte.

Ob das Wort goral in der Salomonsage größere Bedeutung beanspruchte, weiß ich nicht, wohl aber kann ich mit Sicherheit dartun, daß es in der Astrologie und Magie der Hebräer vor Wolfram einen besonders starken Klang hatte. Erinnern wir uns, wie Wolfram uns glauben machen wollte, sein Gewährsmann, der Heide und Nigromant Flegetanis, habe den Namen Gral in den Sternen gelesen. Wolfram, oder besser Guiot, war also der Meinung, daß das Wort einmal orientalischer Herkunft sei und weiter Bezug habe auf die Wissenschaft, das Schicksal der Menschen durch die Stellung der Gestirne zu bestimmen. Wenn wir nun wiederholt von einem Buche „Goraloth“, einem Losbuche mit allerlei astrologischem Irrwahne hören, so erhalten die Verse Wolframs auf einmal ein ganz anderes Gesicht.

Derartige Losbücher, namentlich solche spanischer Herkunft, gibt es in Fülle¹⁾. Diese sind durchweg nicht jüdischer, sondern

Beeinflussung der Gralsage durch die Psalmen das Wort redet, so vermag ich ihm leider nicht zu folgen.

¹⁾ Für das Folgende verweise ich auf SOTZMANN, Die Losbücher des Mittelalters. Serapeum. 1850 Nr. 4—6. 1851 Nr. 20—22. H. B. SCHINDLER Der Abergläube des Mittelalters. Breslau 1858, S. 228 ff. Flügel, Die Losbücher der Muhammedaner. Berichte über die Verhandlungen der kgl. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 13 (1861) 24 ff. M. STEINSCHNEIDER, Hebräische Bibliographie. VI (1863) 120 ff. Ders., Über die Mondstationen (Naxatra) und

arabischer Herkunft. Wir wissen, daß vielleicht Abraham ibn Esra, der spanische Meister in der Astrologie, Kabbala und Medizin im 12. Jahrhundert, dem ein hebräischer „Sepher goraloth“ zugeschrieben ward, sicher aber, der etwas spätere Jehuda al Charisi von Spanien aus Europa bereisten und die geomantische arabische Wissenschaft durch Losbücher zunächst auf hebräischen Boden verpflanzten. Das Wort goral ist bei einem solchen Sepher Goraloth an die Stelle des arabischen Wortes fâl getreten.

Das Losorakel erfreute sich bei den Arabern großer Beliebtheit. Ihre Lose waren gewöhnlich zwei Pfeile ohne Spitzen; der eine Pfeil war dann der heißende, der andere der verbietende. Gelost wurde im Heiligtume vor dem Idol. Diese Sitte kennt auch das jüdische Volk; es besaß ein ähnliches priesterliches Orakel¹⁾). Jene arabische Divination nun reicht weit zurück. Dem Dscha'faras-Sâdik († 765) unter anderen, der zur Familie Muhammads gehörte, wird eine Abhandlung über Alchemie, Vorhersagung aus dem Vogelfluge und Fâl zugeschrieben. Sehr geschätzt war auch ein „Buch der Physiognomik, des Fâl und der Wahrsagung aus dem Vogelfluge“ des Abû Hasan Ali bin Muhammad († 830). Später wird der Begriff des Fâl zu einer auf astrologischem Wege zu gewinnenden divinatorischen Losung. Doch mischt sich dann auch alchemistisches Zeug aufdringlich unter den älteren Stoff, wie die Bücher vom Fâl und Goral dartuen. Leider kann ich als Laie auf dem Gebiete orientalischer Sprachen aber nicht untersuchen, ob der Stein der Weisen dem Lossteine der Hebräer angeglichen, oder gar gleichgesetzt wurde.

Immerhin! Angesichts der Tatsache, daß unsere Graldichter unter dem Einflusse der spanischen Kabbala standen, angesichts der weiteren Beobachtung, daß in dieser geheimen Wissenschaft das Wort goral eine ganz bedeutende Rolle spielte, angesichts der Be-

das Buch Arcandam. Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Ges. 18 (1864) 176 ff.
Ders., Die „Skidy“ oder geomantischen Figuren. Zeitschr. d. deutsch. morgenl.-Ges. 31 (1877) 762 f. Ders., Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters. II (Berlin 1893) 867 ff. Ders., Die hebräischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. München 1895. Zu den Codd. hebr. 228, 294, 341. J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums. Berlin 1897, S. 132. T. W. Davies, Magic Divination and Demonology. London 1898, S. 74 f. The Jewish Encyclopedia. VIII (1904) 187. Auf die Losbücher verwies mich liebenswürdigst Herr Prof. Dr. Brann-Breslau.

¹⁾ 1. Sam. 30. Wellhausen, a. a. O. S. 133. Besonders die interessante Notiz zu Ezech. 21, 21.

hauptung Wolframs, daß ein Jude das Wort aus den Sternen gelesen habe, glaube ich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit dafür dargetan zu haben, daß das Kleinod der ritterlichen Welt wirklich von jenem hebräischen Worte seinen Namen erhielt. Der Wunderstein der Salomonsage wäre darnach zum Losstein, Schicksalstein der Juden geworden und vielleicht haben wir in ihm — eine Kennzeichnung, die vorzüglich zu dem Doppelsinn des Wortes „goral“ passen würde — jenen obengenannten „λιθον, τὸν οὐ λιθόν“, das Mysterium der Mithriasten und Alchemisten, zu erkennen.

So hat mich also ein etwas wagemutiger Ritt ins linguistische Land entführt, und schon spürt mein Rößlein Lust, sich auf dem gefährlichen Boden munter zu tummeln. Wenn der Gral der jüdische „goral“, der arabisch-persische „fâl“ ist, warum soll dann Parzival nicht der persische fâris-i fâl¹⁾), der Perser oder Ritter des Loses oder der guten Vorbedeutung, sein? Bei dem engen Nebeneinander und häufigen Durcheinander der hebräischen und arabischen Sage und Kabbala braucht es nicht Wunder zu nehmen, wenn dieser Name der einen und jener der anderen Sprache entnommen wurde. So hätten also der alte Görres und ihm folgend Richard Wagner das Richtige gehahnt? Geahnt sage ich; denn Görres leitete den Namen von „parsi oder parseh fal“ ab; das sollte arabisch sein und „der reine oder arme Dumme“ bedeuten²⁾). Diese und verwandte Auflösungen hängen gewiß in der Luft; der meinigen muß man wenigstens das zuerkennen, daß gerade die rätselhafte Schlußsilbe eine ansprechende Bedeutung durch sie gewinnt.

Bislang hat sich die Sprachforschung vergeblich bemüht, den Namen des Gralhelden restlos zu erklären. Zwar haben einige mit Sicherheit behauptet, daß die Vorsilbe Per in den altfranzösischen Fassungen eines Namens, wie bei den Namen Peredur und Peronnik, auf das Keltische zurückzuführen sei³⁾). Indes der gleichfalls in dem altfranzösischen Parceval frühzeitig belegte Name Parzival Guiot-Wolframs ist die ursprüngliche Form, und die Imperativnamen

¹⁾ Arabisch fârisu 'lfâl. Der Name Faris ist wiederholt nachweisbar. Die Herren Dr. Gratzl und Dr. Reißmüller in München haben mich bei diesem sprachlichen Versuche freundlichst unterstützt.

²⁾ Hertz, a. a. O. S. 492 verweist daneben auch auf den Versuch Bergmanns, das Wort vom persischen fârisifâl, der unwissende Ritter, und jenen Opperts, es von Pârsi vil oder full, Persiens Blume, herzuleiten.

³⁾ Hertz a. a. O. S. 490 ff.

Perceval, Percheval, Perseval etc. erscheinen mir als ein Versuch, den sonst dunklen Eigennamen durch diese leise Umformung zu erklären. Vollends der letzte Teil des ursprünglichen Namens ist niemals einwandsfrei aufgehellt worden.

Gern räume ich ein, daß auch meine Deutung des Namens noch gar sehr der Stützen entbehrt. Nur eine kann ich ihr noch geben in dem Nachweis einer sehr engen Verwandtschaft der Mär von Parzival mit der persischen Heldensage. Daß man auch diese Tatsache nicht als unbedingt entscheidend ansehen wird für die von mir vorgeschlagene Namenerklärung, weiß ich. Wenn ich aber auch mit der Aufdeckung dieses Zusammenhangs den Sprachforscher nicht überzeugen kann, so glaube ich doch auf jeden Fall der vergleichenden Literaturgeschichtsschreibung zu nützen¹⁾.

Gerade in den Tagen Fulcos von Jerusalem, dessen Königtum an heiliger Stätte auf den ersten Graldichter Guiot einen so tiefen Eindruck machte, belebte ein an sich unscheinbares Ereignis die in der romantischen Kreuzzugstimmung niemals ganz verschollene Mär von jenen ritterlichen Helden des Ostens und besonders von jenem dort so hochgefeierten Weltherrscher Chosro.

Im Jahre 1138 unternahm der byzantinische Kaiser Johannes seinen Siegeszug gegen Schaisar, das er so lange belagerte, bis der Emir Abu-l Asakir ihm außer einem jährlichen Tribute kostbare Geschenke sandte. Darunter befand sich ein herrliches Kreuz aus einem glänzenden Steine und ein Tisch von unschätzbarem Kunstsvalue²⁾. Beide sollten unter Kaiser Romanus Diogenes in die Hände

¹⁾ Ein solcher Nachweis ist nur ein neuer Ring einer starken Kette. Schon vor einem halben Jahrhundert hören wir die Behauptung: „Die Ritterromane haben ihre Heimat nicht bei den britischen Völkern, wie allgemein gelehrt wird, sondern im Oriente.“ [Der große Wolf Dietrich, herausg. v. A. Holtzmann, Heidelberg 1865. S. XCV.]. An dieses und ähnliche Urteile anknüpfend ist neuerdings mit Erfolg der Versuch unternommen, die Abhängigkeit des Tristans von einem persischen Roman des 11. Jahrh. oder dessen älterer Quelle darzutun. Vgl. die mir von Herrn Kollegen Appel genannte Studie von R. Zenker, Die Tristansage und das persische Epos von Wis und Râmin. Roman. Forschungen. 29 (1910—1911) 321 ff. Vgl. auch das weiter unten über die Kyrossage Vorgetragene.

²⁾ Nicetas, Historia. Rec. J. Bekker, Bonn 1835, p. 41. Joannes Cinnamus, Epitome. Rec. A. Meineke. Bonn 1836, p. 20. Vom Kreuze heißt es hier: „Ἄθος ἦρ λυχνίτης μεγέθους μὲν ἵκανως ἔχων, ἐς σταυρού δὲ διαλαξεύσθεις σχῆμα δλίγον τῆς φυσικῆς ἐν τῷ λαξεύσθαι ἀποβεβλήμει χροιάς.“ R. Röhricht, Geschichte d. Königreichs Jerusalem. Innsbruck 1898. S. 216

der Ungläubigen gefallen sein. Der Tisch und besonders der Stein in Kreuzesform mußten die neuen Hüter der salomonischen Tempelstätte und des heiligen Grabes an das uns bekannte Kleinod des Judenkönigs und zugleich an die Heimholung des heiligen Kreuzes aus dem Besitze der Perser erinnern. Mit diesem frommen Gedenken aber verband sich der Rückblick auf die Helden der Kreuzeslegende. Gerade in dieser Zeit beginnt eine bald in Dichtungen festgehaltene Verherrlichung des Befreiers des heiligen Kreuzes, des Kaisers Heraklios, welche freilich überaus gekünstelt war, da der später noch dazu als Häretiker gebrandmarkte Byzantiner so gar nichts von einem Volkshelden an sich hatte. Mit Heraklios zugleich aber stieg der Schatten seines Gegenspielers riesengroß empor: Chosro, der Gottkönig der Perser, von dem Heldenängste des Ostens stolze Mären kündeten und dem die Byzantiner hingerissen und erbebend zugleich dämonische Züge gegeben hatten. Als Träger des Weltherrschaftsgedankens und mit den Ansprüchen eines solchen, umgeben von der paradiesischen Pracht des Ostens, war er ganz nach dem Herzen der Kreuzzugsromantik geschaffen.

Die Vorstellung eines die ganze Oikoumene umfassenden Reiches wurzelt in der alten Welt und im Mittelalter ganz im religiösen Untergrund. Weltbezug, Weltdauer, Weltberuf geben ihr den Inhalt. Von den Gottkönigen des Ostens, von den Augusti Roms, von den germanischen Caesaren des Mittelalters erwartete man die Wiederherstellung des Einklanges zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen. Das ist der Grundgedanke der hochgestimmten Schilderungen des Königpriestertumes des großen Karl, das ist die Dominante der ürvollen Akkorde der augusteischen Preislieder, und den Dichter der vierten Ekloge glauben wir zu hören, wenn Firdusi von seinem das All befriedenden Chosro also singt:

„Er saß auf dem Throne der Weltherrschaft
Auf seinem Haupt die Krone der Kraft;
Gerechtigkeit ringsum breitet' er aus,
Die Wurzel des Unrechts reutet' er aus.
Wie er der Hoheit Kron' aufgesetzt,
Ergetzt' er die Krone, von ihr ergetzt.
Wo Wildes war, ward es zahm gemacht,
Was Gram hatte, frei von Gram gemacht.
Die Frühlingswolke regnete Tau
Und wusch von Kummer die Erdenau.
Voll Heil und Frieden ward das Land,
Und gebunden war Ahrimans Hand.“

Gesandte aus jedem Gau kamen
 Von allen Fürsten und hohen Namen.
 Zu seiner Zeit war kein hohes Genick,
 Das sich nicht gab in seinen Strick.
 Die Welt war bewässert und belaubt,
 In Schlummer sank des Kummers Haupt,
 Die Erde war ein Paradeis
 Voll Gerechtigkeit, Huld und Preis¹⁾.“

Mit den Farben der glückseligen Urzeit schildert Firdusi, ebenso wie Vergil in seiner vierten Ekloge, das Walten seines Welt-herrschers. Hier wie dort gewinnt das Bild des Helden märchen-hafte Züge.

In Chosros Landen liegt die von Sijawusch erbaute Stadt Gang Düz, welche an die Stadt des Priesterkönigs Johann und an das Reich des Gral lebhaft erinnert. Hinter den Wassern erhebt sich auch sie weltentlegen:

„Zehn Tagreisen jenseit des Meers von Tschin
 Im Lande, dem sonst kein Namen verliehn,
 Kommt Wüste, wo vorbei ist das Meer,
 Du siehst eine Fläch' ohne Wasser umher . . .
 Drauf siehst du hohe Bergesreihn,
 Da Niemand weiß, wie hoch sie sei'n.
 Gang Düz in Mitten der Berge liegt,
 Merk' es, das Merken schadet dir nicht!
 An hundert Meilen im Kreis umher
 Sind dem Auge die Höhen zu sehn.“

Unauffindbar erscheint auch sie:

„Wo du magst suchen, kein Weg ist da,
 Alles ist steil, fern und nah,
 Auf dreunddreißig Meilen so
 Ist hüben und drüber Steinwand hoh²⁾.“

Kündet Wolfram von der Gralburg:

„si [scil. diu burc] stuont reht als si wäre gedræst,
 ez enflüge od hete der wint gewæt,
 mit sturme ir niht geschadet was.
 vil türne, manec palas
 dā stuont mit wunderlicher wer.
 op si suochten elliu her,
 sine gæben für die selben nöt
 ze drizze jären niht ein bröt³⁾,“

¹⁾ Firdosi's Königsbuch (Schahname) übersetzt von F. Rückert.
 Sage XV—XIX. Berlin 1894. S. 259 f.

²⁾ Ebenda S. 99 f. ³⁾ Parz. 226, 15 ff.

so heißt es ähnlich bei Firdusi:

„Wenn auf fünf Meilen dort fünf Mann
Stehen im Wege zum Kampf angetan,
Finden nicht Durchgang tausende
Beharnischt auf Rossen brausende.“

Dann wird ein Bild der Stadt entworfen, dessen leuchtende Farben wir in der Beschreibung des Reiches des Priesterkönigs und der Gralburg mit dem Zauberschlosse wiederfinden:

„Weiterhin siehst du die weite Stadt,
Die Schlösser, Hallen und Gärten hat,
Überall Bäder und Fluß und Bach
Und Lust in allen Gassen wach . . .
Die Wär' ist nicht warm dort, die Kälte nicht kalt,
Für Lust und Gelag ein Aufenthalt.
Keinen Kranken du siehst in der Stadt,
Ein Himmelsgarten nur ist die Stadt,
Hell all' ihre Wasser und gut zu verdaun,
Beständiger Frühling auf ihren Aun . . .
Er macht einen Ort wie ein Paradies,
Viel Rosen und Tulpen er wachsen ließ¹⁾.“

Ein andermal, als Firdusi erzählt, wie Chosro den Zauber von Behmens Schlosse bricht, ist von einem ragenden Bauwerke, dessen Umrisse uns gleich bekannt vorkommen, die Rede:

„Dort ließ Chosro erheben im Raum
Einen Bau bis zum Wolkensauum
Zehn Fangschnurlängen breit und lang
Und ringsum hoher Säulengang,
Der Umkreis halb eines Rosses Lauf;
Drin stellt' er das heilige Feuer auf.
Da saß dann mancher Mobel' im Kreise,
Manch Sternenkundiger, mancher Weise,
Chosro weilt' in der Burg so lang,
Bis fest der Feuerkult im Schwang²⁾.“

An Wolframs Wendelschnecke mit dem Zauberspiegel, in welchem man alles sieht, erinnert Chosros Weltenbecher. Der Schah nimmt ihn auf die Hand:

„Und schaute drin die sieben Gaun.
Von Stand und Zeichen der Sphären er maß
Ein jedes Wie, Warum und Was.
Gebildet im Becher zauberisch
War jedes Gebilde vom Widder zum Fisch,
Saturn auch und Jupiter, Mars im Azur,
Sonne, Mond, Anahid und Merkur;“

¹⁾ Firdosi a. a. O. S. 100.

²⁾ Ebenda S. 251.

Alles künftige sah darin
 Der Welther mit prophetischem Sinn.
 Er schaute 'in allen sieben Gaun,
 Ob Bizhens Spur er mochte schaun.
 Als er kam zum Gau von Kergesar,
 Da ward er nach Gottes Rat ihn gewahr
 In jener Grub in Banden schwer,
 Den Tod im Elend wünscht' sich er;
 Ein Mädchen von fürstlicher Geburt
 Band zu seiner Wartung den Gurt¹⁾. "

Weltenbecher und ZauberSpiegel sind Verkörperungen des gleichen kosmischen Gedankens, deren zwiefache, anscheinend völlig verschiedene Formen sich aus dem Doppelsinn des persischen Wortes gâm, Spiegel und Becher, hinreichend erklären. In einem moderneren persischen Wörterbuch wird gâm mit poculum und speculum übersetzt, und dann heißt es: „poculum Gamshêdi, in quo secreta septem orbium coelestium conspicienda erant; idem poculum etiam nominant ‚poculum mundum repraesentans‘²⁾). Der alte d'Herbelot³⁾ erzählt uns, daß der König Dschemschid, den er als Salomon der Perser bezeichnet, und Alexander der Große „avaient de ces coupes, globes, ou miroirs par le moyen desquels ils connaissaient toutes les choses naturelles et quelquefois même les sur-naturelles. La coupe qui servait à Joseph le Patriarche pour deviner, et celle de Nestor dans Homère où toute la nature était représentée symboliquement, ont pu fournir aux Orientaux le sujet de cette fiction.“ Die hier vorgenommene Gleichsetzung von Becher und Spiegel begegnet uns auch in dem Ausspruch des türkischen Dichters Hafez⁴⁾: „Der wahre Spiegel Alexanders ist ein Glas Wein.“ Dementsprechend treffen wir auch später ZauberSpiegel und Wunderbecher nebeneinander und durcheinander in den verschiedenen Sagen an. Die mohammedanische Legende⁵⁾ kennt einen Pokal des Propheten, den Gott zu dessen Erleuchtung erschaffen hat, welcher Hoheit, Glanz und Segen verleiht und alle Geheimnisse der Welt erschließt und zuerst im Geschlechte der voradamitischen Salomone forterbte,

¹⁾ Firdosi, Sage XX—XXVI. Berlin 1895. S. 51.

²⁾ J. A. Vullers, Lexicon Persico-Latinum. I (Bonn 1855) 500 f.

³⁾ d'Herbelot, Bibliothèque orientale. Haag 1777. p. 127.

⁴⁾ A. Hilka, Studien zur Alexandersage. Roman. Forschungen. 29 (1910—1911) 6.

⁵⁾ Näheres Kampers, Lichtland. S. 84 f.

um dann an den persischen König Dschemschid, den indischen Jama, überzugehen. Von einem solchen Wunderbecher ist dann später auch wiederholt in der mittelalterlichen Salomonsage die Rede. Ich erwähne nur den Vers aus den Chansons de geste des Auber le Bourgogne über den Zauberbecher aus Onyx:

„Rois Salemons l'ot faite menouvrer,
Li rois Artus l'ot si faite fermer
Et parmi fist le soleil compasser,
Et les estoiles qui moult reluisent cler¹⁾“.

Neben solchen Wunderbechern gibt es dann eine Fülle von Zauberspiegeln in mittelalterlichen Sagen, von denen ich später noch kurz reden muß.

Der Anreiz lag nahe, diese Vorstellungen von einem alles Nahe und alles Ferne wiedergebenden Spiegel auf den antiken Pharos zurückzuführen²⁾. Damit aber hat man deren tiefere Wurzel noch nicht bloßgelegt. Das Bauwerk eines solchen Pharos an sich mit seiner leuchtenden Spitze war gewiß auffällig und merkwürdig genug, um zur Legendenbildung anzuregen. Es entstanden in der Tat Pharoslegenden, die aber schließlich doch wieder auf jene alten sakralen architektonischen Nachbildungen des Götterberges mit dem Sonnensymbol oder der Sonne zurückgehen. Dort ist jene leuchtende Spitze des sich in Absätzen verjüngenden Steinriesen, in unserer Sagengruppe ist der strahlende Edelstein auf der Säule, auf dem Turme, auf dem schneckenförmigen Unterbau ursprünglich nichts anderes als das Sonnensymbol auf dem Abbild des göttlichen Bergthrones. Nun erscheint aber die Sonne in indischen Mythen und auch sonst wiederholt als Becher. So könnte eine Gleichsetzung von Spiegel und Becher nicht nur durch sprachliche, sondern auch durch mythologische Gründe gerechtfertigt erscheinen. Indes will ich nicht unbemerkt lassen, daß der Becher in der persischen Überlieferung nicht die Sonne, sondern die Welt versinnbildet; da könnte man dann wieder an den Erdnachen oder an den goldenen Becher des Sonnengottes denken. Indes diese Fragen berühren unseren Nachweis nicht — ich lasse sie offen. Die Tatsache der Gleichsetzung von Becher und Spiegel genügt.

Doch eine Nachricht von einem Zauberspiegel ist für unser

¹⁾ Ebenda S. 81.

²⁾ Siehe H. Thiersch, Pharos. Leipzig 1909. S. 94 ff.

ganzes Problem von Bedeutung. Beim Turm des Herkules zu Coruña in Spanien wird von einem Spiegel berichtet, in dem man die entferntesten Schiffe habe sehen können¹⁾). Nun erzählen uns spanische Romanzen, daß im Turme des Herkules irgendwo in Spanien der Salomontisch gehütet wurde²⁾). Einen Tempel des Herkules, in welchem der berühmte „Smaragd“ der Genuesen, der Doppelgänger des heiligen Gral, gefunden wurde, kennt auch die bis in das 12. Jahrhundert zurückreichende Sage vom „sacro catino³⁾“, sucht diesen aber im Orient, in Tyrus. Diese ersichtlich verwandten Züge machen offenbar, wie jener Turm zu Coruña zum Pharos, zum weltbedeutenden Zikkurat mit dem Sonnentische und dem Sonnen-symbol darüber ward. Die Beziehungen des Salomonischen Tisches zu den kosmischen Bauwerken des fernen Ostens sind nun unwiderleglich erhärtet. Es zeigt sich, daß in Spanien die Kulissen der alten Chosrosage nur ganz wenig verändert wurden, und darnach verschiebt sie der Graldichter nur, als er die Burg der Seligen mit dem Wundertische und die Wendelschnecke mit dem Zauberriegel für den späten Nachfahren des Dümmlings Chosro erbaut.

Die Örtlichkeiten der Chosrosage gleichen also sehr denen, welche uns in den Sagen vom Priesterkönig Johann und vom Gral, deren innere Verwandtschaft uns ja schon bekannt ist, wieder begegnen. Eine byzantinische Sage von jenem persischen Gottkönige verstärkt diese Ähnlichkeit noch. Besonders eingehend schildert Cedrenus den Feuertempel und Palast dieses Herrschers, die sich in der von Heraklios eroberten Stadt Gazakon erhoben, allwo auch die Schätze des Kroisos aufgestapelt waren. Besonders merkwürdig aber war hier das ragende Bildnis des sich zum Gotte machenden Chosro, über das sich der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen wölbte. Der an die Wolken strebende Bau, den Chosro bei Firdusi aufführt, wird also hier ganz — allerdings wohl mehr in Anlehnung an die Gestalt und Bedeutung der babylonischen Sakraltürme — nach den uns bereits bekannten kosmischen Bauwerken beschrieben⁴⁾. Die

¹⁾ A. Graf [Roma nella memoria e nelle imaginazioni del medio evo I (Turin 1882) 208, nota 48] verweist auf Euseb. Nieremberg, De miraculosis naturis in Europa. (?) I c. 67. [Mir unzugänglich].

²⁾ Kampers a. a. O. S. 28.

³⁾ Ebenda S. 85.

⁴⁾ Georgius Cedrenus ab J. Bekker emend. I (Bonn 1838) 721 sq.: „καὶ καταλαβών τὴν Παζακόν πόλιν, ἐν ᾧ ἔπηρον δὲ ναὸς τοῦ πυρὸς καὶ τὰ

spätere abendländische Sage fügt dem noch Züge bei, die ausgezeichnet zu all dem passen, was wir von den Zikkurats und deren sakraler Bedeutung wissen. Bei dem älteren Aimoin setzt Chosro sich, nachdem er sein Reich seinem Sohne übergeben, in einem silbernen Turm zur Ruhe, um sich darin als Gott anbeten zu lassen. Diesen silbernen Turm kennt auch Vinzenz von Beauvais, der dessen von Edelsteinen leuchtende Pracht hervorhebt und ausdrücklich auf die kosmischen astralen Symbole zu Häupten des Königs hinweist. Ähnliches erzählt Jacobus de Voragine. Vollständig ausgeführt ist dann das Sagenbild im 14. Jahrhundert bei Herrmann von Fritzlar und Enkel. Letzterer erzählt, daß Chosro sich viermal im Jahre im Fenster dieses Turmes zeige. Wer denkt da nicht an das Noebild, in unserem Münchener Speculum? Hier wie dort der ursprüngliche Gedanke des auf dem Götterberge thronenden Sonnengottes¹⁾.

Die Verbindungslien zwischen den Sagen von Chosro und von Parzival werden nun noch vermehrt durch die offenbaren Ähnlichkeiten in wichtigen Zügen der Heldenlaufbahn beider.

Wie Chosro, so ist auch Gachmuret, der Vater des Helden, gleichzeitig doppelt vermählt, zuerst mit der Mohrenkönigin Belakane, welche ihm den Feirefis gebiert, und dann mit Herzeloide, welche er zur Mutter Parzivals macht. Gachmuret betrachtet sich als Belakanens rechtmäßigen Gemahl; um so überraschender wirkt die gezwungene Motivierung seines Verlassens der eben erst Erkorenen und den Sprossen des jungen Bundes Erwartenden mit Gewissensbedenken. In seinem Abschiedsbriefe heißt es:

„wär din ordn in mîner ö,
sô wär mir immer näch dir wê . . .
frouwe, wiltu toufen dich,
du maht auch noch erwerben mich²⁾.“

χριματα Κροίσον τοῦ Λυδῶν βασιλέως καὶ ἡ πλάνη τῶν ἀνθράκων, καὶ εἰσελθῶν ἐν αὐτῇ εὑρε τὸ μασαρὸν εἰδώλον τοῦ Χοσρόου, τό τε ἔκπτωμα αὐτὸν ἐν τῇ τον παλατίου σφαιροειδεῖ στέγῃ ὡς ἐν οὐρανῷ καθῆμενον, καὶ περὶ τούτο ἥμιν καὶ σελήνην καὶ ἀστρα, οἷς ὁ δεισιδαιμὼν ὡς θεοῖς ἐλάτρευε, καὶ ἄγγελους αὐτῷ σκηπτροφόρους περιεστησεν.“ Weitere verwandte Stellen des Zonaras und Theophanes sind abgedruckt in dem Kommentar zu Eraclius. Hrs g. v. H. F. Maßmann. Leipzig 1842, S. 500.

¹⁾ Auch diese Quellen sind in dem von Maßmann hrsg. Eraclius S. 496 ff. abgedruckt.

²⁾ Parz. 55 u. 56. Eine laxe Auffassung der Ehe scheint mir trotz dieser Worte hier von Wolfram vorgetragen zu werden. Anders A. Sattler, Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach. Graz 1895, S. 92 f.

Unter dem Gesichtswinkel der Verchristlichung einer heidnischen Vorlage gewinnt die widerspruchsvolle Haltung Gachmurets ihre Erklärung.

Wie Parzival stammt auch Chosro väterlicher- und mütterlicherseits von zwei berühmten Geschlechtern ab. Die Konstellation verkündet:

„Daß von Tur und von Keikobad
Ein Schah wird stammen hoch von Rat.
Von beiden Geschlechtern soll ein Held
Kommen, der nimmt in den Schoß die Welt . . .
Aus diesem doppelten Adel entspringt
Ein Kronenhaupt, das zur Sonn' aufringt.
Er waltes in Irans und Turans Haus,
Zwei Reiche ruhn von dem Kampfe aus¹⁾.“

Fernab vom Getriebe der Welt wächst der junge Gralkönig auf. Ebenso wird der junge Chosro den Hirten vom Berge Kalu zur Erziehung übergeben. Dort

„Jagt' er den Wolf, den Bär und den Eber:
Dann ging er an Löw und Leopard,
Und Holz nur war seine Waffenart²⁾.“

Dem Schah, dem Mörder seines Vaters, wird der „reine Tor“ geschildert:

„Ein kleiner Knab', unsinnig noch,
Was wüßt' er vom Vergangnen doch?
Der im Gebirg wuchs als Hirtengespiel,
Ist wie ein Wild, was dacht' er viel?
Jüngst hört' ich selbst von der Hirtenzunft,
Der engelgleiche sei ohne Vernunft³⁾.“

Freilich nur um den Schah zu täuschen gibt der an den Hof geholte junge Held dann überaus törichte Antworten⁴⁾.

Gleich der Parallelfigur Parzivals, gleich Gawan, muß auch er den Zauber eines Schlosses brechen⁵⁾). Wie Parzival entflieht auch er dann weiter der Welt⁶⁾, um ganz Gott zu dienen. Schließlich geht er mit den Pehlewanen auf einen Berg, allwo er verschwindet:

„Als ein Teil von der Nacht entwich,
Erhob zum Beten Chosro sich.
Im hellen Quell wusch er Kopf und Brust
Und sprach leise dazu Zend Ust.“

¹⁾ Firdosi, Sage XV—XIX, S. 93 f.

²⁾ Ebenda S. 153. ³⁾ Ebenda S. 155.

⁴⁾ Ebenda S. 238. ⁵⁾ Ebenda S. 248.

⁶⁾ Sage XX—XXVI. S. 235 ff.

Dann grüßt er die Helden liebenvoll:
 >Nun lebet mir auf ewig wohl!
 Wenn jetzt sich die Sonn' erhebt im Raum,
 Seht ihr mich nimmer als nur im Traum.
 Morgen verweilt nicht hier in dem Sand,
 Und regneten Wolken Muskus aufs Land!
 Denn vom Gebirg wird ein Wind aufstehn,
 Der Blatt und Zweige wird vom Baume wehn,
 Und fallen wird aus der Wolk' ein Schnee,
 Ihr findet nach Iran den Weg nicht meh.<
 Da ward den Fürsten schwer der Mut,
 Bekümmert schliefen die Helden gut.
 Als die Sonne vom Berg aufstand,
 Der Schah aus den Augen der Fürsten schwand.
 Den Schah zu suchen, sie sprangen auf
 Und nahmen durch Sand und Wüste den Lauf.
 Sie fanden nirgend von Chosro
 Ein Zeichen und kehrten zurück unfroh.“

Laut klagten die Helden:

„Wer weiß, wohin auf der Welt er kam?“

Dann brechen die von Chosro verkündeten Unwetter herein:

„Der Schnee zog Segel übers Land,
 Darin jede Lanze der Helden schwand.
 Alle blieben verschneit an dem Ort;
 Niemand weiß, wie sie blieben dort¹⁾.“

Dieser Erzählung stelle ich die Verse von Jans dem Enkel, der wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts schrieb, an die Seite:

„Dar nach der kaiser wart verholn
 den kristen allen vor verstoln,
 wan nieman west diu mære
 wa er hin kommen wäre.
 ob er wär tot an der zit,
 da von ist wärlich noch ein strit
 in welhischen landen über al²⁾.“

Der spätere Oswald der Schreiber weiß noch mehr. In seiner Rahmenerzählung zu jenem bekannten Briefe des Priesterkönigs Johann, in welchem dieser die Wunder seines Reiches beschreibt, ist von dem Ringe mit den wunderwirkenden Edelsteinen die Rede; welchen Kaiser Friedrich II. von jenem erdichteten Herrscher des Ostens zum Geschenk erhielt. Mit diesem Ringe, berichtet Oswald, sei der Kaiser in den Wald gegangen und durch die Kraft des

¹⁾ Ebenda S. 264.

²⁾ Weltchronik. Hrsg. v. Ph. Strauch. Deutsche Chroniken III, 574.

Steines vor den Augen seines Gefolges verschwunden¹⁾). An anderer Stelle habe ich gezeigt, daß es das Reich der Unsterblichkeit des Priesterkönigs, oder das Reich des solarischen Königs Artur im Innern des Länderberges, oder das Reich des Gral — und im letzten Grunde der babylonische „Palast der Ewigkeit“ im Bergthrone der Sonne ist, in welchem der weltentrückte Kaiser Aufnahme findet²⁾.

Prüfen wir nun diese sich aufdrängenden Ähnlichkeiten näher, so ist eines von vornherein festzuhalten: An eine unmittelbare Abhängigkeit Wolframs, oder besser Guiot's von der Dichtung Firdusis ist nicht zu denken; das schließen allein schon jene bei dem deutschen Dichter, oder doch in der seinem Epos verwandten deutschen Dichtung, sich zugleich auch vorfindenden Elemente der byzantinischen Chosrosage aus. Wahrscheinlich aber ist ein Nachwirken jener älteren persischen Reichsgründungssagen in irgend einer Form, aus welchen auch der persische Nationaldichter, die byzantinischen Geschichtsschreiber und die Salomonsage schöpften.

Es ist längst erkannt, daß die spätere Chosrosage mit den Farben der Kyrossage entworfen ward. Auch die Kyrossage beginnt mit dem Sturze eines guten Königs und Richters durch einen fremden blutigen Tyrannen. Der Mederkönig Astyages, welcher in dieser alten Sage nach den Berichten des Herodot und Ktesias auf Grund eines Traumgesichtes den persischen Prinzen Kyros, den Sohn seiner Tochter Mandane und des Persers Kambyses, umzubringen gebietet, ist eine Parallelfigur des Afrasiab, welcher nach arabischen Überlieferungen den Sohn seiner Tochter Ferengis, unseren Chosro, zu töten befiehlt, während nach dem Schahname der König erlaubt, daß das Kind am Leben bleibt. Kyros wie Chosro wachsen in der Bergwildnis bei armen Hirten auf. An den Hof gekommen erfreut jener, wie Xenophon, der überhaupt vielfach aus persischen Liedern und epischer Überlieferung schöpft, erzählt, seinen Großvater durch kindliche Naivität, während dieser ihn durch seine törichten Antworten täuscht. Zum Dümmlingsmotiv, das bei Firdusi stärker unterstrichen ist, gesellt sich dann in beiden Sagen auch das andere, episch fruchtbare der Rache³⁾.

¹⁾ F. Zarncke, Der Priester Johannes I. Abhandl. Abhandlgn. d. phil.-hist. Cl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. VII (1879) 1027 f.

²⁾ Kampers, Lichtland, S. 105 ff.

³⁾ Ich verweise auf A. Bauer, Die Kyros-Sage und Verwandtes. Sitzungsberichte der K. Akademie d. Wiss. Phil.-hist. Cl. 100 (1882) 495 ff. R. Schubert,

Die Sage von diesem Reichsgründer, hinter dem sich das alte Bild von dem mythischen Musterkönig zeigt, wie ebenfalls längst erkannt ist, wurde von Kyros zunächst auf Artaschir, den Gründer des Sasanidenreiches übertragen. Eine Geschichte dieses Königs im Pehlewî erzählt von einem Hirtensohn aus Persien. Traumdeuter erkannten aus Träumen der Eltern dieses Helden dessen Größe. Als Knabe kommt dieser an den medischen Hof und muß hier durch Schicksalsfügung Knechtsdienste tun, kann aber in seine Heimat Persis entfliehen, wo er das Königtum erhält¹⁾.

An die Stelle des Rassegegensatzes zwischen Medern und Persern in der herodoteischen Erzählung tritt im Schahname der Gegensatz zwischen Turan und Iran. Die Namen wechseln, aber die Fabel bleibt die gleiche. Das Dümmlings- und Rachemotiv, das die Chosrosage aus altem Sagengut somit übernimmt, sollte ein Erbstück der Weltliteratur werden.

Eine ganze Fülle von Mären, so die von Lug, Hamlet, Kaiser Heinrich, Genovefa, Wieland, Tell und andere hat man auf diese Wurzel zurückzuführen²⁾ gesucht — mit welchem Recht jeweils, lasse ich unentschieden. Daß aber die Mär, gerade in der Fassung, wie sie bei Wolfram und in der mittelenglischen Romanze von Syr Percyvelle of Galles³⁾ vorliegt, sicherlich auf diese persische Helden-sage zurückzuführen ist, läßt sich erweisen.

Wie Chosro ist also auch der junge Gralheld väterlicher- und mütterlicherseits der Erbe zweier hochgefeierter Geschlechter; wie

Herodots Darstellung der Cyrussage. Breslau 1890. G. Hüsing, Beiträge zur Kyros-Sage. Orientalische Literaturzeitg. VI—IX (1903—1906). H. Leßmann Die Kyrossage in Europa. Jahressb. über d. städt. Realschule zu Charlottenburg. 1906. Bemerkenswert ist der Hinweis von Th. Nöldeke, der auch sonst das Material zu dieser Sage zusammenstellt (Das iranische Nationalepos. Grundriß d. iran. Philol. II [Straßburg 1896—1904.] 122 ff. Besonders S. 140), auf die Tatsache, daß der syrische Text des Alexanderromans für Xerxes überall Chosro setzt, woraus gefolgert werden kann, daß dem Übersetzer der mythische Musterkönig vorschwebte.

¹⁾ A. von Gutschmid in der Besprechung von Th. Nöldekes Übersetzung der Gedichte des Artasir i Pápakán aus dem Pehlewî. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 34 (1880) 585 f.

²⁾ O. J. Jiriczek, Hamlet in Iran. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde X (1900) 353 ff. Leßmann a. a. O.

³⁾ Vgl. hierzu die Anmerkung von G. Rosenhagen bei Hertz a. a. O. S. 565 f. J. L. Weston, The legend of Sir Perceval. London 1906. Besonders nenne ich C. Strucks, Der junge Parzival. Diss. Münster. Borna-Leipzig 1910.

dieser wächst er fernab der Welt auf; wie jener sich als Tor gebärdet, so spricht aus dem mit Narrenkleidern ausgestatteten Gralhelden die ganze Unerfahrenheit des Naturkindes; wie Chosro endlich den Mord seines Vaters rächt, so tötet Parzival, wie uns die mittelenglische Romanze in ihrer ursprünglichen Fassung der Mär zeigt, in dem „roten Ritter“ den Mörder seines Vaters¹⁾). Diese Ähnlichkeiten mit den anderen von mir oben zusammengestellten Seitenstücken als einheitliches Ganzes genommen auf die „Gleichheit der im menschlichen Geiste überhaupt wirkenden Kräfte zurückzuführen, welche unabhängig von einander analoge Erzählungen hervorrufen“, ist denn doch bei dieser Fülle verwandter Züge nur sehr schwer möglich. Es kommt noch hinzu, daß etwas anderes — ganz abgesehen davon, daß das arabisch-orientalische Kolorit der ursprünglichen Sage in der Wolframschen Dichtung bald hier, bald dort noch durchschimmert — zur Annahme einer Entlehnung der Parzivalsage aus einer Überlieferung des Ostens zwingt.

Wolfram erzählt, wie Gachmuret vom Fürsten von Babylon erschlagen und dann sein Leichnam nach Bagdad überführt ward:

„Er wart geleit ze Baldac.
diu koste den bâruc ringe wac.
mit golde wart gehêret,
grôz richeit dran gekêret
mit edelem gesteine,
dâ inne lit der reine.
gebalsemt wart sîn junger rê.
vor jâmer wart vil liuten wê.
ein tiwer rubin ist der stein
ob sîme grabe, dâ durch er schein.
uns wart gevölget hie mite:
ein kriuze näch der marter site,
als uns Kristes tôt löste,
liez man stôzen im ze trôste,
ze scherm der sêle, überz grap.
der bâruc die koste gap:
ez was ein tiwer smârât.
wir tâtenz âne der heiden rât:
ir orden kan niht kriuzes phlegn,
als Kristes tôt uns liez den segn.
ez betent heiden sunder spot
an in als an ir werden got,
niht durch des kriuzes ère

¹⁾ Darüber vgl. Strucks, a. a. O. S. 45 ff.

noch durch des toufes lere,
der zem urteillichen ende
uns loesen sol gebende¹⁾).“

Der Zug in der deutschen Dichtung, daß der im goldenen Sarge Beigesetzte als Gott verehrt wird, ist an sich schon auffällig; er wird es noch mehr, wenn wir dem unter Berücksichtigung der byzantinischen Berichte von der göttlichen Verehrung Chosros eine scheinbar von Firdusi völlig abweichende Überlieferung zur Seite stellen.

Eine syrische Chronik, die bald nach 660 entstand, erzählt uns von dem silbernen Sarge des „heiligen Daniel“; der fast gleichzeitige Sebeos aber berichtet: „Und es geschah in jenen Tagen, daß der König der Griechen (gemeint ist Mauritius) vom Könige der Perser (Chosro II) sich den Leib jenes toten Mannes ausbat, der sich in der Stadt Saus (Susa) befand, im königlichen Schatze, in einem kupfernen (ehernen) Becken liegend, den der Perser Kav Xosrov nennt, die Christen aber den (Leib) des Propheten Daniel.“ König Chosro will, so heißt es weiter, den Leichnam ausliefern, als dieser aber aus der Stadt geführt wird, vertrocknen die Quellen, und die Maultiere, welche den Wagen ziehen, kehren um usw. Kurz, der Leichnam bleibt in der Stadt²⁾.

Dieses Grab Daniels war im Orient hochgefeiert. Die Sage suchte es aber nicht nur in Susa, sondern auch in Babylon. Nach der byzantinischen Sage ist Babylon eine Totenstadt, um die ein Drache seinen Riesenleib schlingt. In ihr erhebt sich der von Salomon erbaute Zikkurat, den das strahlende Sonnensymbol krönt. Diese Totenstadt ist der Aufenthaltsort der heiligen drei Jünglinge. Auch hier finden wagemutige Eindringlinge riesige Schätze³).

Durch den Nebel dieser orientalischen, byzantinischen und abendländischen Sagen sehen wir die goldigen Linien einer mythischen Mär von einem großen Musterkönige aufleuchten. Der Welt in geheimnisvoller Fahrt entrückt, thront er — gleich dem Sonnengotte auf dem Länderberge im Paradieseslande — auf der Höhe der sakralen architektonischen Nachbildung dieses Weltensitzes in der Stadt der Toten. Wir erkennen die gleiche Wurzel der Sage vom

¹⁾ Parz. 106, 29 ff.

²⁾ H. Hübschmann, Iranica. Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 47 (1893) 625.

³⁾ Die näheren Angaben Kampers, Lichtland S. 51 u. 82.

Verschwinden und von der Beisetzung König Chosros im kupfernen Becken — vielleicht dem Becher, in welchem der Sonnengott allnächtlich über das Meer fährt. So verschwindet auch der König Manuel von der Romanei, um einzuziehen in den siebenstufigen Bau der Unsterblichkeit des Priesterkönigs Johann im Paradieseslande, so verschwindet auch Parzival in jener mittelenglischen Romanze in das Mädchenland, das keltische Land der Seligen, oder im deutschen Epos in die Gralburg der Abgeschiedenen im glücklichen Traumreich der Sehnsucht zwischen Himmel und Erde¹⁾, so verschwindet auch Kaiser Friedrich in das Reich der Fee Morgane im Innern des Götterberges.

Nunmehr verstehen wir auch, wie die abendländischen Dichtungen im Stande waren, jene Steinriesen der Zikkurats, welche es nur im fernen Osten, nicht aber im Westen Kleinasiens, im Heiligen Lande, gab, richtig zu schildern und besonders deren ursprüngliche kosmische und solarische Kennzeichen wiederzugeben, die dem Franzosen oder dem Deutschen doch ganz unverständlich sein mußten. Nicht unmittelbare Kunde durch Kreuzfahrer oder Reisende bot die Grundlage für diese Schilderung, sondern diese ist geradeaus zurückzuführen auf mündliche oder schriftliche Überlieferung des Ostens selbst.

Die Kreuzzugsromantik hat sich vor Wolfram auch dieser persischen Heldensage bemächtigt. Meister Gautier und Meister Otte arbeiteten sie zu einem christlichen Epos um. Das Rachemotiv verschwindet; das Dümmlingsmotiv übertragen die Dichter in abgewandelter Form auf den Helden der Kreuzeslegende, Heraklios. Chosro ist der Übermensch, welcher in seinem Turme Gott gleich sein will. Das war die Zeit, in welcher auch die Elemente der Parzivalmär sich zu jenem leuchtenden Krystall unseres nationalen dichterischen Eigengutes zusammenschließen konnten und wirklich zusammenschlossen. Unmöglich also wäre es nicht bei diesem Sagenbezug, daß die Graldichter, als sie die Fabel übernahmen, zugleich auch den von mir vermuteten Beinamen des persischen Helden: fāris-i fāl, Perser der guten Vorbedeutung, sich zu eigen machten. Spricht doch auch Hugo von Fleury einmal ganz allgemein von Chosro als dem „vir Persa giganteus“²⁾.

Wir haben somit in dem persischen Heldensang den Kern der Parzivalerzählung gefunden. Mit diesem Kern wurden dann von

¹⁾ Auch über diese Dinge handelte ich in dem eben genannten Buche.

²⁾ Maßmann, Kaiserchronik a. a. O. III, 889.

dem ersten Graldichter andere Sagen und Einzelzüge aus solchen verarbeitet. Das Werk dieses ersten Sängers des ritterlichen Kleinods lag in seiner ursprünglichsten Form dem Eschenbacher vor; denn er allein bringt die persische Mär am getreuesten. Auch der Verfasser der mittelenglischen Romanze geht ziemlich unmittelbar auf diese östliche Überlieferung zurück. Früher¹⁾) hatte ich schon aus der Tatsache, daß dieses Spielmannsmärchen des 14. Jahrhunderts nichts von einem Gralkleinode weiß, gefolgert, daß es uns ursprüngliches Sagengut darbiete. Dieses Märchen hätte seiner Natur nach sicherlich niemals auf diesen uralten Wunschgegenstand verzichtet, wenn es einer Vorlage nacherzählt worden wäre, in welcher der Gral bereits das Ziel des Strebens Parzivals war. Wie die Parzivalsage zur Gralsage wurde, ist jetzt, hoffe ich, völlig klar zu legen. Nicht geblendet vom Glanz des ragenden Kunstwerkes, das Guiot-Wolfram schuf, nicht ergriffen von dessen tiefem Lebensinhalt, kalt und nüchtern untersuchend, erkennen wir doch, daß manches überkommene Sagenbruchstück nicht genügend behauen ward, um restlos dem Ganzen eingefügt zu werden, daß vielfach ungenügender Verputz die Schichtungen des Aufbaues nicht hinreichend verbirgt. Versuchen wir nunmehr unter Bezugnahme auf meine älteren Untersuchungen und auf Grund der vorliegenden Erörterungen Bestandteile und Schichtungen des Baues in Kürze von einander zu sondern.

Die persische Mär mit dem Dümmlings- und Rachemotiv wurde auf abendländischem Boden zunächst mit der allbekannten und hochgewerteten Artursage in eine ziemlich lockere Verbindung gebracht, wie ja dieser volkstümliche Sagenheld auch später nur eine Statistenrolle in den Graldichtungen zugewiesen erhielt. Der englische Spielmann, welcher im 14. Jahrhundert den durch diese Verbindung seinem Hörerkreise angepaßten Sang weitertrug, hat sein Lied nicht selber erfunden. Die Nichterwähnung des Gral ist ein hinreichender Beweis dafür, daß das abendländische Parzivalmärchen, vielleicht geradeso, wie jener es kündete, schon vor den Graldichtungen hier und da erzählt wurde.

Der rote Ritter, so erzählt es, hat Percyvelles Vater erschlagen. Die Mutter erzieht ihren Sohn in der Wildnis. Unerfahren und überaus naiv zieht der junge Held mit lächerlicher Ausstattung in die lockende Welt. Als Erkennungszeichen gibt ihm die Mutter

¹⁾ Lichtland S. 8 ff.

einen Ring mit. Unterwegs steckt er diesen der schlafenden „Dame im Zelte“ an den Finger, nachdem er dieser, dem Rate seiner Mutter folgend, den ihrigen geraubt hat. Der Ring jener Dame hat die Zauberkraft, unverwundbar zu machen. Dann kommt Percyvelles an Arturs Hof, wo gerade der rote Ritter, wie alljährlich, den goldenen Becher raubt. Nun erfüllt sich die Prophezeiung, daß die bislang von Niemandem bezwungenen Kräfte dieses gewaltigen Räubers durch den Sohn des von ihm Ermordeten überwunden werden würden. Auf seiner weiteren Fahrt gelangt Percyvelles ins Mädchenland, dessen Königin er von einem aufdringlichen Sultan befreit und dann heiratet. Nach Jahresfrist aber zieht es ihn heimwärts, zur Mutter. Den Spuren seines Ringes nachgehend, der inzwischen von der einen Hand an die andere wanderte, findet er die Gesuchte.

Das Märchen offenbart, daß etwas von dem Schmelz des heimischen Mythus trotz der geistig stark bewegten Luft der Kreuzzugsromantik durch den neuen Zug vom Elfenlande des Paradieses mit seinen sinnlichen Freuden auf den fremden Stoff überging¹⁾, der seine orientalische Herkunft durch die Gestalt des aufdringlichen Sultans noch deutlich verrät. Ganz leise hören wir auch das Leitmotiv der späteren Gralsuche bereits anklingen; denn jener Zug vom wandern den Ringe, den Percyvelles mühsam sucht, konnte die Fahrt in die Welt leicht zu jener Gralsuche abwandeln. Gerade dieser letztere Zug ist nun aber für uns nach einer anderen Richtung hin noch bedeutsam: er weist gleichfalls nachdrücklich nach dem Osten.

Die Sage vom verlorenen und auf wunderbare Weise wieder gefundenen Ringe müßte in eigener, sich lohnender Untersuchung klar gelegt werden. So weit sie unsere Parzivalmär angeht, glaube ich aber auch ohne diese Vorarbeit die Umrisse der bedeutsamsten Zusammenhänge aufzeigen zu können. Vorausgeschickt sei der Hinweis darauf, daß ich an anderer Stelle²⁾ die Verwandtschaft der Kaiser- mit der Gralsage in einer Reihe wichtiger Züge darlegte. Insbesondere wird jene im Aufbau der Gralepen geradezu im Mittelpunkt stehende und doch dabei so unendlich banale Frage Parzivals erst verständlich durch das entsprechende Seitenstück der Kaisersage, und weiter entspricht dem Einzuge Parzivals in die Gralburg, die, wie gesagt, nichts anderes ursprünglich ist als der Bergthron der

¹⁾ Kampers a. a. O. S. 52, 64, u. 66..

²⁾ Ebenda S. 101 ff.

göttlichen Herrlichkeit im Paradieseslande, dem Einzuge des weltentrückten Kaisers in den Berg. Indes auch der wandernde Ring spielt hier wie dort eine auffallende Rolle.

In der englischen Romanze gewährt Percyvelles Ring Unverwundbarkeit; der Zauberring der Kaisersage hat noch andere Kräfte, so die, unsichtbar zu machen. Mit seiner Hilfe verschwindet der Kaiser vor den Augen seines Gefolges. Französische und italienische Prophezeiungen des Merlin überliefern daneben noch einen andern Zug. Hier tragen Fischer eine Krone mit Wundersteinen, welche sie zufällig im Meer finden, zum Kaiser Friedrich. Daß der rätselhafte Fischzug des Gralkönigs Anfortas durch dieses Sagenmotiv aufgehellt wird, führte ich gleichfalls bereits aus. Daß diese Züge tatsächlich auch schon der orientalischen Heldensage und darüber hinaus dem orientalischen Mythus eigneten, läßt sich erweisen.

Zunächst spricht die enge Verwandtschaft der Schilderung des Verschwindens der beiden Herrscher Chosro und Friedrich für die Annahme, daß jenes Ringmotiv ursprünglich schon der persischen Heldenage angehörte. Diese Voraussetzung wird verstärkt durch die weitere Beobachtung, daß der Zug von dem wunderbaren Fund im Bauche des Fisches uns auch im Umkreise jener Märchen wieder begegnet, welche ebenso wie die Chosrosage auf die Kyrossage zurückgeführt werden, und zwar in jener Gruppe, in denen ein Weib zur Hauptgestalt wird¹⁾. In dem englischen Märchen „The ring and the fish“²⁾ haben wir eine solche Umkehrung der alten Sage vor uns. Hier will ein Tyrann und Zauberer seinen Sohn vor der durch das Schicksal bestimmten Heirat mit einem ihm nicht genehmen Mädchen bewahren. Es wird auf seinen Befehl ins Wasser geworfen, aber gerettet. Später findet er es bei einem armen Fischer wieder. Abermals entkommt es seinen Nachstellungen. Nun wirft der künftige Schwiegervater einen Ring ins Wasser mit der Erklärung, daß er das Mädchen nur, wenn es diesen Ring wiederfände, anerkennen würde. Sie entdeckt das Kleinod alsbald im Bauche eines Fisches. Ebenso erhält Genovefa in dem bekannten, auch hierher gehörigen Märchen ihren Trauring zurück³⁾. „Diese

¹⁾ Dazu Leßmann a. a. O. S. 27.

²⁾ Ebenda und J. Jacobs, English Fairy Tales. London 1892 p. 190.

³⁾ Der Fisch als Wiederbringer des Ringes begegnet uns auch in Heiligenlegenden, die sich dieser Sagengruppe unschwer einordnen lassen. Vgl. A. Maury, Croyances et légendes du moyen âge. Paris 1896. p. 276 sv. Hier-

ganze Ringgeschichte schlägt Fäden bis ins fernste Morgenland. In dem bekannten indischen Märchen von Sakuntala, das auch noch in anderen Beziehungen der Genovefalegende gleicht, gibt König Duschjanta der Sakuntala, als er mit ihr die Gandharvenehe schließt, einen Ring. Sie verliert ihn beim Baden und wird von diesem Augenblick an von ihrem Gemahle vergessen, der sich aber sofort der mit ihr eingegangenen Verbindung wieder erinnert, als ihm der Ring, der im Bauche eines Rotkarpfen gefunden wird, wieder „**or Augen kommt**¹⁾.“ Überzeugender aber wirkt der schon früher von mir dargebotene Hinweis auf die Tatsache, daß der Ringstein oder Stein im Fischbauch schon in der Alexander- und Salomonsage eine bedeutsame Rolle spielt. Dort strahlt er wie die Sonne, hier übergießt er durch den Leib seines Trägers das Meer mit goldenem Abendlicht. Ich zeigte, daß dieser Stein ein Herrschafts- und Sonnensymbol, ja, die Sonne selbst ist. Der Fisch als Träger des Göttlichen ist dem Erdnachen, oder dem Becher, oder der Truhe, gleichzusetzen, auf welchem seltsamen Fahrzeug der Sonnengott in den verschiedenen Spielarten dieser solarischen Mythen allnächtlich zum Bergthrone des Aufganges über das Meer fährt. Und also erklärt sich auch das Motiv der Aussetzung des Helden auf das Wasser in den Kyrossagen. Der Träger des Ringes ist ursprünglich ein solarischer Held. Dem entspricht es, wenn Chosro auf der Höhe des Turmes, umgeben von Sonne Mond und Sternen, den Sonnengott auf der Höhe des Götterberges spielt.

So ist der gleiche mythische Grundgedanke wirksam im Helden-
sange des Ostens, wie in der Sage und in der Graldichtung der Kreuzzugsromantik des Westens. Das englische Parzivalmärchen, welches durch unsere Kaisersage ergänzt wird, der Kern der Graldichtungen, ist demnach als Ganzes und in seinen wesentlichen Hauptzügen die gefällige, leicht mit heimischen Erinnerungen durchsetzte Nacherzählung eines — wer weiß wie? — aus dem Oriente zugeflogenen Stoffes.

mit bringt Maury auch Matth. XVII, 27, sowie den in der Heraldik wiederholt vorkommenden Fisch mit dem Ringe im Maul in Verbindung. — Das alte Polykrates-Motiv ist auch auf Harun al Raschid bezogen worden. Vgl. M. Reinaud, Description des monumens musulmans du cabinet de M. le duc de Blacas. I (Paris 1828) 128. — Zu erinnern wäre auch an den unsichtbar machen-
den Ring des Gyges. Vgl. u. a. Cicero, De officiis III, 9.

¹⁾ Leßmann, a. a. O. S. 30.

Unsere schlichte Fabel mußte sich in dem von Sagenstoffen übersättigten Luftkreise der Kreuzzugsepoke alsbald erweitern. Die nach Neuem gierige Sage pflückt, bald hier, bald dort, einen Zweig zum Kranze für ihren Dümmling Parzival. Wahllos und sorglos nach den schillernden fremden Stoffen haschend fügt sie dem Kerne stellenweise sogar die gleichen Züge, aber in verschiedenen, sich gegenseitig eigentlich ausschließenden Abwandlungen hinzu. Namentlich die vielgästelte Salomonsage wurde in dieser Art ausgeplündert.

Der Hauptstamm der alten Salomonsage wuchs im Heiligen Lande weiter; ein Ableger, durch die Juden und Araber nach Spanien gebracht, schoß dort in der phantastischen Literatur des Moriscos üppig ins Kraut. In mehreren Zügen sind diese Salomonsagen mit denen von Kyros-Chosro. verwandt. Auch Salomon tut Knechtsdienste, und zwar unter armen Fischern; auch er findet im Bauche eines Fisches seinen Ring wieder, welcher ihm Herrschgewalt auch über die Dämonen verleiht, auch er errichtet einen Zikkurat und zwar in Babylon, den ein Sonnenstein krönt. Eine andere schon erwähnte Fassung dieses letzteren Zuges erzählt von einem Dome, der aus den Ringen aller praeadamitischen Salomone aufgetürmt wird, bei dem nur noch der Schlußstein fehlt, den Salomon noch am Finger trägt. Hier wird der Sonnenberg, ebenso wie im babylonischen Mythus, zugleich zum „Grabe der Sonne“, zum „Palast des Schlafens“, zur „Wohnung der Ewigkeit“. Diese architektonischen Übersetzungen des Mythus vom Länderberge konnten in Israel an die kosmische Tempelsymbolik der Juden anknüpfen. Nach diesen Vorbildern erbaute die Sage dem Priesterkönige Johann aus Salomons Geschlecht einen Palast der Unsterblichkeit, der ein weiteres Modell bot zu der Gralburg, welche der Eschenbacher im Seelenlande seinem Dümmling errichtet. Wenn aber Wolfram, unbewußt an das Weltbild des alten Orient anknüpfend, das Haus des ewigen Schlafes und dabei die Wendelschnecke der Sakraltürme und den auch der Chosrosage bekannten Zauberspiegel, sowie den leuchtenden Sonnenstein übernimmt, tut er das nicht, wie mir scheint, ohne sich zugleich an eine italienische, zu seiner Zeit bekannte Sage zu erinnern.

„Munsalvaesch“ nennt der deutsche Dichter seine Gralburg. Dieses Wort deutet meines Erachtens auf die Wolfram wohlbekannte Sage vom Zauberer Virgilius, der ihm, wie anderen, zu einem arabischen Philosophen geworden ist. Dieser, so wird erzählt, baute

auf dem Kapitol einen Spiegel auf einer Säule, die „*Salvatio Romae*“, in dem man alles sehen konnte, was sich irgendwo ereignete. Das ist keine originäre Sage¹⁾. Ganz Gleichtes erzählte man u. a. von jenem Pharos Alexanders des Großen in Alexandrien und von dem Wunderspiegel auf grüner Säule, den der König Saurid errichtete. Es ist kein Zweifel, daß der Zauberspiegel des Priesterkönigs auf der Säule und der Wolframs auf der Wendelschnecke nach jenen Vorbildern errichtet wurden. Auch die „berühmte Säule“ auf dem Berge, von der ein Fortsetzer Chrestiens, Gautier de Doulens, erzählt, gehört hierher. Da nun eine dieser Säulen „*salvatio*“ und darnach wohl das Kapitol „*Mons salvationis*“ genannt werden konnte, so liegt es nahe, damit den Namen Munsalvaesch in Verbindung zu bringen²⁾.

¹⁾ Eine eigentümliche Auffassung des Kapitols wird von Ranulphus Higden [Polychronicon ed. by Ch. Babington. Rer. Brit. Script. XI, 1. (London 1876) 216. I c. 24] vorgetragen: „Item in Capitolio, quod erat altis muris vitro et auro coopertis, quasi speculum mundi sublimiter erectum, ubi consules et senatores mundum regebant etc.“ Zu den ältesten Erwähnungen der „*Salvatio*“ vgl. Graf, Roma I. c. p. 188 f. Darunter die Beda vielfach zuerkannte Schrift: „De septem miraculis mundi.“ Dort heißt es: „Quod primum est Capitolium Romae, salvatio civium, maior quam civitas, ibique fuerunt gentium a Romanis captarum statuae, vel deorum imagines, et in statuarum pectoribus nomina gentium scripta, quae a Romanis capta fuerant, et tintinnabula in collibus eorum appensa. . . . si quaelibet eorum moveretur, sonum mox faciente tintinnabulo, ut scirent, quae gens Romanis rebellaret.“ In anderer Überlieferung ist die „*Salvatio*“ ein Spiegel. In den „Seven Sages“ [by „Wright. London. 1845. (Percy Society LIII) 1] ist der Erbauer des Spiegels nicht Virgilius, sondern Merlin. Zu dieser uns angehenden Fassung der Sage vgl. Graf, I. c. p. 206 f. Von den Belegen ist für uns besonders anziehend die Stelle bei Filippo Mouskes, *La destruction de Rome*. Hrsg. v. G. Gröber, Romania II (1873) v. 666—9; hier ist von einem Turm „Miraour“ die Rede.

²⁾ Hertz, a. a. O. S. 506 f., leitet das Wort von altfr. „mons salvaiges“, der „wilde Berg“ ab. Vgl. K. Bartsch, Die Eigennamen in Wolframs Parzival und Titurel. Germanistische Studien II (1875) 139 mit dem Hinweis auf Wolframs eigene Burg „Wildenberg“. Dieser vielleicht beabsichtigte Doppelsinn des Wortes würde auch durch meine Deutung nicht ausgeschlossen, welche übrigens neben San Marte [Germania II, 392] schon Mone aber mit ganz anderer Begründung vorschlug. Mone, Zeugnisse für die Gedichte vom Gral. Anzeiger f. Kunde des deutschen Mittelalters. II (1833) 294 ff. Zum Zauberspiegel vgl. Kampers, Lichtland S. 57ff. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 88 f. D. Comparetti, Virgilio nel medio evo. II (Firenze 1896) 76 sq. Eine „*Virgilii cordubensis philosophia*“ bei Heine, Bibliotheca anecdotorum I. c. p. 211 sq. Hier wird Bezug genommen auf eine spanische Hs. angeblich

Noch unmittelbarer wirkte dann weiter ein anderer Zug der jüdischen Sage auf den Ausbau der Mär vom Gral ein: es ist jener von dem salomonischen Tisch, der als Prunkstück des gotischen und karolingischen Schatzes von den zeitgenössischen Berichterstattern hoch gefeiert wurde. Spanische Romanzen und maurische Sagen künden, daß dieser geheimnisvoll irgendwo in der Welt gehütet werde. Dieses Sagenbild findet nur in dem orientalischen Weltbilde seine Erklärung.

Mit dem Tische in der Burg hat die Parzivalsage ihr erstes Kleinod empfangen. Die Angaben, daß dieser Tisch aus einem einzigen Edelstein gefertigt und mit kosmischen Figuren verziert ward, tuen dar, daß wir einen Nachfahren des Smaragdtisches des Priesterkönigs, des kosmischen Tisches im Schatze der Goten und Karolinger, des die Erde bedeutenden Schaubrottisches des jüdischen Tempels, des Sonnentisches auf dem Götterberge vor uns haben. Ein mythischer Doppelgänger dieses Tisches ist bei Wolfram Arturs kreisrundes Tafeltuch. Auch die Erinnerung, daß Arturs runde Tafel, die in anderen Sagen dieses Helden sich „wie die Welt dreht“, ursprünglich im Paradieseslande oder im bretonischen „Mädchenlande“ zu suchen ist, blickt noch beim Eschenbacher durch; denn jeder Ritter der Runde — dieser Zug ist freilich etwas verzerrt — muß, wie im Mädchenlande, seine Liebste zur Seite haben¹⁾.

Die spanischen Sagen und Lieder von Salomon haben dann weiter auch die einfache Handlung des alten Parzivalmärchens bunter, üppiger und gedankenvoller gestaltet. Der Held selbst erscheint jetzt in französischen Fassungen der Gralsage als Nachkomme Salomons, und auch Wolfram, der als dessen Stammutter die Fee

aus dem 13. Jahrhundert, die für die Geschichte des Aberglaubens von Belang ist und 1290 in Toledo aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt sein will. Sehr viel interessantes Material zu dieser Sage findet sich auch schon in Der keiser- und kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik, hrsg. v. H. F. Maßmann III (Leipzig 1854) 425 ff. Hierher gehört auch die bei B. de Montfaucon, Diarium italicum, 1702, p. 186 sq. sich findende Sage von der großen Kalkdrüse [rota lapidea ad molae formam] in S. Maria in Cosmedin, der heute noch bekannten bocca della verità, die Orakel kündete. Nachträglich sehe ich, daß über den Zauberspiegel auch A. Hilka [Studien zur Alexander-sage. Roman. Forschungen 29 1910—1911] 5 f.] eingehend gehandelt hat. Dort noch einige Literurnachweise; besonders erwähnenswert: V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes. VIII [Liège 1904.] 191.

¹⁾ Parz. 776.

Morgane nennt, widerspricht dem nicht. Seine Gralsuche Parzivals ist eine Lichtlandreise. Diese wieder ist gezeichnet nach dem sagenhaften Bilde der solarischen Fahrt Salomons zur Königin von Saba im Mohrenlande, dort, wo nach dem antiken Mythus die Sonne hinter dem Länderberge mit dem Sonnentische emporsteigt.

Jene neue Handlung wird zugleich aber auch vertieft. Im Märchen steckt Parzival seinen Ring der schlafenden Schönen an den Finger, und nachher muß er ihn mühsam suchen. Auch die jüdische Sage weiß, daß Salomon seinen Ring mit dem zauberwirkenden Sonnenstein einer seiner Frauen zur Aufbewahrung gibt, als er zur Buße in die Wüste geht. Mit dieser Ringsage vereinen die Moriscos die Sage von seiner Brautfahrt. Als einfacher Fischer findet der König sein Kleinod im Bauche eines Fisches wieder und entführt dann — wieder im Besitze seiner Zaubermacht — in einer Wolke des Königs Tochter. Von diesem Ringe aber heißt es: „Er tat ihn an seinen Finger, und alsbald kamen aus der Luft mit großem Geräusch alle Dämonen, zugleich mit kostbaren Gewändern und vielen wohlzubereiteten Speisen, und sie erbauten zur Stelle einen prächtigen Palast.“ Also auch „wohlzubereitete Speisen“ werden hier von dem Ringe gespendet. Noch mehr aber konnte für das Lebensepos Wolframs aus dieser Fischersage entnommen werden: das Motiv der Demütigung, als Vorbedingung der Heiligung. Indem nun die Parzivalsage diese Fischersage übernimmt, läßt sie zugleich eine Spaltung der Persönlichkeiten eintreten. Als Fischer erscheint im Epos nämlich nicht Parzival, sondern Anfortas, der wegen seiner Sünde dahinsiechende Gralkönig. Parzival ist auch auf einer Brautfahrt und zwar zur Kondwiramur gedacht, die in anderen Überlieferungen dämonische Züge annimmt und recht wohl an die Stelle der Königin im Mädchenlande treten kann. Ihr Schloß ist nur eine Variante der Gralburg. Der seltsame Fischfang des siechen Anfortas ist unter Zuhilfenahme der Salomonsage von mir wie folgt erklärt worden: Anfortas verlor durch seine Versündigung, ebenso wie Salomon den Stein, an den seine Herrschaft im Gralreiche gebunden war. Er fiel ins Meer, und Parzival kommt gerade hinzu, als der todesmüde Greis die Netze darnach auswirft und gewinnt das Kleinod für sich. Unter der späteren Übertünchung wird der Fischfang des Anfortas bei Wolfram zu einer rätselhaften Episode.

Das Motiv der Demütigung ist in der Salomonsage begleitet von dem Motive der Schuld. Ich denke dabei weniger an die sündige

Liebe des Anfortas als an das Vergehen des Helden. So sehr hier auch die Graldichter aus dem Eigenen hinzugeben, durch den neuen Zug von der erlösenden Frage wird auch hier wieder ein Zusammenhang mit der Sage vom Priesterkönige und mittelbar mit der Salomonsage dargetan, ja, die bei Wolfram im Hinblick auf ihre Bedeutung in der Handlung ganz unverständliche Frage wird durch diese erst sinngemäß wieder hergestellt. Im Widerstreite mit den Pflichten des feinen ritterlichen Anstandes und den Pflichten des Herzens versäumt es Parzival auf der Gralburg jene Frage — es ist, wie wir aus der Kaisersage schließen können, die Frage nach den Bedingungen des seligen Lebens — zu stellen, welche den totkranken Gralkönig erlösen kann. Durch das Unterlassen verscherzt Parzival den Besitz des Gral, ebenso wie der Kaiser Friedrich in der Sage vom Priesterkönige Johann den Besitz des Wundersteins.

Auch diese letztere Sage mag an der oben erwähnten Loslösung des Sonnensymbols von der Spitze der Gralburg und zur Ver-selbständigung des Gral beigetragen haben. Wie sich die Kabbala dann des Kleinods bemächtigte, haben wir gesehen.

Weniger stark ist der Einfluß einer gotischen Königssage auf die Gestaltung unserer Dichtung gewesen. Der alte Mone zwar war anderer Ansicht¹⁾: „Abgesehen von jüdischer und bretonischer scheint der Gral eine alte und volksmäßige Grundlage zu haben. Es ist nämlich darin die Rettung des gotisch-spanischen Volkes vor den Mauren enthalten.“ Er sucht die „montes salvationis“ in Asturien wohin sich Pelagius mit seinen Goten zurückzog, und wovon dann die Rettung der Spanier ausging. Das ist nicht haltbar; nur ein bedeutungsloser Niederschlag dieser Königssage in Wolframs Epos ist wahrnehmbar²⁾. Merkwürdigerweise hat dieser, ohne daß Wolfram sich dessen bewußt wird, nicht nur zu einer Spaltung der Personen, sondern auch der Dinge geführt.

Die gotische Sage erzählt: „König Roderich fiel an der Spitze seines Heeres in der Schlacht bei Xeres. Nach der Schlacht, so erzählt die Sage, fand man nur sein Streitroß Orelia, seine Krone und seine mit Gold und Edelsteinen besetzten Prunkgewänder am Rande des Flusses, nicht aber den Leichnam des Königs. Bald

¹⁾ Mone, a. a. O. S. 294 ff.

²⁾ Th. Sterzenbach, Ursprung und Entwicklung der Sage vom heiligen Gral. Münster i. W. 1908 S. 33.

entstand nun die Sage, der König sei gar nicht gefallen, sondern habe sich schwer verwundet aus dem Getümmel der Schlacht gerettet und einige Tage in einem Kloster geborgen. Darauf sei er in Begleitung eines Mönches in das heutige Portugal geflüchtet und habe dort in einer Grotte auf einem steilen, fürchterlichen Berge, von niemand auffindbar, mit seinem Begleiter gelebt. Ein kostbares Marienbild, das aus Jerusalem stammen sollte, hätten sie auf ihrer Flucht mitgeführt. — Gestorben und begraben sei der König unweit Visien¹⁾.“ Es scheint hier die andere Nachricht, daß Pelagius nach der unglücklichen Schlacht von Xeres die Trümmer des vernichteten gotischen Heeres in einer Felsenhöhle im wilden Gebirge vor dem Feinde barg, mit sagenbildend tätig gewesen zu sein. Das aus Jerusalem stammende Marienbild ist in dieser späten Nacherzählung jener Königssage ersichtlich das gotische Nationalheiligtum: der Salomonische Tisch. Die Sage konnte es nicht glauben, daß dieses vom heidnischen Feinde entführt sei; geheimnisvoll raunte sie von jener verzauberten Grotte mit dem Tische, die wir aus spanischen Romanzen ja schon kennen. Das spätere Wiederauftauchen dieses Tisches im Schatze der Karolinger, im Schlosse des Priesterkönigs und des Gral setzt eine solche weiterdichtende Überlieferung voraus. Bewiesen aber wird die Identität dieses Marienbildes und des Tisches durch die mit den Farben jener gotischen Königssage gezeichnete Episode vom Klausner Trevirizent bei Wolfram. In Sevilla traf dieser mit Parzivals Vater zusammen, und Trevirizent erzählt:

„In mine herberge er fuor . . .
er gap sin kleinöte mir:
swaz ich im gap daz was sin gir.
mine kefsen, die du saähe ê,
(diu ist noch grüener denne der klô)
hiez ich wurken ûz eim steine
den mir gap der reine²⁾.“

Der Klausner hütet seinen Schatz in seiner
„klösen in ein velses want.
eine kefsen Parzivâl dâ vant,
ein gemålet sper derbi gelent.³⁾“

¹⁾ Ich zitiere nach Sterzenbach, a. a. O. S. 31. Dort auch die Nachweise.

²⁾ Parziv. 498, 1 ff.

³⁾ Martin, Kommentar S. 240 leitet „kefse“ von *capsa* ab und erblickt darin einen Reliquienschrein. Vgl. dazu, was ich von Schrein und „Arche“

Die Übereinstimmung zwischen dieser Episode einerseits mit jener gotischen Königssage, andererseits mit der Sage vom Gralkönig und dem Gral drängt sich auf. Trevrizen ist nur ein Doppelgänger des Gralhüters Anfortas, und der Gral selbst ist hier, wie in der spanischen Sage und wie in der späteren „Krone“ des Heinrich von dem Türlin, eine „kefse“, ein Schrein geworden¹⁾. Die Erinnerung an die ursprüngliche Steingestalt des Gral blickt aber auch hier durch. Aus grünem Stein — also auch hier wieder der Smaragd — ist jener Schrein geschnitten. Neben dem Gral begegnet in dieser Episode zugleich auch der Speer wieder, der hier nicht blutig, sondern bemalt ist. Daß dieser bemalte Speer mit der Lanze des Longinus garnichts zu tun hat, dürfte offensichtlich sein. Was es überhaupt mit dieser Lanze, die uns also in zweifacher Form bei Wolfram begegnet, für eine Bewandtnis hat, ist nicht zu ersehen. Einen Fingerzeig bietet vielleicht Chrestien, der sie auf die alte Weissagung der Barden von Wales bezog: „Durch die blutige Lanze werden die Reiche der Sachsen vernichtet werden?“. Das legt die Annahme einer ähnlichen gotischen Sage nahe. Im letzten Grunde freilich wird der Speer irgend ein Wetterinstrument oder dergl. im Mythus gewesen sein.

Neben all diesen fremden Einwirkungen auf den Werdegang unserer Sage darf man aber auch die bodenständigen Anregungen nicht außer Acht lassen. Die Feenwelt der Bretonen lieh ihren Zauber und spendete manchen einzelnen Zug. Sie gab dem fremden Stoffe vielfach das Leben, ohne diesen aber äußerlich wesentlich umzuwandeln. Bretonische Sagen ragen in unsere Dichtung hinein, aber nur wie fast unkenntliche Trümmer. König Artur wird wiederholt ohne Grund eingeführt, und der eigentliche Held eines ganzen Sagenkreises muß, wie wir sahen, die Rolle eines Statisten spielen. Ein Torso einer bretonischen Sage ist auch wohl die Episode von dem steinalten Titurel, den der Anblick des Gral am Leben erhält. Nichts deutet darauf hin, was dieser Mann mit dem Scheindasein eigentlich bedeutet. Vielleicht ist er jener Elbensohn Tydorel, der wie ein der Marie de France zugeschriebener Lay singt, niemals

(Lichtland S. 94 ff.) sage. Der „gemält sper“ und die „kefsen“ ist nicht nur hier (268, 27 ff.), sondern auch 459 u. 460 erwähnt.

¹⁾ Sterzenbach, a. a. O. S. 36.

²⁾ Hertz, a. a. O. S. 434 f.

schläft und schließlich in das Wasserreich seines Vaters verschwindet¹⁾). Genug! Die rätselhafte Gestalt des Greises an sich tut dar, daß die Einführung des Gralgeschlechtes durch eine uns nicht näher bekannte Sage bedingt ward. Mit jener sagenhaften Vorgeschichte des Gralkönigtums nun wurde die Parzivalsage zusammengeschweißt. In seiner unverhüllten Absicht, dem Hause Aniou eine feine Huldigung darzubringen, erweitert Wolframs Gewährsmann, der Provençale Guiot — oder vielleicht schon eine ältere Vorlage — diese Sage von der Vorgeschichte des Gralgeschlechtes und von den Kindern Parzivals in der Art, daß sich der Stammbaum des neuen Gralkönigs und sein und seiner Söhne Landbesitz den Verwandschaftsverhältnissen seines Aniou und dessen und seiner Söhne Machtstellung in England und auf dem Festlande einander angleichen²⁾). Es ist dabei sehr wahrscheinlich, daß die Wahl einer elbischen Ahnmutter für Parzival und Feiriris durch eine verwandte Stammsage der Anious nahegelegt wurde.

Im Durcheinanderfluten von Sagen und Vorstellungen hat sich also vor Wolfram das großartige kosmische Bild von dem abgestuften Götterberge mit dem Tisch der Sonne abgewandelt zum Stufenpalast des seligen Lebens mit dem Tische des himmlischen Hochzeitsmahles und dem Symbole der vollen Beglückung, dem Gral. Die Farbenpracht des Orient, der Tiefsinn jüdischer Sage, das Grübeln der Gnosis³⁾, spanisch-arabische Kabbalistik, heimische Märchenzüge — all das kam in bunter Fülle eingeströmt auf den ersten Sänger vom Gral. Der Wucht der wechselnden Eindrücke ist dieser erlegen. Wesentliche Sagenzüge dieses abgewandelten Weltbildes werden zu

¹⁾ Le lay de Tydorel. Hrsg. v. G. Paris in Romania VIII (1879) 66 sv. W. Hertz, Spielmannsbuch. 2. Aufl. Stuttg. 1900, S. 139 ff. u. S. 388 ff.

²⁾ Kampers, Lichtland S. 33. G. Baist [Parzival und der Gral. Rektoratsrede Freiburg i. B. 1909, S. 39] glaubt, daß die Plantagenets sich nicht als Anjeverinen, sondern als Normannen betrachteten, wie aus ihren Hofdichtern und Hofchronisten zu ersehen sei, und daß Wolfram Aniou gewählt habe, weil es an der Peripherie seiner geographischen Kenntnisse in einer für das Wunderbare geeigneten Entfernung lag. Dem Provençalen Guiot, der die Anious im Heiligen Lande kennen lernte, blieben die Plantagenets das, was sie wirklich waren, trotz der von ihnen in England beliebten Stimmungsmache, die unserem Dichter nicht bekannt zu sein brauchte.

³⁾ Die Gnosis ist eng im Bunde mit der Kabbala. Das Mahl auf der Gralburg ist gleich dem himmlischen Hochzeitsmahl der Pistis Sophia. In den verwandten Sagen vom Priesterkönige und von Apollonius kommen auch die Lichtgewänder der Gnosis vor, die der Himmelswanderer an der Kosmosgrenze empfängt. Näheres in meinem Lichtlande S. 80 u. 96 f.

rätselhaften Bruchstücken, das Gralkleinod selbst verdichtet sich zum Tischlein-deck-dich, zum Wunschkleinod. Über das Ganze breitet sich der schimmernde Nebelduft der Kreuzzugsromantik.

Aber mitten in dieser verschwommenen Märchenpracht sehen wir das große und doch so unklare Sehnen dieses Jahrhunderts nach Wiedergeburt Gestalt annehmen in Parzival. Der lichte Held opfert das Weltliche einem höheren Streben. Er ringt sich durch zu einer Erneuerung seiner Seele, zu einer *Vita nova* im Einklange mit dem Göttlichen.

Ein Jahrhundert später türmt ein Gigant auch einen Berg in sieben Schichten übereinander, dessen Scheitel das irdische Paradies trägt. Der Dichter selbst besteigt ihn als Protagonist der Menschheit. Während aber Wolfram unter dem auf seiner Zeit lastenden Druck des ungeheuren Zwiespaltes zwischen dem Reiche der Frau Welt und dem Reiche Gottes die Erneuerung der Seele in einem Traumreiche — höher als die Erde und niedriger als der Himmel — feiert, schaut der Sänger der „Commedia“ in gewaltiger Vision die Möglichkeit, jenen Widerstreit auf der Erde selbst durch die Wiederherstellung des Einklanges zwischen dem Irdischen, dem Himmlichen und dem Schönen zu überwinden. Durch die Mär des Eschenbachers von dem Traumreiche des Gral zittert ein Ahnen des kommenden neuen Lebens; Dantes erhabene Terzinen erfüllt der Grundton der köstlichen Feiertagsstimmung der anbrechenden neuen Zeit.

In der strahlenden Wirklichkeit des „Neuen Lebens“ mußte die Märchenpracht verblassen. Und doch! Ganz verscheuchen konnte der tatgewaltige Gegenwartssinn die lockenden Gestalten weltfiehender, vergangener Träume nicht. Hier und da singt man auch später noch von Parzival und seiner Lichtlandburg mit den wunderwirkenden Kleinoden. Daneben aber können dann jene Reste vom uralten Weltbilde des Ostens: der Turm und der Tisch der Sonne¹⁾, noch einmal, wie damals beim Werden der Gralsage, ihre dichterische Kraft offenbaren. In die fromme Bildersprache unseres Erbauungsbuches und der Glasgemälde jener Mühlhausener Kirche aufgenommen, künden jene Mythologeme nunmehr den Preis der hohen Himmelskönigin-

¹⁾ Ich bin geneigt, die Anrufung „Goldenes Haus“ in der Lauretanischen Litanei durch unseren goldenen Tisch zu erklären. Der heilige Stein auf dem Gotterberge ist in griechischen Hymnen zugleich Altar und Haus des Zeus. Die Göttermutter Kybele begegnet uns als göttliches Haus. R. Eisler, Kuba-Kybele. Philologus LXVIII (1909) 162 f.

Deutsche Himmelsbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege.

von Dr. Karl Olbrich in Breslau.

„Talisman im Karneol
Gläubgen bringt er Glück und Wohl,
Alles Übel treibt er fort
Schützt dich und schützt den Ort.
Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere.“

Goethe: Westöstlicher Divan.

In breiten, aber oft recht dünnen Schichten hat sich das Christentum über Glauben und Brauch der Völker gelagert. Doch das mächtige Urgestein der früheren Anschauungen wirkt in der Tiefe weiter und bildet mit den jüngeren Schichten oft die seltsamsten Konglomerate. Wenn es aber in der Welt gärt, wenn erschütternde Ereignisse die Menschen gewaltig erregen, dann stößt es mächtig empor; das Verlangen der Menschheit, überall vom Göttlichen umgeben, vor allem durch einen übernatürlichen Schutz gefeit zu sein, erfährt die höchste Spannung: da wird, was nur fromme Belehrung, leuchtendes Vorbild, sinniges Symbol sein sollte (ein Bibelspruch, ein Heiliger, das Kreuz), als magisch wirkendes Wort, Bild, Zeichen zum zauberkräftigen Talisman, der seinen Träger in Gefahren beschützt. Das zeigen Streit und Kampf vergangener Zeiten¹⁾, das ist auch im jetzigen Weltkriege wieder in Erscheinung getreten.

¹⁾ Vgl. K. Olbrich, Über Waffensegen. Mitt. 1897. Heft IV, S. 88—92.

Drei größere Abhandlungen sind bisher auf diesem Gebiete erschienen. Die erste stammt von dem Wiener E. M. Kronfeld: „Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben“. München 1915. Mit guter Kenntnis der umfangreichen Literatur bemüht sich der Verfasser, alles zusammenzutragen, was von alters her bis zur Gegenwart in Kriegszeiten an seltsamen Anschauungen und Bräuchen lebendig war; der so gesammelte Stoff ist nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und verwertet. Die für uns allein wichtigen Beobachtungen im jetzigen Weltkriege sind infolge dessen über das ganze Buch zerstreut und schwer zu finden. Besser wäre es gewesen, sie mit vergleichenden Rückverweisen in einem abschließenden Teile zusammenzufassen. Es sind im wesentlichen Beobachtungen, welche Kronfeld bei Ausbruch des Krieges in Wien machte, daneben Auszüge aus Zeitungsartikeln. Allzu viel bieten sie nicht; immerhin zeigen sie, was auf diesem Gebiete unter dem Einflusse der Mobilmachung bei Heer und Volk der verbündeten Donaumonarchie alsbald in Erscheinung trat. Auf jeden Fall ist A. Hellwigs Urteil über Kronfelds Buch: „es enthalte so gut wie gar nichts, was gerade für den gegenwärtigen Krieg von Bedeutung sei“, ungerecht. Auch Hellwigs eigene kleine Schrift: „Weltkrieg und Aberglaube“ Leipzig 1916 enthält nicht viel für die Volkskunde wirklich Wertvolles. Der Hauptzweck, den er als Psychologe, Aufklärer und Kriminalist, wie in seinen bisherigen Veröffentlichungen, so auch hier verfolgt (vgl. S. 26 seines Buches), liegt abseits von dem Gebiete der volkskundlichen Forschung. Von sehr beschränkter Bedeutung für diese sind auch die (bereits vorhandener Literatur entnommenen) Prophezeiungen, Weissagungen und Deutungen, welche den größten Teil des Buches füllen. Für die Volkskunde Brauchbares steht auf den Seiten 26—52. Hier wird der Wortlaut von vier Himmelsbriefen mitgeteilt. Drei von ihnen sind Zeitschriften entnommen, den vierten hat Hellwig selbst aus einem im Felde getragenen abgeschrieben. Was er sonst an eigenen Beobachtungen im Felde bietet (S. 33 f., 47, 51), enthält zwar manches Beachtenswerte, enttäuscht aber doch sehr die hohen Erwartungen, welche der Untertitel seines Buches: „Erlebtes und Erlauschtes“ wohl bei jedem Leser erwecken muß. Andere Ziele verfolgt der Mystiker Br. Grabinski in seinem breit angelegten Buche: „Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie“ Hildesheim 1916. Während Hellwig grundsätzlich die Möglichkeit

einer übernatürlichen Einwirkung überall ablehnt, will Grabinski den Beweis erbringen, daß nicht alles Aberglauben ist, was auf dem Gebiete des Mystischen berichtet wird (S. 84). So behandelt er denn mit Vorliebe „vom katholischen Standpunkte aus“ die „mystischen, vor allem die ausgesprochen übersinnlichen, ja geradezu übernatürlichen Phänomene, welche mit dem Weltkriege in Verbindung stehen“ (S. VIII). In Wirklichkeit verschwinden auch hier vereinzelte Beobachtungen aus unserer Zeit unter einem Wuste geheimnisvoller Erscheinungen oft recht wunderlicher Art, welche er aus den verschiedensten Quellen aller Zeiten wahllos entnommen hat. Dieser bei weitem größte Teil seines Buches scheidet für die Zwecke der Volkskunde völlig aus. Nur von dem kleinen ersten Teile „Der Aberglauben im Weltkriege“ bringen etwa 15 Seiten einigen brauchbaren Stoff. Zwar sind es auch nicht eigene Beobachtungen, sondern Auszüge aus Zeitungen und Zeitschriften, doch ist diese Sammlung einschlägiger Mitteilungen recht reichhaltig und enthält auch manches Verwendbare. Ich selbst habe, soweit es mir fern von der Kultur möglich war, entsprechende Zeitungsausschnitte gesammelt, stehe aber allen diesen Aufsätzen in der Presse in bezug auf ihre wissenschaftliche Brauchbarkeit mißtrauisch gegenüber. Die meisten von ihnen sind Lückenbürger für „unter dem Strich“ oder für Unterhaltungsbeilagen und tragen nur zu deutlich den Stempel feuilletonistischer Gelegenhheitsplauderei. Wer wollte Wahrheit und Dichtung da unterscheiden, wo es dem Verfasser lediglich darauf ankommt, den Leser durch interessante Mitteilungen und fesselnde Darstellung zu unterhalten?

Aufgabe der Volkskunde ist es zunächst, festzustellen, inwieweit durch Tatsachen aus dem bisher gesammelten Stoffe schon bekannte Dinge erneut bestätigt, neue Gesichtspunkte aus ihnen gewonnen werden können. Da lenken vor allem die Himmelsbriefe die Aufmerksamkeit auf sich. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß in der langen Friedenszeit der Glaube an dieses alte Schutzmittel gegen alle Fährnisse des Streites nicht geschwunden war. Seine Verwendung hat sich sogar bei Beginn des Krieges sehr gesteigert, nicht zum wenigsten durch die von geschickten Kolporteurs unterstützten Anpreisungen gewissenloser Verleger, welche viele Tausende gedruckter Exemplare absetzten, und durch gewinnsüchtige Quacksalber, welche unter der Hand die (mehr wirkungsvollen!) Abschriften alter Stücke an die — Frau zu bringen wußten. (Einer bot angeblich sogar Schutzbriefe gegen Läuse feil!)

Ein auch nur einigermaßen sicherer Überblick über die Verbreitung des Himmelsbriefes läßt sich freilich vorläufig noch nicht gewinnen. Daß er auch auf der Flotte bekannt sein mußte, war vorauszusetzen und ist durch Funde bei Leichen von Matrosen, welche nach der Seeschlacht bei Helgoland an den Sylter Strand getrieben wurden, bestätigt worden (Hauptmann Lohmeyer im 2. Kriegsblatt des klassisch-philologischen Vereins zu Bonn. Oktober 1914). Aber die einzelnen Feststellungen sind zerstreut und zum Teil unsicher. Von den 8 Schreibern und Ordonnanzen unserer Bahnhofskommandantur waren z. B. zwei nachweislich im Besitze eines Schutzbrieftes, von drei anderen vermute ich, daß sie ihn trugen, aus gewissen Gründen (s. u.) es aber verheimlichten. Ich wandte mich an die oft wechselnden Mannschaften unserer Sanitätswache und an die Ärzte und Pfleger der durchkommenden Lazarett- und Krankenzüge als wohl beste Quellen: ihre Aussagen waren völlig verschieden. Die einen behaupteten, den Brief fast bei jedem Verwundeten und Toten gefunden zu haben; andere kannten wieder nur vereinzelte Fälle. Diese Verschiedenheit der Angaben geht wahrscheinlich darauf zurück, daß sie bei verschiedenen Truppenteilen tätig waren; Landeszugehörigkeit und religiöser Standpunkt (nicht Konfession!) sprechen jedenfalls bei der Verbreitung des Briefes mit, freilich auch Vorbild, Anregung und Nachahmungstrieb. Wie so manches (oft wunderliche!) Marschlied, zunächst von einzelnen gesungen, allmählich Eigentum eines ganzen Truppenteils wird, so verbreitet sich auch der Himmelsbrief. Ist er erst in eine Korporalschaft eingedrungen, so besitzt ihn bald ein großer Teil der Kompanie, ja des Bataillons. Eine besondere Wertschätzung genießen die alten, vergilbten, schweißdurchtränkten Briefe, welche bereits in früheren Kriegen getragen wurden und ihre Kraft schon wiederholt bewährt hatten. Einen solchen besaß z. B. unser Schreiber und war darauf nicht wenig stolz (vgl. auch Lohmeyer a. O. S. 16 und meine Abhandlung „Zehn Schutzbrieftypen unserer Soldaten“ Mitteilungen Heft XIX, S. 46 u. 67 f.).

Übermittler des Briefes sind zunächst stets Frauen. Der Schein kirchlicher Frömmigkeit, womit der Text harmlose Gemüter leicht täuscht — die Neigung des weiblichen Geschlechtes zum Geheimnisvoll-Mystischen — das Streben, den ins Feld ziehenden Lieben außer Gebeten und Segenswünschen noch einen vielleicht doch wirksamen Schutz mitzugeben, erklären diese Erscheinung genügend. Ob dabei — vielleicht unbewußt — auch die uralte An-

schauung noch mitwirkt, daß die Übertragung des Zaubers von einem Geschlechte auf das andere seine Wirkung besser verbürgt, muß dahingestellt bleiben. Andeutungen darüber habe ich weder selbst gehört noch irgendwo gelesen. Gewöhnlich lassen die Soldaten, welche in den Besitz eines Briefes gelangen wollen, sich eine Abschrift aus der Heimat von Angehörigen nachschicken; doch schreiben sie ihn auch selbst im Schützengraben oder in der Ruhestellung von anderen ab (Mitteilung mehrerer Offiziere).

Hierzu eine Zusammenstellung aus den von mir gesammelten Berichten: Vielfach wurde beobachtet, wie Frauen einberufener Reservisten noch am Tage vor dem Ausrücken unter Hinteransetzen alles anderen Himmelsbriefe abschrieben, welche eine Freundin oder Nachbarin ihnen geliehen hatte. Andere Soldaten bekamen sie durch die Post von unbekannter Seite zugesandt. Nicht wenige treue Mütter schickten mit anderen Gaben auch einen Himmelsbrief dem Sohne nach mit der Mahnung, ihn ja stets bei sich zu tragen, dann könne ihm kein Leid zustoßen. In Lazaretten zeigten kirchlich fromme Soldaten ihren Pflegern und tröstenden Besuchern als „Beweis ihres besonderen Vertrauens“ den Brief, den sie, in Leinwand eingenäht, an einer Schnur um den Hals trugen. Bezeichnend ist, daß mancher meint, die liebe Mutter müsse den schönen Brief wohl von dem Pastor bekommen haben.

Mit einer alten Anschauung hängt es auch zusammen, daß der Träger des Briefes ihn nur ungern anderen zeigt, vor allem aber ihn vor den Augen Ungläubiger ängstlich hütet. Denn hierbei spricht sicher nicht nur die Scheu mit, einem Aufgeklärten den eigenen Glauben an solche abergläubische Dinge zu verraten. Unser Gefreiter L. und mein Bursche gaben z. B. ohne weiteres zu, daß sie einen Schutzbrief besaßen; nichts aber konnte sie bewegen, ihn mir zu zeigen. „So was zeigt man nicht!“ war die stete Antwort. Es ist eben der alte Glaube, daß der Zauber durch Bekanntgeben an andere seine Kraft einbüßt. „Mein Weib, nichts von den Dingen sag! Solch geistlich Ding muß heimlich sein!“ sagt der Bauer in Hans Sachsen „fahrend Schüler im Paradies.“ Viele verschweigen deshalb wohl überhaupt, daß sie einen Brief besitzen. Wenn (Hellwig a. O. S. 47 ff.) ein schwer verwundeter Kanonier behauptet, der Brief habe ihn nur deshalb nicht vor dem Geschoß beschützt, weil er ihn einem Ungläubigen zum Abschreiben lieh, so bestätigt dies genau obige Anschauung. Den Text sämtlicher Briefe, welche während des Krieges mir zur Kenntnis kamen, habe ich unter Zugrundelegen der von mir (Mitteilungen Heft XIX, S. 46 ff.) aufgestellten Haupttypen nachgeprüft. Sie zeigen ohne Ausnahme die eine oder andere der vier dort nachgewiesenen Zusammensetzungen;



auch der Wortlaut bietet — abgesehen von den üblichen sinnlosen Verschreibungen — nichts Neues. Durch diese Übereinstimmung wird abermals bestätigt, daß, wie bei jedem Zauber, so auch hier die geringste Änderung ängstlich vermieden wird; jede Eigenmächtigkeit, jedes Versehen könnte ja die Wirkung abschwächen oder gar aufheben. Wer, wie ich, eine größere Sammlung solcher Briefe besitzt, beobachtet immer wieder, mit welch peinlicher Sorgfalt die meist ungeschickten Hände Buchstaben für Buchstaben langsam nachgemalt haben. In dem einen Falle, wo genau derselbe Brief in ein und demselben Stücke zweimal hintereinander steht, mag wohl auch weniger der Glaube an eine gesteigerte Wirkung, als die Angst vor einem Fehler in der ersten Niederschrift, die wunderliche doppelte Ausfertigung veranlaßt haben.

Während so der Himmelsbrief von den Soldaten nachweislich gern als Schutzmittel getragen wird, sind eigentliche Amulette meines Wissens beim deutschen Heere bisher nicht festgestellt worden. Alle jenen lieben Andenken oder Erbstücke, die man stets bei sich trägt, deren Verlust Unruhe und Unlustgefühle auslöst, sind, wie Hellwig (a. O. S. 26 ff.) mit Recht betont, doch nur amulettähnlich, die damit verbundenen Empfindungen etwa ein verfeinerter Amulettglauben. Auch jene Gegenstände, die nach Kronfelds Angaben (a. O. S. 63 ff.) bei Kriegsausbruch in Wiener Geschäften auslagen und bei den ausrückenden Soldaten guten Absatz fanden, kann ich nicht unbedingt als Amulette ansehen. Spielereien, wie Glückschweinchen, Kleeblätter, u. a., scheiden von vornherein aus; aber auch die Svastikakreuze und Thorhämmer, womit wohl vor allem die deutschösterreichischen Wodansverehrer sich schmückten, und die im offiziellen Auftrage des K. K. Kriegshülfsbureaus aus eisernen Hufnägeln gefertigten „Glücksringe“ mit der Aufschrift „Kriegsglück 1914“ sind doch schließlich nur Schmucksachen, Anhänger für die Uhrkette, kleine Liebesgeschenke. Den Glücksring sah ich bei durchkommenden Österreichern: sie machten sich selbst darüber lustig, an eine wirkliche Schutzwirkung glaubte schwerlich einer. Zum Begriff Amulett gehören aber zwei wesentliche Eigenschaften: zunächst ein Gegenstand, dessen Stoff, Bild, Inschrift nach einer verbreiteten Anschauung das bewirkt, was in *ἀμολιμέντον*¹⁾, der lateinischen Übersetzung von *φυδακήσιον* liegt, d. h. daß es Gefahren von mir abwendet (*amoliri*).

¹⁾ An die Herleitung von arabischem *humulet* = portari glaube ich nicht recht.

Damit aber muß bei dem Träger verbunden sein der feste Glaube an seine Wirkung, wie er sich eben in einem bestimmten Verhalten (siehe oben Himmelsbrief) unverkennbar äußert. Beides ist nun der Fall bei den Münzen, welche die russischen Soldaten ohne Ausnahme an einer Halsschnur tragen. Oft sind es so viele, daß sie, zusammengerutscht, einen wahren Ballen oder, einzeln aufgereiht, eine lange Kette bilden; bisweilen aber ist es auch nur ein einziges, meistens größeres und von den Ahnen ererbtes Stück. Getragen werden sie auf der bloßen Brust unter dem Hemde; so bilden sie und die Schnüre eine gegebene Brutstätte für das russische Haustierchen, die Laus. Es sind durchweg kirchlich gesegnete Medaillen, sie besitzen aber trotzdem die oben gekennzeichneten Merkmale eines Amulets. Der russische Gefangene zeigt sie nur ungern; falls bei Untersuchungen das Hemd auf der Brust sich verschiebt, steckt er sie meistens schnell weg. Falls er, dazu aufgefordert, sie zeigen muß oder, zutraulicher geworden, von selbst zeigt, bemüht er sich, sie wenigstens nicht aus der Hand zu geben, wobei wohl noch nicht allein die Besorgnis, man könnte sie ihm wegnehmen, mitspricht. Spaß macht es, das Verhalten der Gefangenen bei den Entlausungen zu beobachten, wo sie sich völlig entkleiden und alles, was sie am Körper tragen, zum Entlausen und Entseuchen abliefern müssen. Hier fruchtet kein Versprechen, daß sie nachher alles wiedererhalten — auf jede Weise suchen sie ihr Amulett am Körper mit durchzuschmuggeln: sie bergen es geschickt in den geschlossenen Händen, stecken es in den Mund oder klemmen es in einer Körperhöhlung fest. Natürlich suchen die bedrängten Läusescharen in Schnur und Münzvertiefungen ihre Zuflucht und klettern nach erfolgter Entlausung fröhlich wieder hervor — aber das Amulett ist gerettet! Fast jeder Versuch, diese Münzen im Tauschhandel (etwa gegen eine Schachtel der sehnstüchtig begehrten Zigaretten) zu erwerben, schlägt fehl, obwohl sie meistens weder künstlerischen noch Metallwert haben. Seine Orden verkauft der russische Gefangene sofort, schwerlich aber sein Amulett! Die Stücke, welche ich besitze, sind zum Teil nach der Verpflegung größerer russischer Gefangenentransporte gefunden worden, zum Teil haben sie mir befreundete Ärzte überlassen, welche sie Leichen bei den Sektionen abnahmen.

Hierzu einige Beispiele aus meinen Erfahrungen: Ich habe mich in dieser Angelegenheit wiederholt an die Transportführer der Gefangenentrupps gewendet,

welche aus dem benachbarten Sammellager nach dem Inneren abgeschoben wurden. Mit Hülfe der deutschsprechenden Gruppenführer wurde stets festgestellt, daß alle Gefangenen solche Amulette besaßen, aber nur wenige entsprachen meiner Aufforderung, sie zu zeigen, und auch dann erst, nachdem der Dolmetscher sich ausdrücklich verpflichtet hatte, sie nicht aus der Hand zu geben. — Einmal besuchte ich mit unserem Stabsarzt Gefangene, welche in einer Eisenbahnwerkstatt beschäftigt waren. Durch gute Behandlung und reichliche Beköstigung waren sie zutraulicher geworden, insbesondere ihrem Doktor zu Danke verpflichtet. Als sie von meinem Wunsche hörten, zeigten sie bereitwillig ihre Münzen, aber nur einzelne ließen es zu, daß ich sie in die Hand nahm und abzeichnete. Mit ihnen zusammen arbeiteten auch einige französische Gefangene, welche spöttisch zusahen, wie die Ententegenossen ihre Heiligtümer vorwiesen. Auf meine Frage, ob sie nicht auch etwas ähnliches besäßen, gaben sie mit überlegenem Lächeln die Antwort, Franzosen seien nicht so abergläubisch, höchstens könnten Elsässer solche Dingen besitzen (!) Das wäre denn doch von einem Kameraden, der an der westlichen Front tätig ist, nachzuprüfen. Nachdem die anderen sich entfernt hatten, brachte der jüdische Dolmetscher, der sich gefällig zeigen wollte, noch einen Russen heran, der nach einigem Zureden seine Brust entblößte und sein Amulett zeigte. Es war ein sehr altes Stück, handtellergroß, in Gestalt eines Triptychons, und sehr stark abgenutzt. Nach seinen Angaben war es schon mehrere hundert Jahre in seiner Familie. Sowohl beim Herausnehmen als beim Einsticken küßte er es ehrfürchtig dreimal — Ein gefangener russischer Fliegeroffizier, der bei uns durchkam und sich auf eigene Kosten besser verpflegen durfte, wies, nachdem ein Gespräch über Puschkin und Gogol uns näher gebracht hatte, ein sehr wertvolles Kreuz vor, dem nach seinem Glauben er allein die Rettung aus dem abgeschossenen Doppeldecker verdankte. Nach seinen Erzählungen geht Sitte und Glaube bis in die höchsten Kreise. Ich möchte hier auf die bekannte Stelle in Schillers Demetrius hinweisen:

„schon kniet' ich nieder an dem Block des Todes,
entblößte meinen Hals dem Schwert.
In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
von Gold und kostbaren Edelsteinen sichtbar,
das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
das heilige Pfand der christlichen Erlösung
verborgen stets an meinem Hals getragen
von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
wo ich vom süßen Leben scheiden sollt,
ergriff ich es als meinen letzten Trost
und drückt es an den Mund mit frommer Andacht.“

Bekanntlich rettet es dem falschen Zarewitsch das Leben. Die Stelle ist wieder ein Beweis dafür, wie Schiller auf Grund sorgfältiger und eingehender Quellenstudien selbst feinere Züge aus Volkssitte und -bräuch in seine historischen Dramen zu verweben wußte.

Ich gehe nun zu einer Besprechung der Stücke über, welche sich in meinem Besitze befinden. Zwei davon sind polnischer Herkunft. Das eine, in Barockform, aus Aluminium, zeigt auf der einen Seite Papst Pius X., darunter eine kleine und eine große Krone, dazu die Umschrift: „Andenken an die zweite Krönung der Mutter Gottes von Czenstochau, geopfert durch Pius X. 22. 5. 1910.“ Auf der anderen Seite befindet sich die Mutter Gottes mit dem Christuskind und die Umschrift: „Königin der Krone Polens, bitte für uns.“ Trotz dieses rein kirchlichen Charakters wird man die Münze als Amulett ansprechen dürfen, wenn man bedenkt, daß die fanatisch in Russisch-Polen verehrte schwarze Schutzherrin als Wundertäterin in allen Notlagen angerufen wird. Deutlicher tritt der Amulettcharakter bei der zweiten Münze hervor. Sie ist ebenfalls aus Aluminium gefertigt, aber in der Gestalt eines oben und unten spitz zulaufenden Schildes. Auf der Vorderseite befindet sich ein Kreuz; in seinen Innenwinkeln stehen vier Buchstaben L (ist) S (kutecz) A (ntoniego) P (adawskiego) „wundertätiger Brief (= Schutzbrief) des Antonius von Padua“. Auf der Rückseite ist das Bild des heiligen Antonius mit dem Jesuskind, rings herum steht der „Brief“: „Hier ist das Kreuz des Herrn †, fliehet ihr Satanasse † es wird siegen der Löwe aus dem Stamme Juda aus der Wurzel Davids †.“ Legenden bestehen über den frühzeitig heilig gesprochenen Antonius von Padua nicht, desto mehr umranken ihn volkstümliche Wundergeschichten. Aus dem Kreuze, den Anfangsworten des Segens und den drei dazwischen stehenden Kreuzeszeichen ergibt sich eine Beziehung auf die Erzählung, daß Antonius schon als zehnjähriger Knabe den Teufel aus der Kathedrale von Lissabon durch das Kreuzeszeichen vertrieb (vgl. Kerler: „Patronate der Heiligen“ S. 237). Die Münze ist ein unverkennbares Amulett gegen Angriffe höllischer Mächte.

Viel mehr, als bei den katholischen Polen, ist bei den orthodoxen Russen das Amulett verbreitet. Das russische Christentum besteht ja bei der größten Masse nur in gedankenloser Aneignung der äußeren Form und des Ritus, von deren peinlicher Beachtung ihnen die Heilskräftigkeit des Inhalts abhängt. Ein Gebet ohne heiligen Gegenstand, zu dem er betet, ist z. B. für den Russen unmöglich. Der Bauer, auf dem Acker von der Stunde der Andacht überrascht, stößt sein Grabscheit in die Erde und betet zu dem durch Schaft und Handgriff gebildeten Kreuze. Im Notfalle legt der Russe, wie ich

es selbst öfters bei Gefangenen gesehen habe, die Finger zum Kreuze zusammen und küßt sie mit Andacht. Ähnlich steht es mit der Bilderverehrung. Die orthodoxe Kirche lehrt zwar, daß das „wunderwirkende Bild nur als ein Mittel der von Gott und den Heiligen ausgehenden Gnadenwirkung zu erachten sei“, für den gemeinen Mann aber geschieht die Wunderwirkung durch das Bild selbst — damit wird es zum Amulette. Dazu kommt noch, daß die meisten Inschriften dieser Münzen infolge alter Überlieferung als (oft rätselhafte) Abbreviaturen mit Titulusstrich geschrieben sein müssen, welche die meisten Russen selbst nicht entziffern können; so wirken sie denn auch auf den gemeinen Mann als *arcana sacra*, als magische „Charakteres“¹⁾.

Am häufigsten sah ich bei den Gefangenen jene eiförmigen, dünnen Münzen aus schlechter Bronce, welche angeblich auf Befehl der Zarin geprägt, von den Popen geweiht und zu vielen Tausenden an die ausrückenden Soldaten verteilt wurden. Die Vorderseite zeigt bald einen byzantinisch-archaischen Christus in Halbfigur mit Evangelienbuch und erhobenen Schwurfingern, bald den heiligen Georg hoch zu Roß, den Drachen tötend. Er ist ja der Patron aller Krieger, der ihnen im Kampf und Streit beisteht (Kerler a. O. S. 60. 65. 300. 338.). Auf der Rückseite der Münzen stehen mit großen schwarzen Lettern die Worte: „spasi i sochrani“ Errette und erhalte! als bindender Spruch.

Ebenso verbreitet, wie diese ovalen Amulette, sind die aus Messing, Bronce oder Silber angefertigten, sehr dünnen und leichten Kreuze. Ihre Größe schwankt zwischen einem und vier Zentimetern. Die Rückseite trägt nur den Fabrik- oder Silberstempel. Es ist für den Massenvertrieb hergestellte, billige Ware. Das Kreuz ist stets etwas zierlicher gestaltet: bald erweitern sich die vier Ecken durch die bekannten, in Rußland sehr verbreiteten kleeblattartigen Ansätze, bald — aber viel seltener — zeigt sich eine dem Johanniterkreuze ähnliche Form, welche manchmal durch Aufsetzen von Knöpfchen an den Spitzen und in den Winkelecken noch weiter ausgeschmückt wird. Der Grund ist blau, seltener grün oder schwarz emailliert; bisweilen heben sich auch Zeichnung, Inschrift und Verzierungen in

¹⁾ Beim Entziffern der Inschriften haben Herr Prof. Dr. Abicht und Fräulein E. Härtel mich wesentlich unterstützt: Herrn Prof. Abicht bin ich auch für die wertvollen Hinweise auf die einschlägige russische Literatur zu besonderem Danke verpflichtet.

Emaille vom Metallgrunde ab. Das Bild zeigt nur selten Christus am Kreuze, meistens ist es ein nacktes Kreuz mit sehr schmalen Hölzern, selten das einfache, meistens das Patriarchenkreuz mit drei Querbalken, von denen der obere für die Inschrift, der untere als Fußpflock gedacht wird; durch Schrägliegen des letzteren ist öfters das Andreaskreuz mit dem Patriarchenkreuz vereint. Dazwischen gestellte Sterne und Arabesken bilden eine weitere; beinahe heraldische Ausgestaltung. Zu Füßen des Kreuzstammes liegt fast immer ein Totenschädel, dem manchmal gekreuzte Gebeine oder ein Erdhügel beigegeben sind¹⁾. Neben dem Kreuze ragen bisweilen Lanze und Rohr mit Schwamm empor, welche ebenso, wie Zangen und Nägel, in dem Erdboden stecken. Meistens ist am Kopf des Kreuzes ein Täfelchen schräg befestigt, auf dem man die vier Buchstaben I. N. Z. J. „Jesus Nazarenus König (Zar) der Juden“ erkennen kann. Die Inschriften²⁾ laufen den Querbalken entlang, sind zu Füßen und Häupten des Kreuzes, auf die Außenecken und Innenwinkel verteilt. Sämtliche Münzen tragen in der üblichen Abbreviatur ICXC die Inschrift Jesus Christus auf zwei Seiten verteilt. Über dem Kreuze steht abgekürzt meistens das Wort uskres „er ist auf-

¹⁾ Der Schädel, auf dem das Kreuz steht, ist der Schädel Adams. Die entsprechende Legende ist wohl im Anschluß an I. Korinth. 15, 45 ff. entstanden, im Morgenlande sehr verbreitet und in den russischen Apokryphen enthalten. Dem entspricht die Schilderung, welche der russische Abt Daniel von der Kreuzigungsstätte gibt. Seine „Pilgerfahrt ins Heilige Land“ aus den Jahren 1113–1115 (mit französischer Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben von Abraham von Noroff. (Petersburg 1864) ist eines der ältesten und wertvollsten russischen Schriftwerke. Dort heißt es S. 22 f.: „Das Kreuz Christi erhob sich auf einem Stein . . . dieser Stein ist rund wie ein Hügel“ (vgl. die Darstellung auf unseren Münzen!) . . . Unter diesem Stein liegt der Schädel des ersten Menschen Adam . . . Als unser Herr Jesus Christus am Kreuze seinen Geist aufgab . . . da zersprang der Stein über Adams Schädel, und in diesen Sprung flossen Blut und Wasser aus den Rippen des Herrn und wuschen die Sünden des Menschengeschlechtes ab . . . und dieser Sprung ist noch in dem Stein bis auf den heutigen Tag.“

²⁾ Jedes russische Heiligenbild muß eine Inschrift als Bezeichnung des Gegenstandes tragen, damit der Gläubige nicht etwa etwas Heidnisches oder Leuflisches anstatt eines Heiligen anbetet. Deshalb wird wohl auch meistens obratz = Abbild des . . . hinzugefügt. So ließ der heilige Despot Stephanos auf den „Bildern aus dem Westen auf Papier“, welche, während er im Sterben lag, eingeschmuggelt wurden, sofort eine Unterschrift anbringen, um wenigstens den Hauptanstoß zu beseitigen. (vgl. vita Stephani Lazari filii von Konstantin Kostenski 1431. p. 324. 28.

erstanden“; einige fügen zu Jesus Christus nach tsar slawy „Herr des Ruhmes“ oder gospoda nasch „unser Herr“. Recht altertümlich ist das bei einigen Münzen am Fußende stehende, auf vier Felder verteilte *vika*, eine Erinnerung an Kaiser Konstantins berühmtes „*ἐν τούτῳ vika*“, welches seit der Schlacht bei Sawa rubra bekanntlich an den Kreuzen und Fahnen angebracht wurde, unserer Münze aber als einem Kriegsamulett vielleicht noch besondere Bedeutung verleiht. Nun stehen noch rings um den Kopf Christi auf sämtlichen (den ovalen wie kreuzförmigen) Münzen drei rätselhafte Buchstaben; sie sind auf drei abgesetzte Felder des Nimbus verteilt und bedeuten: „obraz ot nebes = Bild vom (oder aus) dem Himmel.“ Bei dem auftauchenden Zweifel, ob ot hier geistige Abstammung oder räumliche Herkunft bezeichnet, entscheide ich mich ohne Bedenken für die letztere und übersetze „aus dem Himmel gefallenes Bild“. Die russische Kirche kennt ja eine Reihe *εἰκόνες ἀχειροπόντοι*, nicht durch Menschenkunst hergestellte Bilder; außer den wenigen von Christus auf einem Tuch „abgedruckten“ (Bild zu Edessa, vgl. das Schweißtuch der Veronika) sind es zahlreiche „erschienene“ oder „gefundene“. Das Schestokowsche Marienbild fällt z. B. durch den Schornstein in die Ofenhöhlung (Menologion II, 31). Eine Weiterbildung dieses Herabkommens der Bilder vom Himmel als Gnadenzeichen ist es, wenn beim Tode des Despoten Stephanos „die heiligen Bilder in der großen Kirche von Belgrad von der Stadt weg sich in die Luft erheben“ als Zeichen „daß sie die Stadt verlassen“²⁾). Außer diesen beiden, immer wiederkehrenden Formen des Amulets sind mir noch einige andere bekannt geworden, die ich kurz besprechen will. Eine ovale Silbermünze zeigt auf der einen Seite Christus, in dessen vergoldetem Heiligenscheine sich wieder die vier Buchstaben befinden, mit Unterschrift: „Abbild unseres Herrn Jesus Christos“, auf der anderen Seite die Mutter Gottes in herabfallendem jüdischen Kopf- und Armschleier, welche das vor ihr stehende Christuskind an sich zieht. Das vergoldete Schriftband besagt: „Abbild der sehr heiligen

²⁾ Vgl. die oben zitierte vita Stephani p. 324. 13.: woher Stephanos weiß, in welcher Reihenfolge die Bilder aufstiegen, weiß ich nicht, doch stimmt diese Reihenfolge (Gottesmutter — Johannes der Täufer — je 6 Apostel von beiden Seiten) genau mit der Anordnung der Bilder auf mehreren Triptychen (s. u.) überein. — Ein in den Lüften schwebendes Kreuz s. Daniel a. O. S. 12. — Orientalisch-hellenistische Einflüsse haben bei diesem Glauben wohl vorbildlich eingewirkt, vgl. Hesychius s. v. *διοπετής* und Euripides Iph. Taur. 87 f. *ἄγαλμα θεᾶς, δ φασιν ἐνθάδε εἰς τούτῳ ναὸν οὐρανὸν πεσεῖν ἄπο.*

Gottesmutter, Rettung für einen Verlorenen¹⁾.“ Der Stern der Magier auf dem Kopfschleier, der ernste Gesichtsausdruck der nicht jugendlich dargestellten Maria, der eigenartig muschelförmig gewölbte und geriefte Hintergrund weisen ebenso, wie die archaisch steife Darstellung des Christuskindes, auf alte Vorbilder hin. Eine zweite Silbermünze zeigt auf der einen Seite zwei durch eine Säule getrennte Mönche; nach der auf dem Emaillenbande stehenden Inschrift sind es „Abbilder des sehr heiligen Antonius und Theodosius“; zwischen ihren Füßen erhebt sich eine winzige Kirche. Es sind die berühmten Begründer des Höhlenklosters zu Kiew, an das sich die Anfänge des Christentums in Rußland knüpfen, und das Kirchlein mit der Zwiebelkuppel und sehr hohem Kreuze ist das Höhlenkloster selbst. Die andere Seite trägt nach der Umschrift das „Abbild der sehr heiligen Großmärtyrerin Barbara“. Hinter der Krone, Nimbus und Kreuz tragenden Heiligen erhebt sich ihr Symbol, der Turm mit den drei Schießscharten, von dem die Legende berichtet und der sie vermutlich auch zur Waffenheiligen gemacht hat (Kerler a. O. s. v.). So steht der Träger des Amulettes zugleich unter dem Schutze der wundertätigen Begründer seiner Kirche und der Patronin aller, die Kriegsgerät anfertigen und mit Waffen umgehen. Leider hat eine Barbarenhand auf beiden Münzen mitten zwischen die auf kleinstem Raume (1,5 cm) schön ausgeführten Gestalten Fabrik- und Silberstempel eingeprägt. Eine dritte, rechteckige (3 : 2 cm) Münze aus guter Bronce weist auf der Vorderseite in sehr schöner Zeichnung den „sehr heiligen Nikolaos, Wundertäter“ im vollen Schmucke eines Erzbischofs mit Evangelienbuch und segnend erhobenen Fingern (weiteres s. u.). Auf der Rückseite sieht man ebenso, wie bei der nächsten Münze, das Patriarchenkreuz mit Andreasbalken, Adamsschädel und Marterwerkzeugen. Die Vorderseite des vierten Amuletts, eines plumpen, schwarz emaillierten Messingkreuzes (5 cm hoch mit der schwerfälligen Öse), ist völlig mit Schriftzeichen bedeckt, die ohne Absetzen hinter einander über beide Balken geschrieben sind. Soweit sie sich überhaupt entziffern lassen, bedeuten sie: „A. A. (Amen, Amen?) und Gott wird aufstehen, und es werden auseinandergehen seine Feinde, und es wird siegen seine Bande.“ Es ist eine etwas seltsame, für ein Kriegsamulett aber ganz passende Übersetzung von Psalm 68, 2. Das Kreuz macht in seiner ganzen Aus-

¹⁾ Die Richtigkeit dieser Übersetzung bleibt fraglich.

gestaltung, in Schrift- und Sprachform einen recht altertümlichen Eindruck; im Anschluß an weißrussische Wortformen wäre nachzuprüfen, ob es etwa einem besonderen (Kosaken?) Stämme eigen-tümlich ist. Das Museum schlesischer Altertümer besitzt ein gleiches Stück.

Das bei weitem interessanteste Amulett aber sind jene zusammenklappbaren Tragaltärchen, welche der Russe ikony nennt. Das hiesige Museum schlesischer Altertümer besitzt deren 14 Stück, welche vermutlich in Kriegszeiten, 1813/14 oder schon 1761/72, nach Schlesien gekommen sind. Cybulski hat 1867 einige in der Zeitschrift: „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ (7. Bericht S. 61 ff.) beschrieben und erklärt; ihm verdanke ich eine Reihe wichtiger Aufschlüsse. Ich selbst habe drei Altärchen von Ärzten aus dem Gefangenenglager erhalten, einige bei durchkommenden Gefangenen gesehen und zwei abgezeichnet. Die Größe der Triptychen mit aufgeklappten Seitenflügeln bewegt sich zwischen sieben und zwölf Zentimetern in der Breite, fünf bis sechs Zentimetern in der Höhe. Sie bestehen aus Messing oder Bronze, einige sind emailliert und vergoldet; bei drei Stücken ist auch die Außenseite mit Bildern und Inschriften geschmückt. Abgesehen von einem vortrefflich erhaltenen, reich verzierten Stücke in der Museumssammlung, zeigen sie sämtlich Zeichen einer langen Verwendung (s. oben); wie wir später sehen werden, können sie mindestens bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückreichen. Dieser lange Gebrauch des Erbstücks in vielen aufeinander folgenden Geschlechtern, das übliche Tragen auf der bloßen, mit Schweiß und Schmutz bedeckten Brust, schließlich auch das viele Abküssen haben ihre Spuren hinterlassen: die Amulette sind, namentlich an den Rändern, stark abgerieben, die Inschriften und Reliefbilder abgestumpft, verwischt, z. T. unerkennbar. Der kirchlich-künstlerische Typus ist uralt, die Zeichnung meistens plump und ungeschickt. Cybulski hat aus dieser archaischen Darstellung, welche die Eigentümlichkeiten der ältesten Überlieferung wahrt, dem eigenartigen Zusammenhalten der Finger bei der Bekreuzigung und einigen anderen Merkmalen den Schluß gezogen, daß diese Altärchen der Ende des 17. Jahrhunderts zuerst auftauchenden Sekte der „Altgläubigen“ oder raskolniki (Abtrünnigen) angehören¹⁾. Dies mag im allgemeinen zutreffen. Hat man darauf

¹⁾ Über die raskolniki vgl. den guten Aufsatz in Herzog-Haucks: „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche.“ s. v.

achten gelernt, so erkennt man die Angehörigen dieser Sekte an ihren Bräuchen alsbald heraus. Als wir z. B. den größten Teil der Besatzung des eroberten Modlin (etwa 50000 Mann) zu verpflegen hatten, fiel die große Anzahl derer auf, die, ehe sie aßen, niederknieten, ihre Mütze abnahmen, vor dem Essen und nach ihm sich dreimal bekreuzten und die gekreuzten Finger küßten.

Die christlichen Triptychen waren eine Weiterentwicklung der römischen Dyptichen, welche die ältesten Christen als ihren Zwecken dienlich herübergemommen und umgestaltet hatten. Sie dienten zunächst als Namensverzeichnisse der Heiligen, Märtyrer und Bekenner, dann als tabulae itinerariae, altaria portabilia. Sie waren damals schon z. T. nur handtellergroß, wurden, aufgeschlagen, als Altarschmuck aufgestellt, in der Zeit der Christenverfolgungen aber als Gegenstand der Verehrung von den Gläubigen in ihre Zufluchtsstätten mitgenommen¹⁾. Es ist nicht unwahrrscheinlich, daß sie, wie Cybulski meint, bei den von Kirche und Andacht ausgeschlossenen, von den Rechtgläubigen verfolgten Raskolniki eine ähnliche Rolle gespielt haben. Sie sind mit einer Öse versehen, so daß sie am Halsbande befestigt werden können; so trug man sie bald als Amulett bei sich, bald stellte man sie mit halbgeöffneten Seitenflügeln auf, um seine Andacht davor zu verrichten. Zu gleichen Zwecken hat der altgläubige russische Soldat sie wohl auch diesmal mit ins Feld genommen, obwohl das Scheuern der schweren, harten Metallstücke auf der bloßen Brust gewiß keine Annehmlichkeit ist. Bilder und Inschriften dieser Tragaltärchen sind recht verschieden. Von den mir bekannten tragen auf dem Mittelstück: eines den Offenb., Joh. 2, 13. erwähnten Rischof und Großmärtyrer Antipas, fünf Christus, sechs die stets als θεοτόκος gekennzeichnete Jungfrau Maria, sieben den Bischof und Bekenner Nikolaos von Myra. Eine Beschreibung und Deutung im einzelnen liegt dieser Abhandlung fern; nur dem am meisten vertretenen Nikolaus müssen wir noch etwas näher treten, dem größten Heiligen Rußlands, den auch Muhammedaner verehren und die heidnischen Burgaten als „grauen Greis“ anbeten²⁾. Dieser lykische Bischof war ein glaubenseifriger,

¹⁾ Vgl. die Realencyklopädie der christlichen Altertümer von Kraus s. v. „Dyptichon“. Nach Philostorgios hist. eccl. II, 3 hat der heilige Lucian „auf seiner eigenen Brust zelebriert“ d. h. wohl auf dem dort getragenen Tryptichon.

²⁾ Vgl. Maltzews, „Menologion der orthodox katholischen Kirche des Morgenlandes“ I, 492 ff.

streitbarer Herr, der auf dem Konzil zu Nicäa einem Arianer eine Ohrfeige gab, deshalb seines Priesterschmuckes verlustig ging, ihn aber später von zwei Engeln wiedererhielt und nun auf allen Darstellungen in kostbarer Ausstattung und ungewöhnlicher Größe trägt¹⁾. Nun führt er aber auf vier von den sieben mir bekannten Darstellungen ein Schwert in der Rechten, welches auf folgende Legende hindeuten soll: Drei junge Soldaten waren vom Konsul unschuldig zum Tode verurteilt worden und sollten eben hingerichtet werden, da trat Nikolaos heran, entriß dem Henker kühn das Schwert und befreite sie. Die Heiligen behalten je in dem orthodoxen Glauben nach dem Tode ihre Individualität bei, zeigen besonderes Interesse für Dinge, welche mit Ereignissen ihres Lebens zusammenhängen, und erweisen sich da hilfreich²⁾. Der russische Soldat wird demnach wohl wissen, warum er gerade diesen Heiligen in den Kampf gegen die Ungläubigen mitnahm!

Die russische Regierung hat es sehr geschickt verstanden, der großen Masse den Krieg gegen Deutschland als einen heiligen Krieg gegen die Andersgläubigen darzustellen. Dafür spricht auch der bei einem russischen Gefangenen in Debreczin gefundene „Heilige Brief an die russischen Soldaten“, den nach seiner Angabe die Armeeleitung unter die Soldaten verteilen ließ³⁾.

„Heiliger Brief an die russischen Soldaten! Dieses Schreiben wurde in der Potschajewer Klosterkirche hinter dem Bilde der heiligen Jungfrau gefunden. Den Brief selbst hat der Sohn Christus der heiligen Jungfrau geschrieben, und wer ihn liest, dem bringt der Krieg Glück, der bringt dem Väterchen Glück, dem Zaren aller Russen, auf daß er seine Feinde niederringe. Russischer Soldat! Ich, Jesus Christus, gebiete Dir, daß Du diesen Brief, wenn Du ihn gelesen hast, Deinen Kameraden weitergeben sollst. Unser Herr und Gebieter, der große und mächtige Zar, ist mit seinen Völkern in Gefahr geraten. Feinde haben ihn angegriffen, wiewohl er über die ganze Welt seine Macht ausbreiten muß, damit alle Lebewesen auf Erden die Güte und den Segen seiner Hand fühlen können. Der große und mächtige Zar hat zu den Waffen gegriffen, damit er mit Euch, russischen Soldaten, das Erbe seiner Väter vergrößere. Er ist mit Euch in einen siegreichen Krieg gezogen, und Euere Pflicht ist es, für den Zaren das Blut zu vergießen und das Leben zu opfern. In wilden Schlachten ist der Segen der heiligen Jungfrau mit Euch und begleitet Euch auf dem Wege der Gerechten. Ruchlos ist der Feind und

¹⁾ Cybulski a. O nach dem Catalogus Sanctorum. Venedig 1500.

²⁾ Menologion: Einleitung S. LXXIV.

³⁾ Er stand zuerst im Pester Lloyd, dann auch in mehreren deutschen Zeitungen. Sollte er wirklich nicht echt sein, so hätte der ungarische Redakteur damit ein Meisterstück gemacht.

verursacht Rußland Schaden. Denkt an Eure daheim gebliebenen Familien, an Eure Weiber und Kinder. Verteidigt Ihr aber das Land des Zaren nicht, und erntet Ihr keinen Sieg, dann verdient Ihr nicht die Sonne, daß Ihr ihre Wärme fühlt, verdient Ihr nicht die Luft, daß Ihr sie einatmet, nicht die Ernte der Erde, nicht die Gnade des Zaren, die um Euch Strahlen des Glückes windet. Seid auf der Hut! Wer in des Feindes Hand gerät, stirbt den Tod der Tode. Er fällt der Verdammnis anheim, verliert das Seelenheil, seine Familie wird bis zum siebenten Gliede büßen und den strafenden Zorn des Zaren fühlen. Kämpfet im Namen der heiligen Jungfrau und des Zaren, denn sie sind allgegenwärtig.“

In gewissen Redewendungen klingt dieser heilige Brief deutlich an unsere Himmelsbriefe an. Wie dieser „während der Wandlung über die Taufe“ sich herabließ, so wurde der russische hinter dem von allen Russen hochverehrten, wundertäglichen, von Legenden umrankten Muttergottesbilde zu Potschajew (vgl. Menologion I, S. 53) „gefunden“. Wie im Himmelsbrief gefordert wird „es soll diesen Brief immer einer den andern abschreiben lassen“, so wird hier befohlen, den Brief an die Kameraden weiterzugeben. Sonst ist der Brief ein in dem üblichen Tone gehaltenes, sehr geschickt auf die Instinkte der russischen Volksseele berechnetes Manifest, kein Amulett.

Amulette sind für den Russen nur jene ohn geschilderten Münzen mit Darstellungen des Heiligen. Sie weisen uns hin auf die ältesten Zeiten des Christentums, sie zeigen uns jenes Zeitalter, wo unter der ständigen Beeinflussung des Orientalismus die östliche Kirche allmählich erstarre. Der Himmelsbrief enthält in seinen Einleitungsworten einen versteckten altgermanischen Zauberspruch, in der Erzählung vom Grafen Philipp eine Geschichte aus dem Mittelalter, welche mit ihren magischen Worten und Zeichen wieder auf orientalisch-kabbalistische Einflüsse schließen läßt; der eigentliche Himmelsbrief ist als armenischer Text aus dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts nachgewiesen¹⁾. So enthalten diese Unterschichten religiöser Vorstellungen ein gutes Stück Kulturgeschichte; sie lassen uns aus dem Glauben der Gegenwart blicken in das Dunkel der Vergangenheit. Volkskunde, Völkerkunde und Religionswissenschaft sind bei ihrer Erforschung auf einander angewiesen. Wenn einst die Kulturgeschichte des Weltkrieges geschrieben werden wird, darf auch dieses Kapitel nicht fehlen.

¹⁾ vgl. Mitteilungen XIX S. 51, 59, 62.

Die Sprache des Kuhländchens nach der Mundart von Kunewald.

Mit einer Sprachkarte.

Von Dr. Josef Giernoth in Ratibor O./S.

Inhalt: Einleitendes über Lage, Grenzen und Besiedelung des Landes; Literatur. §§ 1—27 Vokalismus. — §§ 28—42 Konsonantismus. — §§ 43—50 Bemerkungen über Betonung, Wortbildung, Fremdwörter und Namen.

Einleitung.

Nicht weit von den Grenzen der preußischen Provinz Schlesien und von der Quelle ihres Hauptstromes, der Oder, dort, wo diese in scharfem Knie nach vorübergehend südöstlich gerichtetem Laufe sich endgültig gegen Norden wendet, liegt, unweit der Hanna, zwischen den Ausläufern der Sudeten und der Beskiden die anmutige Landschaft des österreichischen Kuhländchens, für jeden Schlesier durch die Zugehörigkeit zum schlesischen Sprachgebiet noch ganz besonders anziehend. Zu beiden Seiten der Eisenbahn Oderberg-Wien sich ausbreitend, ist es von Breslau in wenigen Stunden mit dem Schnellzug — freilich jetzt während des Krieges nicht so bequem — zu erreichen. Weniger schnell, aber mit landschaftlich reizvoller Fahrt, gelangt man dahin über Ziegenhals—Jägerndorf—Troppau—Schönbrunn oder Jägerndorf—Olmütz—Prerau, namentlich aber auf der herrlichen Gebirgsfahrt über Mittelwalde oder Neiße—Hannsdorf—Sternberg (—Olmütz).

Sobald man sich von der einen oder von der andern Seite — von Oderberg oder von Prerau — dem eigenartigen Ländchen nähert, erfreuen seine grünen Fluren und seine malerische Lage das Auge. Sanftwolliges Hügelland tritt zu beiden Seiten an die breite

Oderniederung heran, die wir entlang fahren. Von Südosten grüßen die majestätischen Berge der Beskiden, Lysa Hora und Smrk sowie Radhost, Jawornik, Dlouha und Kratka, auf der anderen Seite der langgestreckte Steilrand des niederen Gesenkes, das von Nordwesten an das Kuhländchen herantritt, auf den Vorbergen dieser Randgebirge Burgen und Schlösser, unter ihnen das Wahrzeichen des Kuhländchens, der Altitscheiner Berg (486 m) mit der gleichnamigen Burgruine, in seinem dunklen Waldkleide schon von großer Weite sichtbar.

Die saftigen, blumigen Wiesen und kräuterreichen Triften der gesegneten Landschaft begünstigen die Rindviehzucht, der das Ländchen seinen Ruf und wahrscheinlich auch seinen Namen verdankt. Die Straßen und Gärten sind reich mit Obstbäumen bestanden. Weite Getreidefelder bedecken im Sommer den fruchtbaren Lehmboden, und dunkle Wälder auf den randlichen Gebirgen und in der Niederung der Oder schattieren die Landschaft, die von der jungen Oder und ihren ersten Nebenflüssen reichlich bewässert wird. Unter den letzteren ist der größte die Titsch, die von den Beskiden kommt und durch Seitendorf, Söhle, Neutitschein, Schönau und Kunewald fließt.

Zwischen den flachen Hügeln zu beiden Seiten der Oder liegen die wohlhabenden Ortschaften, meist Reihendorfer, an den Rändern im Gebirge auch Haufendorfer. Die großen Reihendorfer sind zumeist an den Seitenbächen der Oder zwischen den Hügeln gelegen, von denen die größeren „Hübel“ heißen (wie der Kriegshübel, Hexenhübel, Fuchshübel um Kunewald). Zu den größten dieser Reihendorfer gehören Botenwald und Zauchtel (links der Oder), Schönau, Kunewald, Partschendorf und Sedlnitz (rechts der Oder). Beiläufig sei bemerkt, daß in Sedlnitz der schlesische Dichter Eichendorff seinen Sommersitz gehabt hat, während zu gleicher Zeit, vor hundert Jahren, in Partschendorf der Prager Geschichtsprofessor Meinert, der mit Eichendorff im Briefwechsel stand, mit dem Ortspfarrer Bayer gemeinsam Kuhländer Lieder sammelte. Eine auffallend lange, ununterbrochene Reihe von der Oder bis an die Beskiden bilden die Ortschaften Kunewald, Schönau, Neutitschein, Söhle, Seitendorf, Murk (dieses letztere bereits tschechisch). Fast überall in den deutschen Dörfern erfreuen die stattlichen Kirchen, wie die zweitürmige in Kunewald, und die schmucken, weißgetünchten Häuser der Bauernhöfe im schlesischen Stil. Hier und da haben sich noch

alte Kuhländler Holzhäuser (mit dem „Schietzle“ = Schürzlein am Giebel, s. § 8) und ebensolehe achteckige Scheunen erhalten. Vgl. die beiden Abhandlungen von St. Weigel: „Haus und Dorfanlagen im Kuhlandchen“ und „Das alte Kuhländler Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit“ in den Heimatsblättern „Unser Kuhlandchen“ (s. unten!) Bd. I, S. 235 ff. und 297 ff.

Nach dem bisher Gesagten versteht es sich von selbst, daß sich die landschaftlich schönsten Partien des Kuhlandchens an den gebirgigen Rändern desselben finden. Malerisch liegen hier namentlich die Städte Odrau, Fulnek und Neutitschein.

Neutitschein, rechts der Oder in ausgedehnter Lage zwischen den Vorbergen der Beskiden und an der diesen letzteren entquellenden Titsch, ist die politische Hauptstadt des Ländchens, mit dem Sitz der Behörden. Von ihrem kuhländischen Charakter hat diese alte Tuchmacherstadt, von deren witzigen Bewohnern ein Sprüchlein sagt „neunundneunzig Juden und ein Zigeuner machen noch lange keinen Neutitscheiner“, leider viel verloren, namentlich durch ihre rege Industrie und das mit solcher in diesen Gegenden stets eindringende Tschechentum. Eigenartig ist nur der ganz von Lauben umzogene baumlose Ring mit seinem bunten Marktleben. Die vielen beschotterten Straßen mit den meist kleinen, einstöckigen, oft sogar nur ein Erdgeschoß aufweisenden Häusern wirken im Vergleich zu der Größe der Stadt dürfsig. Einige bessere öffentliche Gebäude retten, zumal sie vernachlässigt sind, den Gesamteindruck nicht, der jedoch durch die reizvolle Umgebung reichlich ausgeglichen wird.

Echt kuhländisch mutet dagegen Fulnek an, links der Oder am nördlichen Gebirgssume reizend zwischen den Ausläufern des Geisenkes eingebettet und besonders malerisch durch das langgestreckte Schloß und die stattliche Kirche an der Berglehne gerade über dem großen Markte, der hier ohne Lauben ist. Neben der Kirche auf der Höhe steht die Schule, an der einst Amos Comenius als Rektor und Brüderprediger gewirkthat. Die sauberer Straßen und die freundlichen Häuser dieses eigenartigen, stillen Landstädtchens stehen in wohltemdem Gegensatz zu der geräuschvollen Geschäfts- und Industriestadt, als die uns Neutitschein entgegentritt.

Überraschend großartig ist jedoch das Bild, das uns vom Pohorschberge (südlich von Fulnek) Odrau mit seinem Gebirgspanorama bietet. Es ist die erste Stadt an der Oder, wenige

Meilen hinter ihrer Quelle am Ausgange des Odergebirges, das für jeden Preußisch-Schlesier ein besonderes Interesse haben muß — nach dem Kriege sollte es mehr als früher von Provinz-Schlesiern, insbesondere auch von Breslauern besucht werden. Es ist über 600 Meter hoch, von plateauartigem Charakter, jedoch mit tief eingeschnittenen waldigen Tälern voll malerischer Reize und mit schönen Sommerfrischen, unter diesen das idyllisch gelegene Maria-Stein im engen Odertale.

Es sei mir als dankbarem Sohn Breslaus und Schlesiens verstattet, hier noch ein paar Worte über dieses schöne Oder-Quellgebiet hinzuzufügen; war doch zu dem Entschluß, das Kuhländchen, dessen Sprache und Volkstum zum Gegenstande örtlicher Studien zu machen, neben der Anregung, die ich im germanistischen Seminar der Breslauer Universität empfing, die Lage dieses Ländchens an der jungen Oder und die Lust, die nahe Quelle dieses unseres Heimatstromes einmal kennen zu lernen, wesentlich mitbestimmend.

Die Oder entspringt auf mährischem Boden in 634 m Seehöhe — zwischen dem 681 m hohen Fiedelhübel bei Haslicht und dem 653 m hohen Kreuzberg bei Koslau, auf einer waldig-romantischen Hochfläche — westlich des malerischen Städtchens Bodenstadt. Die Namen der beiden Erhebungen entnehme ich, da mir infolge der Kriegszeit kein Meßtischblatt zugänglich war, dem Buche von H. Schulig „Meine Heimat, das Kuhländchen“, der S. 15 über den Quellauf der Oder noch folgende Angaben macht: „Die Hauptquelle, das sogenannte ‚gemauerte Bründel‘, treibt, durch zahlreiche Bäche verstärkt, bereits nach einem 2—3 km langen Laufe bei der Häusergruppe (!) Lieselberg eine Mühle und durchrauscht sodann, zwischen steilen und waldigen Bergen allmählich zum wilden Bergstrom anwachsend, mit reißendem Gefälle ihr enges Tal, bis sie sich bei Odrau den Bergen (dem Odergebirge!) entwindet und das erweiterte Wiesental des fruchtbaren Kuhländchens durchströmt.“

Dieses dicht bevölkerte Ländchen fällt so ziemlich mit dem politischen Bezirk (Bezirkshauptmannschaft) Neutitschein zusammen und gehört somit zu Mähren, nur in kleinen Teilen zu Österreichisch-Schlesien (hier zu den Bezirkshauptmannschaften Troppau und Wagstadt). Im Westen reicht es, namentlich mit den Dörfern Pohl und Böltzen, in die mährische Bezirkshauptmannschaft Weißkirchen hinein.

Im Nordwesten mit dem Gebiete des Gebirgsschlesischen (Glätzischen, vgl. von Unwerth „Die schlesische Mundart“ § 118 I, 2) zusammen-

hängend, bildet das Kuhländchen sprachlich eine Halbinsel mitten im slawischen Meere, die südöstlichste Zunge des geschlossenen schlesischen Sprachgebietes. Die beigelegte Skizze folgt der Karte des deutschen Sprachgebietes von Nordmähren und Schlesien von F. Held, die im großen und ganzen für das Kuhländchen auch heute noch richtig ist, wie ein Vergleich mit der neueren Karte von J. Ullrich zeigt; nur ist zwischen Petrowitz und Stauding die Sprachgrenze jetzt besser durch Botenwald zu ziehen, dessen Niederdorf bereits stark verttschechischt ist.

Über den Ursprung des Namens und den Umfang des Kuhländchens gehen die Ansichten der Chronisten wie der Heimatforscher auseinander. Der Name „Kuhländchen“ scheint verhältnismäßig jung zu sein, da Comenius ihn in seiner reich ausgestalteten Karte von Mähren nicht vermerkt. Man hat den Namen von dem Adelsgeschlechte der Krawarze (zu deutsch „Kuhhalter“) abzuleiten gesucht, das hier im 13. bis 15. Jahrhundert reichen Grundbesitz hatte und tief in die Geschicke des Ländchens eingriff. Es liegt jedoch sehr nahe, ihn mit der hervorragenden Rindviehzucht in Zusammenhang zu bringen, die hier bereits seit dem 18. Jahrhundert planmäßig betrieben wird. Und so sagt auch J. G. Meinert, dessen jetzt gerade 100 Jahre alte Sammlung Kuhländer Lieder (1817!) wir noch mehrfach zu erwähnen haben werden, im Anhang dazu (S. 300): „Die gemeine Meinung, daß das Ländchen von der Kuh seinen Namen erhalten, ist zugleich die wahrscheinlichste.“ Hier sei bemerkt, daß der berühmte Kuhländer Rinderschlag durch Kreuzung von Schweizer (Berner) Stieren mit Sudetenkühen entstanden ist. Die charakteristische Färbung des Kuhländer Rindes ist rotbraun mit weißem Kopf und ebensolchen Rücken- und Bauchstreifen. Berner Vieh wurde schon im 18. Jahrhundert von der Herrschaft Kunewald-Zauchtel (besonders durch die Gräfin Truchseß-Zeil-Waldburg), auch von der Herrschaft Fulnek und von anderen Großgütern im Kuhländchen eingeführt. (Im Jahre 1902 machten Professor Dr. Holdefleiß und sein Assistent Dr. Frank vom landwirtschaftlichen Institut in Breslau eine Studienreise in das Kuhländer Zuchtgebiet, deren Ergebnisse in der unten aufgeführten Frankschen Abhandlung niedergelegt sind.)

Von der Zwiespältigkeit der Auffassungen über die Ausdehnung des Kuhländchens möge die Nebeneinanderstellung zweier älterer Listen der ihm zugerechneten Ortschaften im folgenden ein Bild geben. Beide unterscheiden einen engeren und einen weiteren Bezirk.

Nach den alten Chronisten K. J. Jurende und Felix Jaschke (1809 und 1818) liegen innerhalb der „gewissen, ganz sicheren und unzweifelhaften Grenze“ die Orte: Heinzendorf, Groß- und Klein-Petersdorf, Deutsch-Jaßnik, Grafendorf, Barnsdorf (tschechisch), Ehrenberg (tschech.), Neutitschein, Söhle, Schönau, Kunewald, Mankendorf, Zauchtel, Odrau, Fulnek, Gerlsdorf, Stachenwald, Seitendorf b. F., Hausdorf, Sedlnitz, Partschendorf, Neuhübel, Petrowitz (tschech.), Klantendorf und Botenwald (26), die meisten in Mähren, einige in Schlesien. Die zweifelhaften Orte des Kuhländchens sind nach Jurende-Jaschke: Wagstadt, Stiebnig, Groß-Olbersdorf, Böltzen, Brosdorf, Stauding (tschech.), Engelswald, Libisch (tschech.), Blauendorf, Seitendorf b. N., Klein-Olbersdorf (tschech.) Pohl, Blattendorf, Hurka (tschech.), Halbendorf, Lutschitz, Daub und Schimmelsdorf (18). S. Heimatsblätter „Unser Kuhländchen“ I 310 f. II 369 f.

J. G. Meinert nennt im Anhange seiner Liedersammlung als „Ortschaften des eigentlichen Kuhländchens“ Botenwald, Deutsch-Jaßnik, Hausdorf, Klantendorf, Kunewald, Mankendorf, Neuhübel, Partschendorf, Schönau, Sedlnitz, Seitendorf, Stachenwald, Zauchtel, Liebisch, Petrowitz, Stauding (16), als „zweifelhafte Ortschaften“ Emaus, Fulnek, Heinzendorf, Neutitschein, Odrau, Klein- und Groß-Petersdorf, Schimmelsdorf, Barnsdorf (9; Barnsdorf sowie Liebisch, Petrowitz, Stauding sind bereits als slawisch angemerkt). Meinert bezeichnet somit die Städte Odrau, Fulnek und Neutitschein als zweifelhaft, was ihm schon F. Jaschke sehr verübelt.

Von den neueren Meinungen wird die von J. Matzura zu Beginn seiner Abhandlung über das Kuhländchen, seine Chronisten etc. (s. unten) ausgesprochene den Verhältnissen am besten gerecht: „Das Kuhländchen . . . ist ein geographischer und volkskundlicher Begriff von nicht ganz scharfen Umrissen. Wir meinen heute unter dem Namen des Kuhländchens ungefähr den fruchtbaren, diluvialen und alluvialen Flachboden der Oderniederung nördlich von der Weißkirchner Wasserscheide, talabwärts bis an die slawischen Dörfer zwischen Wagstadt und Braunsberg; gegen Abend aber die der Oderebene benachbarten niedrigsten und flachsten Abdachungen des niederen Gesenkes (von 250—300 Metern absoluter Höhe) bis in die Talwinkel von Fulnek und Odrau; und gegen Osten das Flach- und Hügelland bis Neutitschein und seine deutschen Nachbardörfer. Im allgemeinen umfaßt demnach das Kuhlandel nur deutschen Boden, und zwar den Südostflügel, die weitest vorgeschoßene Halb-

insel der Sudeten-Deutschen (und allenfalls noch die eingeschobenen kleinen slawischen Enklaven [Einschlußgebiete])“.

Jedenfalls muß man bei der Frage nach der Umgrenzung des Kuhländchens die Grenzen der Mundart von denen der Landschaft unterscheiden. Zu der Landschaft gehören nicht nur die deutschen Städte Odrau, Fulnek, Wagstadt und Neutitschein (vgl. Schulig S. 2), sondern auch die südlichen und östlichen tschechischen Randgebiete um Alttitschein, Stramberg, Freiberg bis gegen Braunsberg und Königsberg. Zum Teil greifen diese slawischen Randgebiete tief in das deutsche Sprachgebiet des Ländchens hinein. Die Grenzen der eigentlichen kuhländischen Sprache sind vermutlich weit enger zu ziehen; wenigstens im Norden und Westen dürften sie nicht das ganze deutsche Gebiet umfassen. Mir wurden hier Botenwald, Klantendorf, Fulnek, Waltersdorf, Gerlsdorf, Jastersdorf, Pohorsch, Groß-Petersdorf, Böltzen als Grenzdörfer der Mundart bezeichnet. Ich habe diese Angaben aus weiter unten angeführten Gründen leider bisher nicht kontrollieren können.

N. B. Nach der Zählung vom 31. Dezember 1900 (Schulig S. 6—8) hatte das Kuhländchen über 70 000 Einwohner, davon gegen 60 000 Deutsche.

(Vgl. über Namen und Grenzen „Unser Kuhländchen, periodische Blätter für Volks- und Heimatkunde“, Bd. I S. 15 Hausotter, Ein Beitrag zur Frage der Größe des Kuhländchens; S. 211 Michel, Über die Größe des Kuhländchens; S. 307 Matzura, Das Kuhländchen, seine Chronisten und insbesondere Felix Jaschke. Bd. II S. 41 Fortsetzung der vorerwähnten Abhandlung; S. 365 Matzura, Das Kuhländchen, seine Grenzen und Größe.)

Im folgenden beschäftigt uns nicht mehr die Landschaft, sondern nur die Sprache und das Volkstum des deutschen Kuhländchens, die sich von dessen frühester deutscher Besiedelung an eigenartig entwickelt haben.

Das Ländchen wurde im 13. Jahrhundert unter Ottokar II., König von Böhmen und Markgraf von Mähren, gleich Schlesien aus mitteldeutschen Gegenden besiedelt. Besonders verdient um seine Kolonisation sind der Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg, Ottokars Staatsminister (dessen Namen Braunsberg trägt!), ferner das Stift Hradisch bei Olmütz und das bereits früher genannte Adelsgeschlecht der Krawarze (der Herren von Krawarn bei Troppau). Die schon erwähnten Burgen der Gegend stammen aus jener Zeit.

Beachtenswert ist es, wie der Chronist F. Jaschke (ein Bürger Fulneks) in seinen erwähnten „Gesammelten Nachrichten von dem Kühlandel“ uns die Kunewälder vor 100 Jahren schildert (Heimatsblätter I 309 f): „Der Charakter der Bewohner ist im ganzen genommen friedfertig; sie lassen sich mehr durch gute als durch strenge Behandlung leiten, sind nicht auffallend religiös, nicht abergläubisch, nicht kriechend, vielmehr etwas zu gerad, ohne daß sie es dadurch an der schuldigen Ehrerbietung gegen Vorgesetzte wollen mangeln lassen. Aus Gelegenheit des bestehenden Brantweinhausies lieben beide Geschlechter ein Gläschen, ohne ihnen indessen einen Hang zum Saufen vorwerfen zu können. Die festlichen Schmausereien sind schon in Abnahme gekommen, dagegen geht es bei Hochzeiten noch sehr verschwenderisch zu, wobei auch fleißig getanzt wird. Wöchentlich werden wenigstens einmal Kuchen gebacken. In der Kleidertracht herrscht bei den Wohlhabenden ländliche Pracht und ist im ganzen ordentlich; bei Männern Tuch, bei Weibern in Zeugen bestehend, mit Bändern, Schnüren und Borten garniert.“

Kunewald war eine Zeitlang der Wirkungsort von K. J. Jurende, dem Herausgeber des „Mährischen Wanderers“ und Chronisten des Kuhländchens, der hier (unter der verdienten Gräfin Truchseß-Zeil-Waldburg) Direktor der Stiftsschule war.

Als Probe von den munteren alten Gebräuchen folge hier die Mitteilung über die Kunewälder Hochzeit aus dem Munde einer Kunewälderin.

Di hókst ai Kunewaált.

am kulndl taurt a hókst — wosdə halt a rechtijé hókst īes — drai tóch, fo mōntich wof of mīetwoch, on dō gets halt ořhant hets drbain.

om fōntich nōchmētich dō gien šon də bekraivr tsu dr hókstmutr on tr̄oernr a kwoek, di pōtr on āer, də kwæeglən on da fafrkuchə hīen. drōch wān də kwæeglən on da fafrkuchə gərtievə, on dos wiet ols gašdałt tsom kuchebakə.

mōntich fr̄i dō kumən də bekraivr wiedr. dō wān də mułdə rai gehuolt on dō wiet aigmacht. on wen dr tāek ñfganə īes, drōch wietr ausgewirkt, drōch wān də kuchə bräet gəmacht on gəfelt. er̄st machmr kwoekkuchə, flaumə- on mōkuchə, on šdraiflkuche, on drnōch wān firn braitrich, firn brautfirn on fir də gəšbięt də trōtsn

gēmacht. (dr trōtsr dār wiet grōd als brāet gēmacht doswī an andr kuchē, ok a bēslē grisr. fīrm ausbrāetē wietr met kwoek gefēlt, drōch wietr brāet gēmacht on kumēn flauma drōf gēsmiert on fafr-kuchē drōf gēset. drōch wān di fīr ekē aigaslōern on wenr drnōch ḗgēbakē ies, dō wietr met melich on potr bēgōsē on tsōkr drōf-gēsdrēert.) drōch giet di gēsbieł met da trōtsn tsom braitrich on tsom brautfīrr. bam braitrich fērtē: di braut lēt dech sien grisē on dō šektsē dr da trōtsr on du fosdrn raecht sien gūt ūmekē lōn! drnōch gētse tsom brautfīrr on fērt: dō bren ečh dr a trōtsr on fēch, opmrēn hon gūt gēmacht! dā fraentsoft on dā hōkstgest krijn ā kuchē hāem gēsēkt.

ets kēmt s betfōern, dof ies om mōntich nōchmetich. dō wān tswū pritskē ḗvr tswū gēlejnhāetē gēnomē, on dō tsin fēch fīrē fo da bekraivn ols betēwaivr ḗ on fetsn fēch ḏf on nāmēn dā betē of dā ūnos. am bōk fetst di gēsbieł on hōt s hemt fīrē braitrich on dā ūdrausē om ḗrēmē. ets wiet nu lōsgēfōern on bam fōern wiet inde-fort gējukst. bam ersta wietshaus wiet ūdien gēblēn, on di betēwaivr ūrain: ets brent ok wos tsu tēnkē, mr sain ūon gants drlaekst [= „erlechzt“!] on dō brenn ſe wain raus on drnōch wiet watr gēfōern, on drwael ūdāln dā lait dā pēstr [Kopfkissen], on dō mūsmrlē wiedr auslīefē. bam braitrich wiet ḑklopt on gērufē: macht ok ḏf, mr brenn dā bet! on wen dā tīr ūfgēmacht ies, dō wiet ai dr ūdōf denē ūfgēbet. drbain machn dā monslait a hets on ūmaisn dā betēwaivr ai dā bet nai, on dō misn dīlē indē wiedr fēs machē. drōch ūtūfē bam braitrich kuchē asē, kofē on wain tēnkē; on wen ſe ḗgasē sain, drōch fōernſe wiedr tsūdr braut tsurek.

mōntich tsōvēts dō gienſe erst tsom braitrich on drnōch tsur braut ūderndēlē machē, dō gien dā mūsichkantē mīet, on dō gets wiedr kuchē on bier ḗvr wain.

om denstich dō ief erst da reçhtijē hōksttōk. dō gien dā hōkst-gest gētāelt fo dr braut īrr fait tsur braut on fōm braitrich fainr fait tsom braitrich tsom frīsdek. dō gets halt bōf, kofē, kuchē on wain. ets kēmt dr braitrich met fan laitn on hūolt fēch dā braut ḗ. dr brautfīrr giet bīetē, op fēch dr braitrich kōn dā braut hūolē, on dr hōkstfōtr ūerēt: ēiē! drōch kēmt dr hōkstbīetr on macht dā ūnrēt, on wenr ūerēj ies, dō giet dr brautfīrr ais ūdēvēlē em dā braut on fīrt ſe ai dā ūdōf. diet kricht ſe da ūejē fōn eldn on drnōch gien ſe ai dā kīechē on dā hōkstgest on dā mūsichkantē gien ā mīet.

nōch dr traiunk giets ais wietshaus. diet wiets gētantst, gasə on gētronka. em a seksə tsōvəts giensə olə tsom ūvətasə, on dō giensə wiedr gētāelt tsū dr braut on tsom braitrich, on de mūfīchkantə taeln sech̄ ao. qndəm ase wiet da braut a ūch̄ gēsdōlə, on dān mūs dr brautfīrr ausliesə. tsom nochtmōl wōer ēnr erst rentsup, rentflaes met krientōnk, drōch swainflaes met kraut, drnōch fašīrtəs met gēdertə flauemə, drōch kofe met hōf on kuchə, on tsulerst kemt hōnichgrīs met fafrkuchə drōf gēfēt. ets ūon fanr wī ēnr, ets gets ūon firerlāe flaeš, tsom ūlūf ao noch dort on bakerei (tsokrwerk). nōgm ūvətasə tantsn də bekrwaivr met da pursə em an mīest, on drōch giets wiedr ais wietshaus, on dō wiets gētantst wos of frī.

om drete tōk dō wān də ūdrausə on hūt gēsdokt (om hōksttōk wōernsə fornə ūgēsdokt), on drōch machn sech̄ də hōkstgest met da mūfīchkantə tsome on gien tsu dam jōnə ēpōer. dos hastmr ūfgaijə. on wenſe tsu dam jōnə ēpōer kumən, do traſnə oſ ſfest tsūgēmacht. on dō hasts hait ūms haus renə on batln, wosmr erntlich naikōn. on dō ſent dr brautfīrr met da hōkstknaecht:

- | | |
|------------------|---|
| dr brautfīrr: | satslə, etsr kom ečh, satslə etsr kom ečh,
mach mr ūf də kōmr, mach mr ūf də kōmr! |
| də hōkstknaecht: | /: ečh kōn dr ni ūfmache :/
/: meine eldn wachn :/ |
| dr brautfīrr; | /: mūsdn ao ūon hait ſain? :/
/: s kōn ja ao ūf mōern blain! :/ |
| də hōkstknaecht: | /: mūsdn ao ūon mōern ſain? :/
/: s kōn ja ao ūf jōer blain! :/ |
| dr brautfīrr: | /: mūsdn ao ūon ūf jōer ſain? :/
/: s kōn ja ao ūon gōer blain! :/ |
| də hōkstknaecht: | /: dausə ai dam wenkl :/
/: lait mai wandrspiṇkl :/ |
| dr brautfīrr: | /: ūwenen ūf də oksl :/
/: tsom adjē mai ūatsl! :/ |

drōch giets rafīrn lōs met dam jōnə mōn, on drōch wiet dam jōnə waip met ručhwōs fir hets də hauf ūfgēsotzt; dō ſain ūleve denə wos ūf də knikālə. drōch wiets erst nōg a beslə gētōflt, on drnōch giets met dr mūfīch ais wietshaus, dos jōnə ēpōer foraus. diet wirts wiedr gētantst wos ūf frī, wōf ok a knoch̄ hōt, on drnōch hōt də gantsə gēscht an ernt.

»Im Kuhländchen dauert eine Hochzeit — was eben eine richtige Hochzeit ist — drei Tage, von Montag bis Mittwoch, und da gibts halt allerhand Spaß dabei.

»Am Sonntag nachmittag da gehn schon die Bäckerweiber zu der Hochzeitsmutter und tragen iſr den Quarg, die Butter und Eier, die Kuchenkäſe und den Pfefferkuchen hin. Danach werden die Käſe und die Pfefferkuchen gerieben, und das wird alles zum Kuchenbacken zurechtgestellt.

»Montag früh kommen die Bäckerweiber wieder. Da werden die Mulden hereingeholt und da wird eingemacht. Und wenn der Teig aufgegangen ist, da wird er ausgewirkt, danach werden die Kuchen breit gemacht und gefüllt. Erst machen wir Quargkuchen, Pilaumen- und Mohnkuchen, und Streuselkuchen, und danach werden für den Bräutigam, für den Brautführer und für die Gespielin (Bräutjungfer) die Trotscher (Hochzeitskuchen) gemacht. (Der Trotscher wird geradeso breit gemacht wie ein anderer Kuchen, nur ein bißchen größer. Vor dem Ausbreiten wird er mit Quarg gefüllt, danach wird er breit gemacht und werden Pflaumen darauf geschmiert und Pfefferkuchen drauf gestreut. Darauf werden die vier Ecken eingeschlagen und wenn er dann abgebacken ist, da wird er noch mit Milch und Butter begossen und Zucker darauf gestreut.) Danach geht die Gespielin mit den Trotschern zum Bräutigam und zum Brautführer. Beim Bräutigam sagt sie: Die Braut läßt Dich schön grüßen und da schickt sie Dir den Trotscher und Du sollst Dir ihn recht schön gut schmecken lassen! Danach geht sie zum Brautführer und sagt: Da bring ich Dir den Trotscher und sieh, ob wir ihn gut gemacht haben! — Die Freundschaft und die Hochzeitsgäste kriegen auch Kuchen heimgeschickt.'

»Jetzt kommt das Bettfahren, das ist am Montag nachmittag. Da werden zwei Pritschen oder zwei Gelegenheiten (Wagen) genommen, und da ziehn sich vier von den Bäckerweibern als Bettweiber an und setzen sich auf und nehmen die Betten auf den Schoß. Auf dem Bock sitzt die Gespielin und hat das Hemd für den Bräutigam und die Sträuße auf dem Arme. Jetzt wird nun losgefahren und beim Fahren wird immerfort gejuxt. Beim ersten Wirtshaus wird stehen geblieben, und die Bettweiber schreien: Jetzt bringt nur was zu trinken, wir sind schon ganz vertrocknet! Und da bringen sie Wein heraus, und danach wird weiter gefahren, und derweil stehlen die Leute die Polster, und da muß man sie wieder auslösen. (NB. In diesem Berichte ist nicht erwähnt, daß die Dorfbewohner auf der Straße Barrikaden aus alten Möbelstücken errichten, deren Beseitigung ebenfalls nur durch Lösegeld möglich ist! So wird das „Bettfahren“ zur größten Belustigung fürs ganze Dorf). Beim Bräutigam wird angeklopft und gerufen: Macht nur auf, wir bringen die Betten! Und wenn die Tür aufgemacht ist, da wird in der Stube drinnen aufgebettet. Dabei machen sich die Mannsleute einen Scherz und werfen die Bettweiber in die Betten hinein, und da müssen die sie immer wieder frisch machen. Danach essen sie beim Bräutigam Kuchen und trinken Kaffee und Wein; und wenn sie abgegessen haben (= fertig gegessen haben), dann fahren sie wieder zu der Braut zurück.

»Montag abend da gehn sie erst zum Bräutigam und danach zur Braut Ständchen machen, da gehn die Musikanten mit, und da gibts wieder Kuchen und Bier oder Wein.

»Am Dienstag da ist erst der richtige Hochzeitstag. Da gehn die Hochzeitsgäste geteilt von der Braut ihrer Seite zur Braut und vom Bräutigam seiner Seite zum Bräutigam zum Frühstück. Da gibts halt Babe, Kaffee, Kuchen und Wein. Jetzt kommt der Bräutigam mit seinen Leuten und holt sich die Braut ab. Der Brautführer geht bitten, ob sich der Bräutigam die Braut holen kann, und der Hochzeitsvater sagt: Ja! Danach kommt der Hochzeitsbitter und macht die Anrede, und wenn er fertig ist, da geht der Brautführer ins Stübchen nach der Braut und führt sie in die Stube. Dort kriegt sie den Segen von den Eltern und danach gehn sie in die Kirche, und die Hochzeitsgäste und die Musikanten gehn auch mit.

»Nach der Trauung gehts ins Wirtshaus. Dort wird getanzt, gegessen und getrunken. Gegen 6 Uhr abends gehn sie alle zum Abendessen, und da gehn sie wieder geteilt zu der Braut und zum Bräutigam, und die Musikanten teilen sich auch. Unter dem Essen wird der Braut ein Schuh gestohlen, und den muß der Brautführer auslösen. Zum Nachtmahl gab es früher erst Rindssuppe, Rindfleisch mit Krentunke, danach Schweinefleisch mit Kraut, darauf „Faschiertes“ mit gedörnten Pflaumen, danach Kaffee mit Babe und Kuchen, und zuletzt wird Honiggries mit Pfefferkuchen draufgestreut. Jetzt ist es schon feiner wie früher; jetzt gibt es schon vierlei Fleisch, zum Schluß auch noch Torte und Bäckerei (Zuckerwerk). Nach dem Abendessen tanzen die Bäckerweiber mit den Burschen um den Mist und danach gehts wieder ins Wirtshaus, und da wird getanzt bis gegen früh.

»Am dritten Tag da werden die Sträuße an den Hut gesteckt (am Hochzeitstage waren sie vorn angesteckt), und danach machen sich die Hochzeitsgäste mit den Musikanten zusammen auf und gehn zu dem jungen Ehepaar. Das heißt man „aufgeigen.“ Und wenn sie zu dem jungen Ehepaar kommen, da finden sie alles fest zugemacht. Und da heißt's halt ums Haus rennen und betteln, bis man endlich hineinkann. Und da singt der Brautführer mit den Hochzeitsknechten (= die männlichen Hochzeitsgäste):

Der Brautführer: Schätzchen, jetze komm ich,
Schätzchen, jetze komm ich;
Mach mir auf die Kammer,
Mach mir auf die Kammer!

Die Hochzeitsknechte: /: Ich kann Dir nicht aufmachen :/
/: Meine Eltern wachen :/

Der Brautführer: /: Muß's denn auch schon heut sein? :/
/: 's kann ja auch auf morgen bleib'n :/

Die Hochzeitsknechte: /: Muß's denn auch schon morgen sein? :/
/: 's kann ja auch aufs Jahr bleib'n :/

Der Brautführer: /: Muß's denn schon aufs Jahr sein? :/
/: 's kann ja auch schon gar bleib'n :/

Die Hochzeitsknechte: /: Draußen in dem Winkel :/
/: Liegt mein Wanderspinkel :/

Der Brautführer: /: Schwing ihn auf die Achsel :/
/: Zum Adje mein Schatzel! :/

„Danach geht das Rasieren los mit dem jungen Mann, und alsdann wird der jungen Frau mit allerhand Scherz die Haube aufgesetzt; da sind Schlingen drin bis auf die Kniekehlen. Danach wird erst noch ein bißchen getafelt, und dann gehts mit der Musik ins Wirtshaus, das junge Ehepaar voraus. Dort wird wieder getanzt bis früh, was nur eine Knoche hat, und danach hat die ganze Geschichte ein Ende.“

Ihre völkische Eigenart haben die deutschen Kuhländer fast nur noch in der Sprache bewahrt. Diese, die Kuhländische Mundart, hat bislang noch keine eingehende wissenschaftliche Darstellung erfahren. In dem weitschweifigen, jedoch verdienten Volksbuche von H. Schulig „Meine Heimat, das Kuhländchen“ ist zwar der Sprache ein besonderer Abschnitt gewidmet, doch erscheint diese Darstellung auch als volkstümliche unzulänglich, sowohl ihrer Anlage nach als besonders wegen ihrer mangelhaften Wiedergabe der Laute. Auch die kleine Skizze im Anhang der erwähnten Meinertschen Liedersammlung entbehrt der fachwissenschaftlichen Grundlage, wenngleich die Schreibung sorgfältiger und für die Kenntnis des damaligen Standes der Mundart höchst lehrreich ist. Übrigens erscheint die heutige Sprache des Kuhländchens gegenüber der jener alten Lieder namentlich im Wortschatz ziemlich verblaßt, was uns gar nicht wunder nehmen darf, da das Ländchen durch seine Lage an der großen Verkehrsstraße, die von Wien durch das Marchtal nordwärts führt, dem zersetzenden Einfluß der modernen Kultur ganz besonders stark ausgesetzt ist. So ist das alte Volkstum hier fast ausgestorben, und auch die Landschaft, in der es sich entfaltete, ist durch die immer mehr sich breit machende Industrie vielfach entstellt. Nur wenige der alten Sitten und Gebräuche, unter denen die Hochzeitsgebräuche wohl die merkwürdigsten sind, haben sich noch erhalten. Auch die alten Lieder und Tänze, welche die heitere Gemütsart des sangesfrohen, fleißigen und reinlichen, gegen Fremde allerdings mißtrauischen Volkes zeigen, sind fast ganz vergessen, und die wunderliche Tracht kann man nur noch in Museen studieren, so in den Ortsmuseen in Kunewald und Neutitschein. (Die kleinen Häubchen tragen die Frauen noch zuweilen unterm Kopftuch. Stubeneinrichtungen, d. h. Kuhländer Bauernstuben, sind auch im Gewerbe- wie im Landesmuseum zu Brünn und im Museum für österreichische Volkskunde in Wien zu sehen.) Der der Mundart entgegenwirkende Einfluß der Schule und der Städte hat es sogar dahin gebracht, daß die Bewohner sich ihrer Sprache schämen und dem Fremden gegenüber gar nicht recht damit heraus wollen.

Diese Sprache der Kuhländer zeigt neben den typischen gebirgs-schlesisch-glätzischen Erscheinungen noch besonders solche des Ober-dörfischen, auf die an einzelnen Punkten der Abhandlung hingewiesen ist, aber auch wichtige Abweichungen gleich denen der Mundart von Katscher (Abfall des End-e und Diphthongierung von mhd. i ü ē œ schles. ī > īe vor Dentalen jeder Art, z. B. r̄ieſlə Röschen, ſiel Seele, ſt̄en schön, vgl. v. Unwerth § 136), sonst insbesondere noch reiche Diphthongierung und Abneigung gegen r. Im einzelnen ist die Stellung des Kuhländischen zu den übrigen schlesischen Mundarten leicht durch Vergleich bei v. Unwerth zu ermitteln¹⁾. Ebenda § 137 ist auch bereits auf die Beziehungen des Kuhländischen zu den Mundarten von Schönwald (bei Gleiwitz) und um Bielitz-Biala (im äußersten Osten von Österreich-Schlesien) hingewiesen, zu denen noch die der ungarischen Zips tritt. Alle diese Mundarten teilen die den schlesischen Diphthongierungsmundarten eigene, oft bis zur Vokalisierung führende velare Aussprache des l (= ɿ; Glogau taɪo Teil ſɪχo Sichel, kuhl. bałt bald, ſāovr selber, Schönwald weɸ Wolf, ſautsə salzen, etc.). Insbesondere, um nur einiges Weitere heraus-zugreifen, teilt das Kuhländische mit dem Schönwäldischen (K. Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien, Wort und Brauch, Heft 7) die Entwicklung von mhd. i ü > e und mhd. u o > ɔ (ſbenə spinnen, ſdopə stopfen — ſpēna, ſtopa) und die reiche Diphthongierung, wie schles. ī kuhl. īe > schönw. ēø (ſien schön — ſeənə), schles. ū kuhl. ūo > schönw. eo (ſūon Sohn, brūot Brot — feɔn, breɔt) — schles. ō hingegen bleibt in beiden erhalten (göt Gott — göt). Mit der Mundart um Bielitz-Biala (G. Waniek, Zum Vokalismus der schlesischen Mundart, Programm Bielitz 1880) teilt das Kuhländische u. a. seine æ und œ aus mhd. ei ou öu (kuhl. läem Lehm, bāom Baum, bāem Bäume — Bielitz läem, baom, bāem neben böim). Die Endung -en, kuhl. -ə, lautet in Schönwald wie um Bielitz-Biala -a (kuhl. haſə Haufen, ſdopə stopfen — Schönwald haufa, ſtopa — Bielitz hefa, ſtopa); auch das Diminutiv -lin, (kuhl. -la, haiflə Häuschen) ist in Schönwald -čha (fisčha Füßchen), um Bielitz -la (trepla Tröpfchen). Die bei v. Unwerth § 137 noch erwähnte Mundart von Lautsch bei Odrau, von der J. Seemüller in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften,

¹⁾ Die bei v. Unwerth § 137 gegebene Aufstellung der Eigentümlichkeiten des Kuhländischen bedarf im einzelnen wohl einiger Änderungen.

philos.-histor. Klasse Bd. 158, 4. Abhandlung, eine Probe gibt, ist als vom benachbarten Sudetenschlesischen beeinflußte Randmundart des Kuhländischen anzusehen.

Meiner Darstellung der kuhländischen Sprache liegt die Mundart von Kunewald zugrunde, das mit Zauchtel, dem wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte des Ländchens, in der Mitte desselben liegt und von jeher als der Sitz „erzkuhländischer“ Art und Sitte galt. (F. Jaschke, Gesammelte Nachrichten von dem Kühlandel, 1818, § 3: „Die Kunewälder sind die Erzkuhländer; daher spricht man von Kunewälder Tracht, Tanz u. ä.“ Nach den Heimatsblättern II 369 zitiert.) Die Sprache dieses Ortes darf wohl daher mit dem größten Recht als typisch für das Kuhländische überhaupt angesehen werden, um so mehr, als Vergleiche mit eigenen und fremden Aufzeichnungen aus anderen Dörfern und nicht zuletzt mit den Meinertschen Liedern mir die Einheitlichkeit der Kuhländler Mundart — trotz natürlich vorhandener lokaler Eigentümlichkeiten — bestätigten. Meine Absicht, die Sprachproben von Kunewald möglichst reichlich mit solchen aus anderen Dörfern des Kuhländchens zu vergleichen, erwies sich leider zur jetzigen Kriegszeit als undurchführbar — liegt doch das Ländchen, wie eingangs erwähnt, an der Nordbahnstrecke Wien—Krakau—Lemberg und somit an der Hauptheeresstraße Österreichs nach Rußland! Ein Umherziehen von Dorf zu Dorf erschien nicht mehr ratsam, nachdem ich am eigenen Leibe hatte übel erfahren müssen, daß man dadurch leicht in den Verdacht der Spionage kommen kann. Ich mußte daher auch die beabsichtigte genaue Feststellung der Grenzen der kuhländischen Sprache einstweilen unterlassen.

Die folgende Darstellung der Mundart beschränkt sich auf die Lautverhältnisse, streift jedoch gelegentlich auch die Formenlehre. Die Lautschrift ist im allgemeinen die in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde zuletzt (1915) vorgeschlagene. Die Belege entstammen durchweg eigenen Aufzeichnungen.

Zur Einführung in die Volkskunde des Kuhländchens können die nachgenannten Schriften dienen, unter denen ich die von mir für diese Arbeit mit herangezogenen näher bezeichne:

K. J. Jurende, Über das Kuhländchen, in dessen Kalender „Mährischer Wanderer“, Jahrg. 1809.

*J. G. Meinert, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens, Wein und Hamburg 1817. Neudruck vom Deutschen Volkslied-Ausschuß

- für Mähren und Schlesien, mit Biographie Meinerts von J. Götz. Brünn 1909.
- F. Jaschke, Gesammelte Nachrichten von dem Kühlandel, 1818. Manuscriptwerk (im mährischen Landesmuseum in Brünn).
- *J. Enders, Das Kuhländchen. Eine geographisch-ethnographisch-historische Schilderung, Neutitschein 1868.
- *W. Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren, Olmütz 1893.
- *F. Held, Das deutsche Sprachgebiet von Nordmähren und Schlesien. Brünn 1896. (Karte!)
- *J. Ullrich, Handkarte des Bezirks Neutitschein. Neutitschein, bei Enders. (Berücksichtigt auch die sprachlichen Verhältnisse.)
- *H. Schulig, Meine Heimat, das Kuhländchen. Jägerndorf 1908.
- *Unser Kuhländchen, periodische Blätter für Volks- und Heimatkunde, Neutitschein, seit 1911.
- J. Ullrich, Volkssagen aus dem Kuhländchen. Neutitschein und Wien (ohne Jahreszahl).
- E. Frank, Untersuchungen über das Kuhländler Rind, Breslau 1903. (Druck von Friedrich Stollberg, Merseburg.)

Weitere Literatur ist bei Schulig (im Anhang) und in den Heimatsblättern zu finden.

(Schuligs Buch und die Heimatsblätter „Unser Kuhländchen“ sind fortan in der Breslauer Stadtbibliothek erhältlich, Meinerts Lieder sowohl in dieser wie in der Universitätsbibliothek.)

Außer den bezeichneten Spezialschriften habe ich noch folgende Hilfsmittel vielfach benutzt:

- M. Lexer, Mittelhochd. Handwörterbuch.
— Mittelhochd. Taschenwörterbuch, 11. u. 12.
- Benecke, Müller und Zarncke, Mittelhochd. Wörterbuch, Leipzig 1854—61. Deutsches Wörterbuch.
- F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Straßburg 1910.
- H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik. 8. Halle 1911.
- W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. I. Band, Lautlehre, 3. Straßburg 1911.
- Th. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache, 10. Bonn 1912.
- W. v. Unwerth, Die schlesische Mundart, in Wort und Brauch, 3. Heft. Breslau 1908.
- O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. I. Beiheft der Mitteilungen der Schles. Gesellsch. f. Volksk. Breslau 1901.
- K. Weinhold, Über deutsche Dialektforschung. Wien 1853.
- J. Rank, Allgemeines Handwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache, 8. Wien und Leipzig 1912.

Das mitgeteilte Verzeichnis von Spezialschriften bietet nur eine kleine Auslese der wichtigsten literarischen Hilfsmittel allgemeiner Art. Aber schon der Inhalt der genannten Heimatsblätter „Unser

Kuhländchen“ läßt erkennen, daß über das Kuhländchen bereits eine rührige Heimatsforschung eingesetzt hat. Diese lehnt sich hauptsächlich an die alten hervorragenden Zeugen für Land und Volksart daselbst, Jurende, Jaschke und Meinert an, und weist in ihren Reihen verdiente Männer auf wie den rührigen Sammler Stephan Weigel in Neutitschein (den besten einheimischen Kenner des Kuhländchens), den Herausgeber der Heimatsblätter Alexander Hausotter und den besonders durch seine mundartlichen Erzählungen verdienten Schuldirektor Emil Hausotter, sowie auch den um die Sammlung und Aufführung alter Kuhländler Weisen und Tänze bemühten Lehrer F. Kubiena, denen ich allen für freundliche Förderung meiner dortigen Studien zu Dank verpflichtet bin. In besonderem Grade gebührt dieser jedoch meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Theodor Siebs, der die vorliegende Arbeit angeregt und mit seiner Teilnahme freundlich begleitet, wie auch Herrn Professor Dr. Wolf von Unwerth in Marburg, der sie gewissermaßen aus der Taufe gehoben hat.

Vorbemerkungen

über den Lautstand und die Aussprache der Mundart.

1. Vokale.

a) Kurze Vokale.

- a ist kurz und hell wie in bühnendeutsch (bd.) „Mann“.
- e ist kurz und offen wie in bd. „hell“. (NB. Für überoffenes e zwischen e und a, habe ich öfters er, auch ø gesetzt.)
- ɛ ist kurz und geschlossen, etwa wie in bd. „Kemenate“ (keme, nātə), mit Neigung nach i (Meinert schreibt dafür ei, z. B. Streimperlai = šdręmplən Strümpfchen).
- ə ist der schwache (gemurmelte) e-Laut in unbetonten Silben (bə-, gə-, -ə).
- i ist kurz und neigt, besonders im Diphthong ie, zu geschlossener Aussprache, etwa zwischen bd. „mit“ und „Spital“ (mit — špital). Übrigens erscheint i ziemlich selten, meist ist es durch e ersetzt; metičl Mittag.
- o ist kurz und offen wie in bd. „offen“.
- ø ist kurz und geschlossen, etwa wie in bd. „Lokalkolorit“ (lokäl-kolɔrɪt), mit Neigung nach u. (Meinert schreibt hierfür ou, z. B. Gould gölt Gold).
- u ist kurz und hell, etwa wie in bd. „Luft“, jedoch selten, meist durch ɔ ersetzt.

b) Lange Vokale.

- ā ist lang und hell wie in bd. „Tat“.
- ē ist lang und geschlossen wie in bd. „Mehl“.
- ɛ̄ ist lang und offen wie in bd. „Säle“. (Den häufig begegnenden Langvokal, der zwischen ɛ und ā liegt, habe ich mit ɔ̄ [etwa = ɛ̄r] bezeichnet.)

- ı ist lang und geschlossen wie in bd. „Liebe“.
- ö ist lang und geschlossen wie in bd. „Lohn“.
- ø ist lang und offen, im Gegensatz zum bd. langen ö.
- ü ist lang und geschlossen wie in „Huhn“.

c) Diphthonge.

In ai sind kurzes a und ganz kurzes helles i eng verbunden. Ebenso ist in au kurzes a mit kurzem hellen u eng verbunden.

Diesen gewöhnlichen Diphthongen stehen die dem Dialekt eigen-tümlichen æ und œ gegenüber. (Auch Meinert unterscheidet ae ao von ai au: Maedle Frao mædłə frão Mädchen Frau, Waiv Haus waip haus Weib Haus.) In æ verbindet sich langes ā mit kurzem offenen e, z. B. häem „heim“, œmöl „einmal“ (betont). In œ verbindet sich langes ā mit kurzem offenen o: frão Frau, Herrin, bāom Baum.

Die Aussprache der übrigen Diphthonge ergibt sich danach aus der Schreibung ihrer Bestandteile: ie, œe, ūe (ūə) ūo, ae, ie, ui (ae und ie ganz kurz!). Beispiele: kīech Kirche, œm arm, wūerf Wurf, ūdrū Stroh, tsubraečhə zerbrechen, kienečh König, fuim neben fūerm Form.

Neben œer hört man oft oier, neben ūer (ūər) auch uir (ui(e)r). Ich hörte diese i-Aussprache vielfach bei jüngeren Frauen. Die älteren Leute sprechen œer und ūer (ūər), wie auch Meinert oe und ue schreibt (foen „fahren“, kuez „kurz“).

2. Konsonanten.

a) Gutturale und Palatale. g j ch čh k h entsprechen den betreffenden bühnendeutschen Lauten: bd. „gut, Jahr, acht, echt“ etc.

g ist stimmhafter velarer Reibelaut und entspricht dem čh wie j dem čh, z. B. aogəblek Augenblick.

b) Labiale. b p w f entsprechen den betreffenden bühnendeutschen Lauten.

v ist bilabialer, stimmhafte Reibelaut, z. B. šdāve sterben.

b Stimmloses b erscheint namentlich in der Verbindung sp = šb, z. B. šbałdə spalten.

c) Dentale. d t s f š wie im Bühnendeutschen.

f ist stimmhaftes š, stimmhafter postalveolarer Reibelaut, z. B. mēřl Mörser.

- d) Stimmloses d erscheint in der Verbindung st = šd: šdoek stark.
- d) Nasale. m n ŋ wie im Bühnendeutschen. (Silbisch: m n ŋ, nur in besonderen Fällen bezeichnet.)
- e) Liquiden. r und l kennt der Dialekt in der gleichen Qualität wie das Bühnendeutsche, indes erscheinen beide häufig verändert.
- r ist reduziertes r, oft fast vokalisch (e-ähnlich).
- l ist der sehr häufige velare Vertreter für l.
- (Silbisch: r, l, nur in besonderen Fällen bezeichnet.)

I. Die Vokale.

1. Die mittelhochdeutschen kurzen Vokale.

§ 1. mhd. a.

1. mhd. a ist im Dialekt meist zu o entwickelt, namentlich vor mhd. Geminaten, vor Konsonantenverbindungen und vor sch. womp Bauch, komp Kamm, ȿrofa abraffen, kropa Krapfen, lots Latz, kołp Kalb, kosta Kasten, bonfm Bansen (Lagerraum in der Scheune), lomp Lampe, os Esche (mhd. asch), posa passen, flonst verzerrter Mund, Zerrmaul (mhd. vlans), opl Apfel, osp Espe (mhd. aspe), ołp Alp, hombuos Amboß (mhd. anebôz), flom Flamme, ȿnorâ schnarren, ȿbone spannen, ȿoſa schaffen, ȿolk Schalk, ȿukorâ Schubkarren, ȿmotse küsseen. gos Gasse, toſ weibliche Scham, Frauenzimmer, wosr Wasser, rots Ratte, woſe waschen, flos Flasche.

Nur ausnahmsweise erscheint o auch bei mhd. einfacher Konsonanz: ȿefotr Gevatter, tsomə zusammen, drop Trab, komin Kamin, kolendr Kalender.

toſ schwatzen ist erst nhd. (schlesisch tallen aus älterem dallen, vgl. Grimm u. Kluge „dahlen“).

2. Sehr häufig ist mhd. a zu ȿ gedehnt, namentlich bei Wörtern auf -er, -el, -eln, -ern und bei einfacher Konsonanz, auch wenn diese mhd. auf den Auslaut beschränkt ist. ȿnqvl Schnabel, ȿqvr Hafer, ȿotr Vater, t̄k Tag, f̄k Sack, m̄lə mahlen, ȿd̄l Stall, ȿsf Schaff, h̄s Hase, tsq̄spl Zaspel, w̄t Wade, d̄ch Dach, m̄n Mann, tsq̄pln zappeln, tsqm zahm, gr̄t gerade, h̄mr Hammer, hon Hahn, h̄dr Hader, t̄dln tadeln, n̄s Nase, s̄t satt, f̄mat Sammet, ȿnqtn schnattern, f̄t soll (zu mhd. sal), ȿ ab, an, ȿdr (ȿvr) aber, ȿfnocht Fastnacht,

pōpl Pappel, kwōl Quelle (zu mhd. qual), kōmr Kammer, lōt Lade, klōpr Klapper, kōn kann, rōpen geräuschvoll arbeiten (mhd. raffeln): remrōpen herumwirtschaften, rōdwr Radwer, rōtech Unkraut im Korn, slōpr Schwatzmaul (mhd. slappern = klappern), s̄drōwl strampeln (mhd. strablen).

In einsilbigen Wortformen findet sich diese Dehnung auch vor mehrfacher Konsonanz, z. B. ȳst Ast, ȳft Schaft, sm̄ts Kuß.

tōfl Tafel ist wie mhd. à entwickelt.

3. Vor r ist Diphthongierung zu ȳe (oie, vgl. Vorbemerkungen 1c) eingetreten, mit Reduktion des r vor nachfolgendem Konsonanten: ḡern Garn, ḡerf Garbe, ḡersdēch garstig, ḡertē Garten, s̄b̄ern sparen, s̄n̄echē schnarchen, s̄er Schar, s̄erf scharf, f̄ern fahren, ȳemē Arm. (Bei Meinert z. B. woem „warm“.)

Auch p̄er Paar und kl̄er klar haben im Schlesischen mhd. kurzes a.

Kurzes o vor r zeigen kwoek Quark, moek Markt, sworts schwarz.

4. Die mhd. Lautgruppe -age- ist zu ȳer entwickelt: kl̄ern klagen, m̄ert Magd, s̄ern sagen, tr̄ern tragen (oie), t̄ern tagen, Tag werden, j̄ern jagen, w̄ern Wagen (pl. w̄yn), m̄er mag (ech m̄erēn nī ich mag ihn nicht; r vor Konsonanten: ech m̄er nī ich mag nicht), ḡsl̄ern geschlagen, n̄erl Nagel. (Bei Meinert Moed „Magd“, soen „sagen“ etc.) Dagegen fr̄s̄gā verzagen.

5. mhd. a ist erhalten

a) vor bloßem ch und k, soweit keine Dehnung eingetreten ist: kachl Kachel, bak Backe, bakē backen, lachē lachen, machē machen, ḡenak Nacken, akr Acker, hak Hacke; ausnahmsweise auch in akst Achse (sonst vor ch (k) mit folgendem Konsonanten o (vgl. 1): trocht Tracht, floks Flachs, oksl Achsel, wokst Wachs, woksē wachsen, nocht Nacht, ochtē acht, s̄lochtē schlachten, fr̄smochtē verschmachten, und im Präter. gutturaler Verben mit sogen. Rückumlaut: ḡedokt gedeckt, ḡadrokt gestreckt, ḡasmokt geschmeckt, ḡasdokt gesteckt, ḡerokt gereckt, analog ḡesopt geschöpft);

b) vor n + g, n + k: aŋl Angel, krank krank, dank Dank, ganə gegangen, gedraŋ eng (adv.), gefanə gefangen, tsau Zange;

c) vor n + d, n + t, n + z: ſant Schande, ant Ente, ſwants Schwanz, lant Land, bant Band, tantse tanzen, hant Hand, kantsl Kanzel, gesdanda gestanden, gants ganz, analog auch in rantse Bauch, Ranzen (mhd. rans);

d) vor ld, lt, lz: walt Wald, faſde falten, ſbaſdə ſpalten, altr Altar. ſaſts Salz, baſt bald, kaſt kalt, geſdaſt geſtellt, hergerichtet, haſde halten (hieſt də goſ! Halt den Mund!).

§ 2. mhd. e (und ä).

1. mhd. e ist meist erhalten: hemt Hemde, teſn dengeln, nets Netz, ſetsə ſetzen, ſdekə ſtecken, ſlenkrlich Perpendikel („Schlenkerling“), ſmeko ſchmecken, ſweſ Schwelle, ſberə ſperren, ſepə ſchöpfen, fet fett, flernə weinen, derə dörren, denkə denken, ernt Ende, eſtrech Estrich, deka decken, eck Ecke, leſe löschen, bet Bett, bek Bäcker (zu mhd. becke), leſl Löffel, heſe hängen, kelvr Kälber, eſl Nessel (über Abfall des n durch Lautabtrennung s. § 40); zu weſr welcher? vgl. Paul § 43 Anm. 3 (das Relativum lautet dārdə, dīdə).

2. Bei Dehnung ist ē die Regel: ēſl Esel, wēdl Wedel, tsēdl Zettel, ſēml Schemel, gējr gegen, gēhēch Gehege, hēvə heben, ſēnſoſt Sehnsucht, ēdl edel, ēnenkl Enkel (mhd. enenkel), drtsēlə erzählen, dēnə dehnen, bēgrēpnis Begräbnis, knēbl Knebel, rēdə ſprechen rētich Rettich, blētr Blätter, rēdr Räder, kēt Kette, ſlēch Schläge, grēvr Gräber, lēdech ledig.

3. Vor r wird mhd. e zu ē, unter Reduktion des r vor folgendem Konsonanten: gērt Gerte, hērvəſt Herbst, hērv̄erech Herberge, ſdērk Stärke, fertech fertig, ērvə erben, ērn Fußboden, dērm Därme, drnērn ernähren, kērts Kerze, wērn wehren, aber wär Wehr, Flußwehr.

4. Die Lautgruppe -ege- ist zu ēr entwickelt: trērt trägt, fert sagt, ērdə Egge (mhd. egede), lērn legen, (part. praet. gēlērt). Dagegen gēhēch Gehege, kējil Kegel, etc.

5. Sekundärumlaut (mhd. ä) wird zu a, gedeht ä, so harf herb, fasr Fäſſer, haksə pl. Haxen, Beine, fat Pferd, gavr Gerber, awəs pl. Erbsen, adə Ernte, ſāmə ſchämen, ɔfawə abfärben, āwech verkehrt (mhd. äbich, vgl. ſchlesisch „ebsch“ = verrückt, eingebildet) und die Diminutiv- und Komparativformen, ſoweit sie nicht Primärumlaut haben: kastlə Käſtchen, kraplən pl. kleine Krapfen, Pfannkuchen, randlə Rändchen, bandlə Bändchen, ſdāndərlə Ständchen, gläßl Gläschen, häſlə Häschen, gätlə Gärtchen, betsdātlə Schlafſtätte, kāovlə Kälbchen; naſr, dam naſtə näſſer etc., glatr, dam glatſtə glätter etc., aber ērmr ärmer, leſr länger, ērjr ärger, eldr älter.

6. Vor Gutturalen und Palatalen wird ä zu ae bzw. ae: maeksl Mächsel (zu machen), waechtr Wächter, kwäeglən „Quäglein“, kleine runde Käſe, baenkł Bänkchen, næechtə gestern abend, naekə necken.

7. Die Lautgruppe -äge- wird durch ae vertreten, mit einigen Schwankungen: mædlə Mädeln, tædijə hin und her reden (mhd. tägedingen, teidingen, vgl. verteidigen), wārn pl. Wägen (§ 1, 4), naiel pl. Nägel, nał Nähelchen (mit Kürzung); auch gatræt Getreide schließt sich dieser Entwicklung an (wie überhaupt gesamtschlesisch, vgl. v. Unwerth § 110).

§ 3. mhd. ē.

1. mhd. ē ist gewöhnlich zu a, in den meisten Fällen unter Dehnung zu ā entwickelt, letzteres gilt namentlich vor Gemination außer ll.

a: mas Messe, malkə melken, hats Herz, mats Metze, klat Klette, kalə Kerl, ʃdaltz Stelze, traſə treffen, ʃdapə steppen, fanstr Fenster, frgasə vergessen, faspr Vesper, frasə fressen, falt Feld, fafr Pfeffer, ar (här) er, draſə dreschen, asə essen, lawéndech lebendig, batlu betteln, wał Welle, astr desto (zu mhd. deſter, wohl wie esl § 2, 1 durch Lautabtrennung, etwa aus on_dastr „und desto“ entstanden), ſwaſtr Schwester. masr Messer und talr Teller haben sich auch sonst im Schlesischen der Entwicklung von ē angeschlossen.

ā: māl Mehl, gāmə gähnen, dām dān dem den, bār Bär, Eber, wār wer, wātr Wetter, wān werden, ʃdātſə Pflugsterzen, gēnālə ge-nesen, tsān zehn, gēšān geschehen, gān gern, gān geben, gāſt Gerste, gēlāſt gelebt, gāl gelb, hat Herd, hār her, trāspə Trespe (Unkraut im Korn) jātə jäten, latān Laterne, ſdrān Strähne, smār Schmer, krāvəs Krebs (mhd. krēbez).

2. Vor ch- und k-Lauten gilt ae bzw. āe: ſnaek Schnecke, flaecht Flechte, (griech. πλεκτή), ſdaekə Stecken, tswaek Zweck, ſaechtſə ſeichzehn, ſlaečt̄ schlecht, ſaekeč̄ ſcheckig, faeč̄t̄ fechten, drſdaeč̄h̄ ersteichen, laekə lecken, drlaekſt̄ ausgetrocknet, verschmachtet, blaech̄ Blech, raeč̄ richtig, braeč̄h̄ brechen; wāek Weg, ſiaeč̄h̄ Säge, flæk Fleck, bröstflæk Leibchen, dræk Dreck, bāeč̄h̄ Pech, raeč̄h̄ rechen, raeč̄h̄ rechtsseitig, ſ fæeč̄h̄ (das) Pflugmesser (mhd. ſeč̄h̄), fæeč̄h̄ Felge. Eine ähnliche Entwicklung zeigt auch das Oberdörfische (vgl. Pautsch, § 40), wie überhaupt das Kuhländische im Vokalismus der Stammsilben vielfach Ähnlichkeit mit dem Glätzischen hat (bisher mhd. a > ȏ § 1, 2, mhd. e > ē [> ȏ vor r] § 2, 2 u. 3). āe zeigt auch klæwə kleben, part. klæeft geklebt (zu mhd. klēben, nicht kliben, welches ai entwickelt haben müßte, s. § 11).

3. Mitunter ist ē erhalten, namentlich vor l- und r-Verbindungen:

gełt Geld, helfə helfen, weit Welt, welə wollen, geldə gelten, kelə frieren (mhd. kellen), z. B. s kelt mēch of də feñr es friert mich an die Finger.

Bei Dehnung gilt in diesem Falle ē: sejə Segen, flejə pflegen (gäilecht), bəwejə bewegen, ȿweje abwägen, wērmərt Wermut, ȿer Schere, swērt Schwert, ȿdērtsə den Dienst wechseln (mhd. stérzen).

4. Die Lautgruppe -ēge- ist mit Kontraktion zu ā (gekürzt a) entwickelt: fāens Sense, rāen Regen, ran regnen, bāgan begegnen, gālan gelegen.

§ 4. mhd. i.

1. mhd. i klingt im Kuhländischen meist wie geschlossenes e: destl Distel, ausgədən Ausgeding, went Wind, wenkl Winkel, blent blind, betr bitter, bendə binden, brēnə bringen, kreßkendlə Christkindlein, lensə pl. Linsen, rent Rind, rechə richten, wek Wicke, tsens Zins, tseplmets Zipfelmütze, tswesə zwischen, tsenkə pl. Zinken, gəſeſt Gesicht, gəſent Gesinde, hendrnis Hindernis, henkə gien hinken, henə hinnen, heml Himmel, nēpə einnicken, tēſlr Tischler, treukə trinken, ſeçhr sicher, ſetṣə sitzen, ſenə singen, ſelwr Silber. (Meinert schreibt hier stets ei: Seilver, speinne „Silber, spinnen“.)

Auch die Endung -ig (mhd. -ic, -ec) lautet regelmäßig -ēch, z. B. fertech, ȿertech, gōersdech fertig, artig, garstig. — ſmet Schmiede und melich Milch zeigen sogar offenes e.

2. Während die gewöhnliche Entwicklung i > e mit dem Glätzischen übereinstimmt, ist bei Dehnung Diphthongierung zu ie die Regel: r̄ief Rippe, mēch mich (betont), m̄et mit (betont), m̄iest Mist, tswiev̄ Zwiebel, gəſbiel Gespielin, Brautjungfer, gəwies gewiß, gievi Giebel, hien hin, niedrdef Niederdorf, ſievə(nə) sieben, ſm̄ierə schmieren, ſm̄iet Schmied, ſd̄ieſt Stift, ſn̄ietlich Schnittlauch, ſlietə Schlitten, ſriet Schritt, ſief Schiff, ſiel viel, liet Deckel (mhd. lit.), z. B. kälrliet Kellertür, bōdmliet Bodentür, ſiep Sieb, wēda pl. Wiede (mhd. wit), duechliedn vergerben, durchprügeln (mhd. lideren neben läderen).

3. r wird bei Dehnung reduziert: kiers Kirsche, wiert Wirt, ſbietsə spucken (mhd. spirzen), hiers Hirse, tsierkl, Zirkel, gəbīech Gebirge, kieməs Kirmess, ſierf Scherbe, kiech Kirche, wierkə wirken, gəsm̄iert geschmiert. (Meinert schreibt einfach ie, z. B. Wietein „Wirtin“).

4. Auch monophthongische Dehnung findet sich; ē besonders vor ch, j, š: wēs Wisch, gədējə gestiegen, tsech Ziege, tēs Tisch,

sdech Stich, swerfptr Schwiegervater, knetse drücken, kneten, quetschen; ī vor (dial.) n: kīn Kinn, binr Bienenzüchter (zu mhd. bin), geln geliehen, auch in nī (ni) nicht u. fik Sieg.

5. Die participia praeteriti der I. Ablautsreihe haben teils e, teils ie (ē): grefe gegriffen, gressa gerissen, gabsa gebissen, geslechē geschlichen; ie bei den Verben auf b g d t n: garieva gerieben, gesdejē (vgl. 4) gestiegen, galieda gelitten, garietē geritten, gesienē geschienen.

6. Abweichende Bildungen: fos Fisch, pl. fes, Analogiebildung zu pōš Busch, pl. pes; wüthop Wiedehopf stimmt zu älterem wudhup (steirisch Wudhup(f), in Schleital i. Elsaß Wutthahn), nach Suolahti („Die deutschen Vogelnamen“, Straßburg 1909) onomatopoetisch.

§ 5. mhd. o.

1. mhd. o ist meist zu ō gedehnt (wie gebirgsschlesisch-glätzisch): knōtē Knoten, gabōt Vorladung, grōb grob, gōt Gott, hōsē pl. Hosen, hōnechē Honig, tōchtr (halblang!) Tochter, tōcht taugte, sbōt Spott, fōl voll, dōnān donnern, ötr Otter, övē Ofen, öbast Obst, dōn Zug (ai äenr dōn in einem Zuge, immerfort, mhd. don Spannung), lōch Loch.

ēbr- Ober- (in Zusammensetzungen, z. B. ēbrdef Oberdorf) ist wohl umgelautet.

2. Vor r tritt Diphthongierung ein (œ, glätzisch œ): kōern (koiern, vgl. Vorbemerkungen 1c) Korn, tōer Tor, dōerf Dorf, kōerp Korb, mōern·morgen. Die Kürze bleibt erhalten in gəfoecht gefürchtet, morjē Morgen.

3. Die Lautgruppe -oge- ist zu ḡer (oier) entwickelt: gəfl̄hern geflogen, gatsērn gezogen; aber gabōgē gebogen, gəwōgē gewogen. (Die Entwicklung ist demnach die gleiche wie im Oberdörfischen, vgl. Pautsch, § 44).

4. Bei erhaltener Kürze gilt o, oft zu ɔ verdunkelt: golt Gold, knop Knopf, wolw billig („wohlfeil“), fornē vorn, ech kont ich konnte, mr kondn, woldn, foldn wir konnten, wollten, sollten (sonst praet. selten!), šoklu schaukeln (mhd. schocken), soldōt Soldat, glōk Glocke, folk Volk, ɔks Ochs, rondl Pferdestall („Roßstall“), rotṣe rotzen, woch Woche, šdopē stopfen; kuma kommen hat sogar u.

Vor r tritt in diesem Falle ui ein: uigl Orgel, fuim (neben fūerm) Form.

5. Die mittelhochdeutsch auf o lautenden participia praeteriti der II., III. und IV. Reihe haben in der Mundart teils ɔ, teils ō:

krochā gekrochen, gaddrōsə gedroschen, gōsə gegossen, gənōsə genossen (letztere beiden halblang!), gəfōtə gesotten, gəbōgə gebogen, gəsdōlə gestohlen, gəwōgə gewogen (dieses aus der V. in die II. Klasse überführt). In gəsdūəvə gestorben ist o ganz zu u verdunkelt.

6. Besondere Entwicklungen: Neben doch „doch“ erscheint auch dech, dechr, z. B. m̄er dech mags doch! Von mhd. solch ist die Nebenform sülch zu lechə „solche“ entwickelt; über setə = „setane“ solche vgl. Th. Schönborn, das Pronomen in der schlesischen Mundart, § 87 (Wort und Brauch, Heft 9) und Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 46, S. 167. diet „dort“ ist vielleicht umgelautet.

§ 6. mhd. u.

1. mhd. u erscheint meist erhellt als ɔ (wie auch im Glätzischen): montr munter, wondr Wunder, gədōnkə Gutdünken (mhd. gedunc), tsokr Zucker, tsōn Zunge, gront Grund, fōnt Pfund, gonst Gunst, hondrt hundert, doldə dulden, jomfr Jungfrau, hopə hüpfen, hont Hund, hoar Hunger, polwr Pulver, nōtsə Nutzen, tōmp dumm, tōnkl dunkel, ton Tonne, trōk Trunk, lōmp Sumpf, son Sonne, rōn Runge, of auf (unbetont).

u ist namentlich vor k und ch zu hören: kluk Gluckhenne, fuks Fuchs, duſ drech durstig, fr̄slukə verschlucken, sup Suppe, ſnupə schnauben, kuchl Küche (zu mhd. kuche), kukə neugierig schauen („gucken“); ebenso im Rückumlaut schwacher Verben: ɔgəflukt abgeflückt, ausgəſut ausgeschüttet, gədrukt gedrückt, gabukt gebückt, frrukt verrückt.

Auf Entwicklung durch Umlaut (§ 8) weisen: rem herum, nes Nuß, (wohl aus dem Plural), templech Dummkopf (mhd. tumplich), peklech bucklig, kepərn kupfern, jekə jucken, ſelech schuldig, finklech funkelnd, ſinōvət Sonnabend.

2. Vor r gilt üe (ui), meist unter Reduktion des r: füerch (fuich) Furche, būern (buirn) Born, Brunnen, wūerſ Sensenstiel, güert Gurt, dūech durch, gəbūert Geburt, füerts (uie) Furz. (Meinert schreibt bloß ue, z. B. kuez kurz).

3. Die participia praeteriti der III. Reihe haben ɔ: gəbōndə gebunden, gəſbōnə gesponnen, gəſondə geschunden, gəſlōnə geschlungen, kwōnə bezwungen.

4. Bei Dehnung erscheint ö, ū und ü: öf auf (betont), ſöntich Sonntag, ſdōf Stube, pōs Busch, jūot Jude, kūogl Kugel, ſūon Sohn, ſlūs Schluß, gərūch Geruch, kūmət Kummet, lūk Lüge, trūgl Truhe.

ſn̄iech Schwiegertochter (mhd. snurche) weist auf Entwicklung durch Umlaut, ebenso ḡesn̄edr Schnupfen (zu mhd. snuderen), vgl. § 8, 2.

§ 7. mhd. ö.

1. mhd. ö erscheint als e: ſerts Schöps, tep Töpfe, flek Pflöcke, freſ Frösche, ſlesr Schlöſſer, kechen Köchin, rekla Röckchen, unkſtñ Unkosten, felech völlig.

2. Bei Dehnung gilt ē: fejl Vögel, hewlech höflich, ḡewenlech gewöhnlich, hēſlən Höſchen, ēmerlə schwaches Kind (mhd. ome Spreu, überhaupt etwas Unbedeutendes).

3. Vor r gilt ē: kervlə Körbchen, hērlə Hörnchen, ertlə kleines eigenes Besitztum („Örtchen“).

NB. Die Entwicklung ist demnach dieselbe wie im Glätzischen.

§ 8. mhd. ü.

1. mhd. ü erscheint wie im Glätzischen gewöhnlich als e: kech Küche (zu mhd. küche, vgl. § 6, 1), hep̄s hübsch, mēlnr Müller, ḡebrest „gebrüstet“, stolz, kets Schürze (mhd. kütze), glēk Glück, templ Tümpel, ſdēk Stück, ſleprech schlüpfrig, drekə drücken, tſepl-mets Zipfelmütze, āelteſech einzeln (mhd. einlützec), letslwais ſtückweise, eines nach dem andern (mhd. lützel); offenes e haben ſesl Schüssel, hetlr kleiner Häusler („Hüttler“, mit eigenem Haus, aber gepachteten Feldern), lekech lückig (z. B. s kōern is hair lekech das Korn hat dies Jahr schwache Ähren); daneben erscheint auch i, z. B. kisə küssen, kit Sehar, Haufen (Herde, mhd. kütte).

Ansatz zu Diphthongierung zeigen ſietə schütten, ſietl̄n schütteln, kienech König, fiepəs fürbaß, vorwärts (sämtlich mit ganz kurzem Diphthong!).

2. Bei Dehnung tritt Diphthongierung zu īe ein: kr̄ep̄l Krüppel, tiekl Edelstein (mhd. türkel), tiekltauf Turteltaube, m̄iel Mühle, ſd̄ievl̄ Stübchen, ſietsl̄ Dachvorsprung als Giebelschutz (mhd. schürzelin), ūevr über, ūevl̄ übel, ūdrietsl̄ Striezel, jieden Jüdin, b̄iet Bürde, hiev̄ Hügel,

fēn Söhne, tejə taugen, mējə mögen, kenə können, genə gönnen sind wohl über mhd. ö entstanden (vgl. Pautsch!).

3. Vor r erfolgt die Dehnung und Diphthongierung (letztere hier nicht immer deutlich!) wieder unter Reduktion des r vor Konsonanten: ḡiel Gürtel, ſd̄irts Stürze, ſietsl̄ Giebelschutz („Schürz-

chen“), *sierjə* schieben („schürgen“), *bürst* Bürste, *wiemlə* Würmchen, *fech* drbiēn (mhd. erbürn erheben) sich erholen, *fech* fiedn sich „federn“ = sich beeilen (mhd. vürdern), *firwəst* Schuh-Oberleder, Putzleder (mhd. fürben putzen), *tir* Tür, *fir* für, vor. (Meinert schreibt einfach ie, z. B. wiede „würde“.)

In *terlə* Türchen, *fechtə* fürchten bleibt die Kürze erhalten.

2. Die mittelhochdeutschen langen Vokale.

§ 9. mhd. ā.

1. mhd. ā ist durch ö (wie gebirgsschlesisch-glätzisch) vertreten: mōntich Montag, amōl einmal (unbetont), hōt hat, hōkə Haken, Ruhrhaken, gētōn getan, blō blau, grō grau, grōf Graf, tōpən tapern, tōcht Docht (mhd. tāht), noch nach, nōlt Nadel, šbōn Spahn, šdrōf Strafe, šlōfə schlafen, šōf Schaf, šwōgr Schwager, frōt Verrat, frōgē fragen, dōcht dachte, jōmēn jammern, ös Aas, övēt Abend (tsōvēts abends, bei Meinert z 'Obed), klō Klaue, plō Plaue, krō Krähe, trōm Balken, drōt Draht, mōlə malen, šdōl Stahl, mōs Maß, šbōt (adv.) spät, lōn lassen, mōfn Masern, und wohl auch bōcht Schimpfname, besonders auf ungezogene Kinder (mhd. bāht Kot, Kehricht, Unrat).

ö zeigen u. a. tōt, ſołdōt Tat, Soldat, šbinōt Spinat, tsolōt Salat, nōlt Ahle.

Kürzung erscheint in hon haben (mr hon, f̄ hon), bopst Papst, nokwr Nachbar, host hast, šlofə gien schlafen gehn.

2. Vor r gilt œ (oie): jœr Jahr, wœr wahr, kœrt gekehrt, gœlœrt gelehrt, gelernt (zu mhd. gekārt, gelārt).

3. Abweichende Bildungen: pēkə schreien (mhd. bāgen) ist wohl ebenso wie grāts Schritt und grātsə schreiten durch Umlaut zu erklären (§ 14; mhd. grāt = lat. gradus, pl. grāte).

§ 10. mhd. ē.

1. mhd. ē ist bei konsonantischem Auslaut zu ie diphthongiert: wīenech wenig, grīedl gepflasterter Gang am Hause entlang (mhd. grēde), krīen Meerrettich, gīen gehen, šdīen stehen, ſiel Seele, hierch Lerche, tswīenə zwei (männlich, ohne Beziehungswort; weibl. tswūa, sächl. tswē).

2. Im Auslaut ist ē geblieben: klē Klee, wē weh, tswē zwei

(männl., mit Beziehungswort; weibl. tswū, sächl. tswē), auch in ēnher, früher.

3. Vor auslautendem r gilt offenes ē: mēr mehr, lēr Lehre, ēr Ehre (wie im Glätzischen).

4. Verkürzung zeigen tsin Zehe, pl. tsinē, ērst erst.

§ 11. mhd. ī.

1. mhd. ī ist gewöhnlich durch ai vertreten: laīch Leiche, lait liegt, laidē leiden, faifē pfeifen, aivēs Eibisch, raist Flachsreiste, drbain dabei, śnait Schneide, śdaijē steigen, śraiwē schreiben, śrain schreien, śwain Schwein, śdraitē streiten, raitn reutern, sieben, fajjē seihen, fait Seite, glai sogleich, gaijē geigen, wais weiß, tsailwais zeilenweise, taīch Teich, gēhai Spott (zu mhd. gehiwen), vgl. Grimms Wörterbuch „Gehei“ = „Hohn“ und „geheien“ 3 f, g, woselbst auch des Kuhländischen gedacht ist.

2. Oft ist dieses ai zu a verkürzt (ae vor ch): dastl Deichsel, dratsē dreizehn, am = ai dam in dem, bam = bai dam bei dem, wa(e)l weil, fanr feiner, san scheinen, strahlen, fratich Freitag, śmast schmeißt, rast reist, rat reitet, laeicht leicht, watr weiter, falkē Veilchen, bast beißt, śnat schneidet, gran weinen (mhd. grīnen). Die Verkürzung zeigt sich also namentlich in Komparativen, im Präsens (2. 3. sg., 2. pl.) der dental auslautenden Verben der I. Reihe und beim Zusammentreffen von Flexions-n mit Stammauslaut n.

Abweichend von der Regel bleibt der Monophthong, nur verkürzt, in ślisē schleßen, z. B. bam fādn ślisē beim Federnschleßen. Auch krālē kreischen steht ganz abseits von der gewöhnlichen Entwicklung.

§ 12. mhd. ö.

1. mhd. ö ist gewöhnlich zu ū diphthongiert, zumal in einsilbigen Wörtern: grūos groß, tūot tot, trūon Thron, nūot Not, nötig, śūos Schoß, śdrūo Stroh, śrūot Schrot, brūot Brot, rūos Rose, rūot rot, grūoslē Großmutter, būos Flachsbündel (mhd. bōze).

Daneben erscheint auch ö, so in östn Ostern, gēlōfē los werden (mhd. gelösen), śdōse stoßen, asō so (schles. afū, zu afūnr „ein so einer“, vgl. Zeitschr. f. deutsche Philologie, Bd. 46, 167); verkürzt in śon schon, hōkst Hochzeit.

2. Vor r gilt œ (qie): kōer Chor, rōer Rohr, gēhōert gehört. uir Ohr und luirwr Lorbeer werden mit ui gesprochen.

§ 13. mhd. û.

mhd. û erscheint als au: kraut Kraut, tsaum Zaun, maul Maul, hauf Haube, grauflech abscheulich, kauen kauern (mhd. hûren) tauf Taube, taufet tausend, faulē Säule, saur sauer, ſdraus Strauß, kaut Kaute Flachs (= 10 Reisten), kaul Kugel, kaulē kugeln (mhd. kûle, kûlen neben kugel(en), tauvl(-gl) Faßdaube (mhd. dûge). — Vor r: uir Uhr.

Bei Verkürzung entstand a, wie in grap „Graupen“, Hagel, hafē Haufen, latr lauter (wie auch glätzisch).

Unregelmäßige Entwicklungen sind u. a.: klaovē klauben, müſich Musik, tūſl Dusel (zn mhd. tūzen, vgl. Grimm „duſen“ und „duſeln“), müſerech mauserig, unwohl (mhd. müzen mausern), drſödn erschaudern, erschüttert werden; traiuēk Trauung und ſlaider Schleuder sind durch Umlaut über iu entstanden.

§ 14. mhd. æ.

Dem mhd. æ entspricht in der Regel ē (so auch glätzisch): glech Gelege, das Zusammengelegte (mhd. gelæge; das Getreide wird beim Haun zu losen Häufchen zusammengelegt ai glējē geler̄t), tēt tātē (dient zur Umschreibung des Konjunktivs), fēn sāen, fēlē fehlen, drēn drehen, krēn krähen, ſbēt spät (adj.), kēs Käse, kwēl Qual (zu mhd. quâle), lēgl Milchgefäß (mhd. lægel), nēnr näher, ge, gēlech plötzlich, hastig (zu mhd. gæhe) drēt Drähte, ſbēn Spähne trēm pl. Balken, tēchtē kleiner Docht, fēl Pfähle.

Vor r gilt ē: ſwēr schwer, jērlech jährlich.

ā zeigen lär leer, ſdāt ruhig, langsam. Vgl. auch § 9, 3.

§ 15. mhd. ø.

1. Dem mhd. ø entspricht im allgemeinen īe: kliefle Klößchen, kries Gekröse, ſtēn schön, ſdīesr Habicht, bīes böse, lieſe lösen, rīestē rösten, triestē trösten, krienlē kleine Krone.

2. Vor r ist ē entwickelt: hērn hören, ſdērn stören, rērn Röhren.

3. Verkürzung zeigen namentlich Komparative und Superlative: ſinr, ſinstē schöner, schönste, grisr, gristē größer, größte, retr röter, hechr hechstē höher, höchste; auch das Präsens des Verbums, z. B. ſdīst stößt. (2 und 3 ähnlich im Glätzischen!)

§ 16. mhd. iu.

1. mhd. iu (iuw) ist zu ai entwickelt: kaiən kauen, tsai(s)t zieh(s)t, flaicht fliegt, baicht biegt, hailə heulen, haiflr Häusler, hait heut, hair dieses Jahr, trai treu, naiſtrech neugierig, ſlaichle kleiner Schlauch, nain(ə) neun, taiwl Teufel, air Euter, blail Bleuel, blailn bleuen = die Wäsche mit dem Bleuel klopfen, ſbraitsle mhd. spriuz(e) „Spreize“, Holzscheitchen, aifaiən einsauern, laigen (-ern!) lügen (zu mhd. liugen), frſaimə versäumen (mit Umlaut), gerain reuen.

2. Der Umlaut fehlt im Gegensatz zum Schriftdeutschen in knaul Knäuel, faule Säule, ſaumə schäumen, ſlaume gefallen, zusagen (unpersönlich gebraucht: s' ſtaumt mr es gefällt mir).

3. Häufig tritt Kürzung zu a ein (ae, ganz kurz, besonders vor ch): gast gießt, gənast genießt, ſan Scheune, nantsə neunzähn, fraen(t)soft, frlast verlier(s)t, frast friert, raecht riecht, laecht leuchtet (laecht amö! leuchte mal!), bedat bedeutet, lat leutet; also namentlich im Präsens (1. 2. sg., 2. pl.) der II. Reihe und vor n, ch und t, zumal in dentalen Flexionsformen.

3. Die mittelhochdeutschen Diphthonge.

§ 17. mhd. ei.

1. Als regelmäßige Vertretung von mhd. ei ist für unsere Mundart ae charakteristisch (wie im Oberdörfischen): läem Lehm, mäefl Meißel, mae Mai, wäets Weizen, ech wäes ich weiß, mäene meinen gämäen Gemeinde, häelo heilen, häelr „Heiler“, Arzt, äenletſeçh einzeln (einlützec), räetl Reitel, räetln reiteln, ɔräets „Anreiz“ (Backwerkgeschenk zum Taufen), häetsa heizen, häes heiß, häem heim, næ, inæ nein, täek Teig, taelə teilen, faejr Wanduhr (mhd. seigære von seigen seihen neben sihen, also ursprünglich wohl Sand- oder Wasseruhr), fäef Seife, häet Heideland, ſbæch Speiche, brætə zuwegebringen (mhd. bereiten).

ä in gäsbok (Ziegenbock, mhd. geiʒ) Spotname für Schneider, ist offenbar über ae entwickelt.

Ausnahmsweise erscheint ai, z. B. tsaije zeigen.

Im Auslaut ist ei zu e entwickelt: e Ei, tswē zwei (sächl., vgl. § 10), gäsrē Geschrei.

2. Kürzung zu a (ae) zeigt sich namentlich in Komparativformen und beim Zusammentreffen von Stamm- und Flexions-n, auch im

Präsensdental auslautender Verba: klanr kleiner, dam bratstə am breitesten, met da šdan mit den Steinen, aelwə elf, brat, bratst, gə-brat, z. B. e᷑h brats nī ich brings nicht zustande, e᷑h hōrſ ni gebrat ich habs nicht fertig gebracht, es ist mir nicht geglückt; oft auch e᷑h was, du wast ich weiß etc.

§ 18. mhd. ou.

Dem mhd. ou (ouw-) entspricht āo (vgl. glätzisch ā!) tsāom Zaum, kāoft gekauft, gerāoft gerauft, hāon hauen, tāop taub, lāop Laub, tāof Taufe, šāon schauen, āo ā auch, āoch Auge, pl. āogə, bāom Baum, ūofə saufen, rāoch Rauch.

æ in kāefə kaufen, rāefə raufen, glāewə glauben u. a. geht auf md. Formen mit öu zurück. Ebenso weist hāept Haupt (Teil des Pfluges und des Ruhrhakens) auf Umlaut.

§ 19. mhd. ie.

1. Dem mhd. ie entspricht ī: knī Knie, tsīn ziehen, grīwə pl. Griefen, grīs Gries, sīdə sieden, sđir Stir, flījə fliegen, īdr jeder, frīlsə verlieren, frīsə frieren, fīrə vier, bijə biegen, krijə kriegen, bekommen, brīf Brief, līt Lied, bētrījə betrügen.

2. Verkürzung zeigt sich namentlich vor mhd. ȝ und ch (h): gīsa gießen, ſīsə schießen, ſlīse schließen, lisə das Wetter vorhersagen (mhd. liezen wahrsagen), rīchə riechen, līchtə blitzen; ebenso in nīrt nirgends, dēnstich Dienstag.

§ 20. mhd. uo.

1. mhd. uo erscheint meist als ū: hūt Hut, mūm Muhme, ältere Frau, mūs muß, glūt Glut, gūt gut, hūf Huf, tūn tun, ūch Schuh, pl. ūs, ūl Schule, fūs Fuß, blūm Blume, tswū(ə) zwei (weibl., mhd. tswuo neben tswô).

2. Die Kürzung lautet u: kuchə Kuchen, mutr Mutter, rufə rufen, rut Rute, ūdrutə Stute, fluchtə fluchen, drtsun dazu, bust Bast (zu mhd. buost).

Vor r gilt ūə (ui): fūrə (fuir) Fuhrer.

fīche suchen, rif(s)t ruf(s)t beruhen auf Umlaut.

§ 21. mhd. öu.

1. Als legitime Vertretung von mhd. öu erscheint, dem Dialekt eigentümlich, æ, das zuweilen in ū (zwischen ā und e) übergeht: rāevr (rōwr) Räuber, hāeplə „Häuptchen“, kleiner Kopf, z. B. a

hæplæ tsolqrt ein Kopf Salat, dø bæm die Bäume, fæmæ säumen, einfassen, gæsl Handvoll (dim. zu mhd. goufe), sääevl „Schäubel“ (dim. zu mhd. schoup) Strohbündel, sääevldqch Strohdach. Vgl. außerdem § 18.

2. Die mhd. Lautgruppe öuw ist im Inlaut zu ai, im Auslaut zu e entwickelt: Im Inlaut hair Heuer, Mäher, frain freuen, frait Freude, jedoch sdrętn streuen; im Auslaut hę Heu, sdrę Streu. Über die verschiedene Entwicklung vgl. v. Unwerth § 41.

§ 22. mhd. üe.

1. mhd. üe ist durch i vertreten: brin brennen (intr.), fīrn führen, frī früh, blīmlæ Blümlein, rīf Rübe, krijlæ Krüglein, grīn grün, kī Kühе, glīnech glühend, rīen röhren, fījə fügen, sīlən pl. Schuhchen, bənīmæ versprechen (mhd. benüemem).

2. Die Kürzung lautet i: britæ brüten, fitn füttern, fis Füße, sisæ süß, hitæ hüten, grisæ grüßen, mesæ müssen, gitlæ kleines Bauern-
gut, hitlæ kleiner Hut, kišdl Kuhstall, prelæ brüllen.

In gehut gehütet zeigt sich Rückumlaut.

4. Übersicht über die qualitativen Veränderungen der Stammsilbenvokale.

§ 23. Diphthongierung.

1. Diphthongierung langer Vokale:

ē > īe § 10. i > ai § 11. o > ūo § 12. û > au § 13. œ > īe
§ 15. iu > ai § 16.

2. Diphthongierung kurzer Vokale:

a) durchgehend: ä > ae (āe) vor ch und k, § 2, 6. e > ae (āe)
vor ch und k, § 3, 2. i > īe bei Dehnung, § 4, 2. ü > ūe bei
Dehnung, § 8, 2.

b) vereinzelt: u > ūo § 6, 4. ü > ie § 8, 1.

3. Diphthongierung vor r:

a) kurze Vokale: ar > ȶer (oier) § 1, 3. or > ȶer (oier) § 5, 2.
ur > ūer (ui(e)r) § 6, 2.

b) lange Vokale: är > ȶer (oier) § 9, 2. ör > ȶer (oier) § 12
ûr > ūer (ui(e)r) § 13.

4. Die mhd. Lautgruppen age, ege, äge, ēge, oge:

age > ḡer (oier) § 1, 4. ege > ēr (ēr) § 2, 4. äge > ae (gekürzt a) § 2, 7. ege > ae (gekürzt a) § 3, 4. oge > ḡer (oier) § 5, 3.

§ 24. Monophthongierung.

1. Regelmäßig tritt dieselbe ein bei:

ie > i, i. § 19. uo > ū, u. § 20. üe > i, i. § 22.

2. Nur bedingt:

ei > a bei Kürzung § 17, 2. öu > e im Auslaut § 21, 2.

§ 25. Umlaut.

Bezüglich des Umlauts tritt die Mundart oft in Gegensatz zum Schriftdeutschen.

1. Rein äußerlich ist dieser Gegensatz

a) beim Diminutiv der a-Stämme: häfl̄ Häschen, fasl̄ Fäßchen, kanl̄ Kännchen, taml̄ kleiner Damm, speziell auf dem Acker die Erhöhungen zwischen den Furchen (ädepltam̄ = Kartoffelfurche), kastl̄ Kästchen, sāfl̄ Schäfchen, hānl̄ kleiner Hahn, napl̄ Näpfchen;

b) bei Komparativen: nasr nässer, glatr glätter. — In all diesen Fällen stehen a und ä nur äußerlich zum schriftdeutschen ä im Gegensatz, mundartlich sind sie die Umlaute zu o und ḡ.

2. Der Umlaut fehlt

a) beim part. praet. der schwachen Verben mit ü in der Stamm-silbe: gəruk̄t gerückt, (gə)drukt gedrückt, (gə)bukt gebückt, gehut gehütet, ausgəsut ausgeschüttet; § 1, 5a. Bezüglich des Präteritums, vgl. Schlußbemerkung zu § 43.

b) auch sonst häufig, so bei manchen Nominalstämmen, zuweilen auch im Präsens der Verben: nochte Nächte, knaul Knäuel, faule Säule, os Esche, osp Espe, sböt spät (adv.); ḡfərvə abfärben, ūam̄ schäumen, hop̄t hüpfen, ūnuf̄n schnüffeln, wokst wächst, gədran gedrängt, eng, də ūdraus̄ Sträße.

3. Umgekehrt erscheint der Umlaut mitunter, wo er im Schrift-deutschen fehlt: heṛt hart, wərn pl. Wagen, unkeſt̄n Unkosten, tēch Tage (neben tōch), pēstr̄ pl. Polster, traiuŋ̄ Trauung. kwēl Qual, kišd̄l Kuhstall, ūich̄ suchen, rifst rufst, kaien kauen, brain brauen, faierai Sauerei, schlechtes Wetter, mēk̄n munkeln, kaileč̄ kugelig, kullig, jek̄a jucken, u. a. (§ 6, 1 pekleč̄ bucklig, etc.).

5. Die quantitativen Veränderungen der Stammsilbenvokale

§ 26. Dehnung.

1. In mhd. offener Silbe ist die Dehnung allgemein wie im Gesamtschlesischen.

ſōtl Sattel, pōpl Pappel, ſnōwl Schnabel, kūogl Kugel, tswīevl Zwiebel, glevl Giebel, nōrl Nagel, knēbl Knebel, ēdl edel, ēfl Esel, ſēml Schemel, wēdl Wedel, rēdr Räder, blētr Blätter, wādr weder, wātr Wetter, lāvē leben, kāwr Käfer, sādl Schädel, ſwāwl Schwefel, iewl übel, tōdln tadeln, niedr- Nieder-, kīefl Kiesel, ſwējrfōtr Schwiegervater, dōnr Donner, fādr Feder, ötr Otter (mhd. oter), kwāndlēn pl. Quendel (mhd. quēnel), lādr Leder, kōmr Kammer, hōmr Hamner, ſnōtn schnattern, gēfōtē gesotten, rīef Rippe (mhd. ribe), ſdōf Stube, kēt Kette (also auch wo durch jüngere Apokope später Einsilbigkeit entstand).

Die Dehnung unterbleibt häufig in mhd. offener Silbe, auf die die Endungen -er, -el, -en, -ern, -eln folgen, wie in glatr glätter, ſmelr schmäler, potr Butter, gēfotr Gevatter, ſeml Schimmel, heml Himmel, witir Witwer, tsomē zusammen, kumē kommen, batln betteln. Eine Sonderstellung nimmt kienech König ein.

2. In mhd. geschlossener Silbe zeigt die Mundart im allgemeinen in folgenden Fällen Dehnung:

a) vor allen einfachen Konsonanten (im Gegensatz zum Neuhochdeutschen auch vor t! vgl. Wilmanns § 239 ff.), ebenso vor ch und sch und vor auslautendem pf. Meist sind es einsilbige Wörter, auch solche, die mhd. inlautend Geminata zeigen.

ſōf Schaff, ſief Schiff, rōt Rad, glōt glatt, lōt satt, ſdōt Stadt, blōt Blatt, brāt Brett, mīet mit, ſmēt Schmied, ſnjetlēch Schnittlauch, ſriet Schritt, ſbōt Spott, gōt Gott, gēbōt Vorladung, betsdātla Schlafstätte, ſōk Sack, tōk Tag, gēsmōk Geschmack, wāek Weg, flāek Fleck, bōk Bock, rōk Weiberrock, ſlōk Schlag, grōp grob, rāophūn Rebhuhn, gērūch Geruch, mīech mich; dīech dich, ūech ich, ūdēch Stich, kōkleſl Kochlöffel, lōch Loch, kwōl Quelle, ſdōl Stall, fāl Fell, gāl gelb, ſdōm Stamm, ſlōm Schlamm, kīn Kinn, fōs Fisch, tēs Tisch, nōp Napf, tōp Topf.

Natürlich finden sich Ausnahmen wie fet Fett, drop Trab, ſlōf schlaff, frech frech, blaech Blech, doch doch, tswaek Zweck.

b) vor r und r- Zusammensetzungen: gōerf Garbe, gōersdech garstig, gōertə Garten, gōer gar, gōern Garn, wērn wehren, kerts Kerze, drnērn ernähren, hār her, drkwār quer, wār wer, hāt Herd, šdān Stern, sb̄etsə spucken, wīewl Wirbel, smiērə schmieren (mhd. smirwen), kiers Kirsche, kīrmēs Kirmess, šdāvə sterben, fir vor, dōerf Dorf, kērvlə Körbchen, šnierch Schwiegertochter (mhd. snurche), wūerf Sensenstiel, būern, bīenls Born Brunnen, tīr Tür, gielt Gürtel, šietslə Schürzchen, Giebelschutz, tīekltauf Turteltaube.

Ausnahmen: šworts schwarz, moek Markt, kwoek Quark, fechtə fürchten, gōfoecht gefürchtet, dušdreh durstig, harf herb, berk Berg (bäck niedrige Anhöhe — so wenigstens mitgeteilt!), kalə Kerl.

c) bei Wörtern auf -er, -el, -ern, -eln mit mhd. inlautendem p oder pp: krēpl Krüppel, klōpr Klapper, klōpən klappern, tsqpln zappeln, lōpən lappern, trinken, analog rōpən (meist rēmrōpən) geräuschvoll tätig sein (herumwirtschaften, mhd. raffeln lärm'en, klappern); ähnlich auch in kālr Keller (mhd. keller, kelre).

3. Die Kürze bleibt in der Regel erhalten bei mhd. Gemination und mehrfacher Konsonanz einschließlich z, ch und sch.

a) Gemination: kesl Kessel, esl Nessel, šesl Schüssel, šlesl Schlüssel, fokl Fackel, peklech bucklig, šietl schütteln, knetl Knüttel, lefl Löffel, tsepl Zipfel, wosr Wasser, masr Messer, talr Teller, akr Acker, fesr Fässer, tsokr Zucker, slesr Schlösser, betr bitter, wele wollen, klat Klette, gran weinen, flernə weinen, gōwer Gewirr, tsuknelt zerdrückt, šmekə schmecken, ſweł Schwelle, šberə sperren; mache machen, wachə wachen, lachə lachen, kachl Kachel, keçh (kuchl) Küche, keçhen Köchin, woch Woche, braeçhə brechen, šdaechə stechen, drasə dreschen, toş weibl. Scham, Frauenzimmer, flos Flasche, woş waschen, fechl Sichel, sechr sicher, leşə löschen, fres Frösche, tswesə zwischen.

b) Mehrfache Konsonanz: nocht Nacht, ochtə acht, šlochtə schlachten, flaeçht Flechte, waeçhter Wächter, goljə Galgen, kromf Krampf, klomp schnell vorübergehender örtlicher Krampf (am Finger, Fuß etc.), zu mhd. klambe Klemme? womp Bauch, gons Gans, floks Flachs, tsits Brustwarze, gafecht Gesicht, gasent Gesinde, hendr hinter, henkə gien hinken, teşlr Tischler, trenkə trinken, fenstr finster, frfetse verfitzen (Fäden verwirren), šlendə schlingen, schlucken, lenſə pl. Linsen, krestkendlə Christkindchen, ront rund, jomfr Jungfrau, šoldr Schulter, doldə dulden, gonst Gunst, gront Grund.

In der von Knetsch herausgegebenen Limburgischen Chronik lesen Seite 6: „Alani und Schwaben, der Franken haupt- und erbfeind, iure belli herzukommen.“ —

Der Teufel als Erbfeind der Frommen bei Adam Berg (München 1588) Warhaftige und gründliche Historia, Vom ursprung . . Montis Serrati B₂^b: „Als er nun in seinem heiligen Wandel also fortgefahren, hat der böß Geist, als ein Erbfeind solcher andechtiger Leut, . . disen list erdacht“. Behrend 8. — Etwas ungewöhnlich werden bei (B. de las Casas) 1597 Neue Welt 32 die Spanier wegen ihrer Grausamkeit und Mordsucht „Erbfeinde deß menschlichen Geschlechts“ genannt. Das Original konnte leider nicht verglichen werden.

Fronstreck. Im DWB. ist eine Stelle aus S. Franck beigebracht, Grimms Vermutung, das Wort dürfte bei Franck häufiger erscheinen, ist wohl nicht der Fall, denn Fischer kennt auch nur diesen einen Beleg bei ihm, fügt aber noch einen aus einer Augsburger Bibel hinzu. Über die Etymologie weiß ich nichts beizubringen, nur hinweisen möchte ich auf eine Reihe von Belegen, aus denen wenigstens die Bedeutung sich unschwer feststellen läßt. Merkwürdig ist, daß die Quellen alle aus Augsburg stammen. So lesen wir in einer Übersetzung des Buches de libera vita (Augsburg 1490) des Walterus Burleus von Anton Sorget^b: „Nun magst du sy (sc. die Widerwärtigen und Widerspännigen) nicht als gar vertryben, noch ganz vertilgen, dann dir wyder sein würdet fronestrechlychen der dir yetz nit verdachtlich ist, vnd jm fürcht darumb er schweiget, vnd der jm nit fürcht tut dich pringen“. Der lat. Text heißt: Adversabitur autem aliquis non suspectorum^a. Fast genau so steht die Stelle in einer Ausgabe aus Augsburg vom Jahre 1519, die übrigens H. Kunst, Stuttgarter litter. Verein 177, 414 Ann. 1 nicht kennt. (Breslauer Stadtbibliothek 40 194.)

Gar nicht selten gebraucht das Wort C. Huberinus, über den erst Th. Koldes Artikel in der RE. uns recht belehrt hat. Im Spiegel der Haustzucht (1553) 21^b: machen damit die Kinder störrig, fronstreck, und ungehorsam^a; 26^a: Dieweil doch solche Kinder so fronstreck seind, und so gar keyne zucht, noch vermanung an jhnen erschießen will, so muß hellesch fewer zuletzt drein schlagen^a; 169^a: „Fran Venuß hat sondere besoldung, die sie jhren kriegern zu lohn gibt, erstlich das sie wild, fronstreck werden^a; 221^b: „darumb nur bey zeit darzu gethon, die weil sich das rütlín nun biegen last, sonst werden sie (sc. die Töchter) fronstreck, und geben um kein zucht,

und kein vermanung, noch straff mer^a; im Christlichen Ritter (1558) n₁^a: Oder bist nie ungehorsam gewesen, sondern nur strellich, mutwillig, fronestreck unnd unbendig^c. Im Jahre 1573 erschien zu Augsburg eine Übersetzung des Werkes Ordini di Cavalcare von Frid. Griso durch J. Fesser, hier steht 204: Wann es (das Pferd) aber gantz franstreck, das ist, nichts umb die straff geben wolt, so magstu die selbige scherpffen der gestalt^c. Genau so in der Ausgabe von J. Fayser (Frankfurt 1643) Hippokomike 201. — Sicherlich ist heranzuziehen niederd. wranten „mürrisch sein“, wrantrig, frantrig, wfries. wrantelich „ärgerlich, verdrießlich“; der Übergang von nd. wr. in obd. fr. ist bekannt; vgl. z. B. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache^d 228.

Gattichen. Das Mitteil. XVII, 87 aus Fr. Seidel 1626 Türk Gefängnis beigebrachte und von Diels erklärte Wort kommt in der Form Giattchen vor bei Reinhold Lubenau, der zu derselben Zeit wie Fr. Seidel in Konstantinopel weilte und auch mit ihm bekannt war (vgl. die Ausgabe der Reisen des Reinhold Lubenau von W. Sahn, Königsberg II (1915) 49). Er hat sich ein kurzes Wörterverzeichnis zum täglichen Gebrauch zusammengestellt und a. a. O. 60 verzeichnet er unter den Kleidungsstücken die ‚Giattchen‘. ‚Ihre (der Araber) Weiber tragen Ungarische Gatic, das ist Hosen aus weißen oder blauen Leintuch bis an die Knoten lang‘. J. G. Harant 1678 Der christliche Ulysses 652. Diese Gattichen trug der ungarische Pferdeknecht noch im 19. Jahrhundert, wie Karl Braun 1878 Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten II, 55 meldet: ‚Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider); vgl Paul Kretschmer 1916 Wortgeographie 112 Anm. Reinhold Lubenau a. a. O. 61 verzeichnet auch Paputsch. cf. Zs. f. d. W. 15, 117^b.

Dunkle Gefühle. Über das Aufkommen dieses Ausdrucks hat O. Walzel im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (1914) I, 7f. gehandelt, ohne zu einem Abschluß gekommen zu sein. Ich wage hier sehr zögernd eine Vermutung zu äußern, die nur als ein Tastversuch gelten will, um in diese Frage mehr Licht zu bringen. Als ich vor Jahren anfing mich mit Zinzendorf näher zu beschäftigen, war ich verwundert, bei ihm den Ausdruck nicht zu finden, bis mir allmählich das Verständnis des Begriffes Gefühl bei ihm aufging. Wo nämlich Z. sich vorsichtig ausdrückt, wenn es ihm darauf kommt scharf umrissen zu sprechen, klingt bei ihm bei dem Wort

immer das Fühlen durch, wie z. B. ganz grobsinnlich verstanden als tasten, greifen. Wohl spricht er einmal vom geheimen Gefühl 1741 Jeremias 87: „Dergleichen Ideen pflegen die Obrigkeiten zu haben, deren Glück Gott stabilirt, und bey denen ein geheimes Gefühl ist, wem sie es zu danken haben“.

Dagegen fiel bald ein anderer Ausdruck auf. „Z.“ nennt die Mystik einen dunklen Glauben¹⁾), so 1742 Büd. Samml. III, 193: „Ich habe sehr lange und mehr als es jemand nöthig zu rathen ist, in dem sogenannten dunklen Glauben gestanden, davon die Mystici sehr viel schreiben und ihn zu einem hohen Grad machen ich aber nicht“; und 1746 Natürl. Reflexionen 98: „Wenn aber der ungefühlige, oder dunkle Glaube so viel sagen solle, daß man seinen Erlöser einen Tag lieber hat, als den andern, einen Tag mehr traut als den andern: so habe ich was gegen diese Sache einzubinden, weil der Ausdruck sie in ein falsches Licht setzt“; Zwei und Dreyßig einzelne Homiliae oder Gemein-Reden in diesen Jahren 1744, 1745, 1746. XVII. Rede S. 6: „Und daraus ist endlich diese solution geworden, die man schon lange vorher gehabt, und die man nicht nöthig hatte, itzo von neuen zu erfinden; daß ein Christ seines Glaubens nicht gewiß ist, noch gewiß seyn kan; sondern daß man so dahin geht in einem dunkeln glauben, und so oft einem einfällt, ob das ding auch wahr ist, bey sich selbst immer wiederholet: „Ich glaube; welches Doctor Luther zu seiner Zeit nenut, sich einen gedanken machen; der da spricht: Ich glaube; damit fängt man sich nun bey ernsthafsten leuten an zu behelfen, wenn man keine gewißheit und beständige freudigkeit erlangt.“

XXX. Rede S. 6. Wir finden aber auch noch eine andre art von leuten in unserm wege, die mit uns noch weniger auskommen können, als wir mit ihnen. Das sind die leute, die vom dunkeln glauben reden, und die in praxi auch Atheisten sind: ob man ihnen gleich gern zugibt, daß sie nicht von herzen und mit vorsatz sind, und denselben grund nicht dazu haben haben, der in den theoretischen Atheisten liegt, die da wünschen, daß weder eine active noch passive unendlichkeit seyn möchte.“

Wäre es nun nicht möglich, daß dieser Ausdruck später von

¹⁾ Wohl bekannt ist mir, daß der Ausdruck dunkler Glaube früher vorhanden ist, z. B. bei A. H. Buchholtz 1666 Herkules I, 21 b: „Behalte dir deinen tunkeln und überverständlichen Glauben“. Hier wird der Glaube der Heiden so genannt im Gegensatz zu dem hellen, lichten Christusglauben“.

dem andern „dunkle Gefühle“ abgelöst ist? Fr. v. Raumer, der Schleiermächer nahe stand, schreibt z. B. 18. 4. 1802 Lebenserinnerungen I, 186: „Er (Lessing) ist der unwidersprechliche Beweis, wie die größte Klarheit und Bestimmtheit sich mit der lebendigsten, thätigsten, tiefsten Empfindung vereinigen kann und soll; ohne alle die vorgeblich nothwendige Beimischung von Mysticismus, von dunkelen unbestimmten Gefühlen, die bei den mehrsten leerer Dunst sind“. Die Verbindung von Mysticismus und dunkelen Gefühlen ist hier beachtenswert. J. v. Baader verwendet den Ausdruck öfter in den von Schaden herausgegebenen Tagebüchern; z. B. S. 45 vom Jahre 1786.

Gemütlich. Da frühe Belege für das Wort sehr spärlich sind (vgl. DWB.); so seien ein paar nachgetragen. Das puch der himl. offenbarung der heil. wittiben Birgitte (Nürnberg 1502) 8. Vorrede: „wann etlich stund in verzückung des gemütlichen afferhebens, sehend in der verpildlichen oder geistlichen gesiht“. (elevationis mentalis.); „da die vorgenant fraw von Christo: und der junckfrawen Maria völliglich ward underwissen von der materi ze erkennen die geist und gesicht und gemietlich empfindung. a. a. O. 8 Vorrede 2 (mentalia sentimenta). — „Item das gebett, das da ist ein uffsteigung des gemütz in got: und also heist es ein gemütlich gebett, daruß das munndtlich gebett mit den worten, auch das gesang und lob gotts entspringt. Johan von Lanßburg 1518: Eyn schöne unterrichtung was die recht Evangelisch geystlichkeit sy, und was man von den Clöstern halten soll B₂^a. Valentin Weigel 1613 Gulden Griff B₃^b: „Mit dem Verstand des Gemüths, siehe ich an die Engel und den ewigen Gott, Also ist Gott und die Engel ein Gegenwürff des gemüthlichen Auges“. Diese Belege und die Verwendung des Wortes gemüthlich in ihnen ermöglichen uns auch das Verständnis des im DWB. zu kurz abgetanen Gebrauchs des Wortes bei Zinzendorf; cf. IV, I, II, 3330. Ich stelle eine Auslassung Zinzendorfs voran, die ganz klar ist. Bei A. G. Spangenberg 1752 Schluß-Schrift II, 471: „Gefühl und Salbung ist nicht einerley. Gefühl ist der Effect von der Salbung. Die Salbung ist die Theilhaftigkeit an seinem Geiste, die agirt, und der Effect von dieser Action ist das Gefühl. Das Wort Gefühl ist ein schlechtes Wort. Denn im Grunde heißtts nicht Gefühl, sondern es ist mir so. Denn beim Gefühl stellen sich die Leute vor, als wenn einem etwas stieße, oder über die Haut liefe. Gemüthlich drückt es besser aus. Die Salbung macht uns ge-

müthlich. Was Zinzendorf auch anders einmal so ausdrückt Sokrates 1725 Nr. 23: „Ich kann nicht alles sehen, woran ich denken kan; aber ich kan darauf treffen mit meinem Gemüth; Welches eben so viel bei der Seelen ist, als das Fühlen beim Cörper“. Das heißt also mit anderen Worten: „Das Gemüt ist für die Seele dasselbe, was für den Leib das Fühlen ist. Es ist gleichsam der ins Geistige erhobene Tastsinn“. Die Berührung dieser Auffassung Zinzendorfs mit den oben vermerkten aus dem Buch der heiligen Brigitte und der Weigels ist klar, wenn auch nicht so scharf pointiert wie bei Zinzendorf. Ja, ich vermuthe, daß Z. diese Begriffsbestimmung von gemütlich von Gichtel oder dessen Quelle Valentin Weigel übernommen hat. Denn Z. kannte beide. Einen Beleg aus Gichtel bringt das DWB. IV, I, II, 3330. — In dieser zugespitzten Form wendet nun Z. das Wort durchaus nicht immer an. Wir begegnen ihm des öfteren in der uns verständlicheren Bedeutung. 1757 Londoner Predigten II, 25: „Einem ordinären Heiden ist, wie man im Teutschen sagt, gemüthlich, es ist nach seinem Sinn, er findet nichts revoltirendes drinnen“; 1746 Natürliche Reflexionen 222 „. . . kan auf drey Seiten betrachtet werden, je nach dem einem Leser gemüthlicher ist“; 193: „denn weil man einem Hauffen super-klugen und zum Theil angesehenen Leute das Maul stopfen mußte: so war es mir ganz gemüthlich, um denen ehrlichen und gottesdienstlichen Pennsylvaniern zu helfen“, 194: „und es war beynahe einem jeden gemüthlicher, an mir zum Ritter zu werden, als mich zu hören“. Diese Ausdrucksweise verspottet z. B. J. G. Schütze 1758 Herrnhuthianismus in literis: „Weil aber das Urtheil Zinzendorffen nicht gemüthlich, so leugnete er hernach die Klage gar“. Von hier ist nun der Weg nicht mehr weit zu einer gemütlichen Unterhaltung, Kneipe, usw.

Gewächs. Wunderlich lehrt in DWB. IV, I, 3, 4724 unter 8, daß die Ausdruckweise „Gewächs der Reben“ zuerst von Luther in der Bibelübersetzung verwandt worden sei. Mc. 14, 25 und Mt. 26, 29; hinzufügen kann man Lc. 22, 18. Diese Behauptung ist aber nicht richtig. Denn wir lesen bereits bei Matthäus Ringmann 1513 Der text des Passions und lidens Christi C₂a: „Wann ich sag vch das ich nun hinfürder nit werde trincken von dem gewechß der reben“.

Glaubensbekenntnis. Gombert, Programm 1908, 14f. wies für die übertragene Bedeutung des Wortes auf das grammatische

Glaubensbekenntnis Gottscheds vom Jahre 1748 hin. Diese Verwendung des Wortes ist aber älter: „Noch zu guter Letzte mit dem größten Amts-Eiffer ein Glaubens-Bekäntniß gethan; Das wolte er noch hiermit sagen, daß er von des Lipsius Schreib-Art nichts hielte, weil Sie allzu kurtz wäre“. J. B. Mencken 1716 Zwei Reden von der Charlutanerie 131. Das politische Glaubensbekenntnis begiebt auch etwas früher als a. a. O. in den von Geiger herausgegebenen Briefen Ifflands (8. II. 1793) I, 206: „Zuvor mein politisches Glaubensbekenntnis über die gegenwärtige politische Lage der Dinge“. — Für Glaubensartikel in übertragener Bedeutung sei bei dieser Gelegenheit folgender Beleg beigebracht aus P. J. Marperger 1716 Beschreibung des Hanffs und Flachs 285: „sintemahl es ein Glaubens Articel der Wäscherinnen ist, daß so lange die Lauge noch nicht braun scheint, so lang habe auch die Lauge ihre gebührende Schärfe noch nicht“.

Glitschen. Weigand-Hirt verweist auf ein mth. Voc. ex quo vom Jahre 1469, wo glitschen neben glitsen erscheinen. Und fährt dann weiter fort: „Nach Campe von Wieland in die Schriftsprache eingeführt“. Diese Bemerkung ist irreführend. Denn was Campe unter Schriftsprache verstand, verstehen wir heut unter dem Wort nicht mehr. Es wäre eine verdienstliche Arbeit, einmal zu untersuchen, wie der Begriff des Wortes Schriftsprache sich geändert hat.

Wer nun keine eigenen Sammlungen hat und z. B. Sanders vergleicht (I, 600^a), wo, unter sehr kurzem Hinweis auf Fischart, nur Belege aus dem 18. und 19. Jahrhundert gebucht sind, der kann leicht vermuten, das Wort wäre seit dieser Zeit erst gebräuchlich und stimmt Campe zu. Für das Schwäbische gibt nun Fischer schon ein paar Belege aus Brenz und Kraffts Reisen. Hier mögen noch einige andere stehen, aus denen man entnehmen kann, daß das Wort seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz geläufig ist und von Schriftstellern gebraucht wird, die für ihre Zeit anerkanntes schriftsprachliches Deutsch geschrieben haben. Z. Rivander 1591 Fest Chronica I, 7^a: „die (Höllenbande) glitzschete ab“. H. v. Breuning 1612 Orient. Reise 163: „gleich als auff einem Eyß glitschen“. Harsdörffer 1661 Heraclitus u. Democritus 562: „glitschet ihm der Fuß“. E. Francisci 1680 Lufft-Kreis 868: „das Hellschen oder Rutschen und Glitschen auf dem Eise“. F. v. Sandrart 1680 Iconologie deorum 131^b: „Der breite Weg zeigt uns ein Rosenlindes Reisen

Allein das Ende glitscht auf harten Klippen ab'. H. Widerhold 1681 Beschreibung der sechs Reisen I, 49^a 52^a. Diese Belege ließen sich leicht vermehren, dürften aber genügen.

Grell. Im DWB. IV, 1, 6, 102 wird bei Grell m. hinter die Bedeutung Zorn, Grimm ein Fragezeichen gesetzt. Folgende Stelle ergibt für das Wort als f. fraglos diese Bedeutung; „welcher bei seinem Leben die Rhodiser mit einer sonderbarn unmenschlichen Grell und grausamkeit hat verfolgt“. H. Lewenklaw 1590 Neuwe Chronica Türek. Nation 301. Was heißt aber Grelle bei Joh. Faustus 1619 Fasti Limpurgenses 19^a? „Er was ein herrlich starck man, von Leib, von Person, und von allem gebeine, und hatte ein groß haubt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit anlitz mit bausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe“.

Grellheit. Das DWB. belegt das Wort zuerst aus Heinsius 1801 und bringt nur Belege aus dem 19. Jahrhundert. Wir finden das Wort aber in der Bedeutung Grausamkeit bereits bei H. Lewenklaw, a. a. O., und noch viel Unruhe vorhanden, wegen des Schach damals unfürsichtiglich geübter Grellheit“, 95 und 124: „auch allem Blutdürstigen Weisen und Grellheit zuwider seyn“.

Hausmusik. Das DWB. weiß über das Wort weiter nichts zu berichten, als daß es einen Beleg aus einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts anführt. Es hat also keine Ahnung von der Entwicklung des protestantischen Kirchen- und Gemeindegesanges. Es ist dies übrigens nicht die einzige Stelle, wo es in dieser Hinsicht den Benutzer völlig im Stich läßt. Das Quellenverzeichnis führt S. 33 Job. Heermann, Devoti Musica Cordis Hauß- und Hertz-Musica Lpz. 1630 u. 1636 an. Indessen ist das Wort älter. Hierüber berichtet jetzt Herman Petrich 1914 Paul Gerhardt 75f. Jetzt sei noch ein von Petrich nicht bemerkter alter Beleg für das Wort beigebracht: „Die beste Haus-Musica stehet in andächtigen Psalmen und Lobgesängen“. V. Herberger 1619 Trawrbinden VI, 202. Auch ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert: „Diß ist die schönste Haus-Music, (wenn nämlich Mann und Frau zusammen stimmen). H. v. Assig 1719 Ges. Schriften 314. Den Aufsatz von C. J. Becker, Zur Geschichte der Hausmusik, Neue Zs. für Musik. Juliheft 1837 konnte ich nicht erlangen. Ebenso stiefmütterlich ist das Wort Hauskirche bedacht, obgleich hier aus Büchertiteln sich mancherlei beibringen ließ. So seien denn hier wenigstens ein paar Nachträge

verzeichnet. Andreas Fabritius, Pfarrherr in Eisleben zu S. Niclas 1569 in 8°. Die Hauskirche: Das ist: Wie ein Hausvater neben dem öffentlichen Predigtamt, auch daheine sein Heufflein zu Gottes Wort und dem lieben Catechismo reitzen soll; Roth 1573 Catechism. Predigt I, 148^b: „Hierzu nemet nu in ewrer Hauskirchen die schönen Weihenachts Gesenge“; Wolffg. Musculus 1595 papist. Wetterhan 64: „das ist mein haußkirche, vnd haußzucht“; „und wollen (Braut und Bräutigam) ihrem lieben Gott eine keine Haußkirche anlegen“. S. Artomides 1609 Christliche Auslegung I, 759. E. Weigel 1685 Rechenschaftliche Forschung 17: „Denn Mahlzeiten sind Hauskirchen-Zeiten, die mit lauter Gottes-Furcht und Christlicher Erbauung zuzubringen“.

Heimweh. J. A. Walz hat Zs. f. d. W. XII, 184 darauf hingewiesen, daß das Wort sich im Gesangbuch der Brüdergemeinde finde. Wir haben es aber hier nicht etwa bloß vereinzelt. Man vergleiche Gesangbuch (1737) nr. 8° 1496, 2:

Ihr friedenskinder, ich hab euch im Herzen,
nicht ohne heimweh, und desselben schmerzen“.

Aus den Zinzendorfischen Schriften mögen folgende Stellen genügen, die sich leicht vermehren ließen. 1738: „Ferner ist noch bey unsrer Heyden-Sache sorgfältig zu vermeiden das Heimweh“. Büd. Samml. I, 675; 1755: „ein heimweh verursachender wunden-blick“, Kinder-Reden 12; 1755: „unds heimweh mach ausstehlich, durchs heilige Abendmahl“. Kinder-Oden III. Zinzendorf und die Brüdergemeinde verwendet ja überhaupt Zusammensetzungen mit heim sehr gern: heimgehen, heimkehren, Heimkehr, Heimgang, Heimfahrt, Heimgangs-gedanke usw. — Bei dieser Gelegenheit seien auch noch ein paar schlesische Belege beigebracht: „Vor allem soll Juste die Wehmut, d. h. auf gut Breslauisch: das Heimweh nicht aufkommen lassen“. Joh. Tim. Hermes (31. V. 1806) an seinen Schwiegersohn Zahn in Neumarkt, abgedruckt bei G. Hoffmann 1911 Joh. Tim. Hermes. Ein Lebensbild 85, und Seite 87: „vor allem soll auch sie das Heimweh, diese schlesische Unart nicht aufkommen lassen.“

Hep! Hep! Ladendorf hat Zs. f. d. W. VI, 50 auf eine Germ. 26,382 angezogene Stelle aufmerksam gemacht, nach der das Hep! Hep! spöttische Nachahmung des Rufes jüdischer Hausierer gewesen sei. Hierzu vergleiche man John Brinkmann, Kasper Ohm un ick 61 (Hesse): „Hepp-hepp-hepp, Schachermachei“; und F. Gregorovius, Wanderjahre in Italien I, 96: „Man sah sie (die

Juden) also bis auf diese Zeit mit allen Sachen hausieren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden^c. Warum Ladendorf seinen ursprünglichen Weg nicht weiter verfolgt und sich der höchst unwahrscheinlichen Erklärung des DWB. angeschlossen hat, für die er ja noch weitere Zustimmung gefunden, ist schwer zu sagen. Ich bin immer noch geneigt anzunehmen, daß die bereits 1819 aufgestellte Vermutung, Hep sei Verkürzung aus Hebräer, richtig ist. Das man das Wort Hebräer in der Bedeutung Händler, Hausierer gebrauchte, bestätigt bei unter dem Wort im DWB. abgedruckte Beleg aus Thümmel, und mir persönlich ist dieser Gebrauch sehr geläufig. Die Frage ist nur, ob die jüdischen Händler sich selbst so nannten. Hierzu fehlen mir die Nachweise.

Inneres Düppling (vgl. Gombert, 1903, Festschrift 33) Fr. Engels schreibt am 7. XI. 1864 an Karl Marx: „wie jetzt Wagener einen „inneren Düppling“ verlangt“. Briefwechsel III, 192. Wenn Engels hier auf den Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 30. September 1864 anspielt, so wäre also Hermann Wagener der Präger dieses Wortes in der zugesetzten Form.

In puncto puncti. Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 130 hatte eine burschikose Abänderung des Ausdrückes *in puncto sexti* vermutet. Dies wird bestätigt durch eine 1791 namenlos erschienene Schrift: „Freimüthige Briefe über Bahrds Lebensbeschreibung“; in dieser wird p. 73 das *in puncto puncti* ausdrücklich ein „lustiger Studentenausdruck“ genannt.

Kleine Leute. (Gombert, Z. s. f. d. W. VII, 8; Ladendorf, Schlagworte 171). Mir ist der Ausdruck zuerst begegnet bei A. A. Rhode 1755, Schlüssel zu Herrnhut 86: „Das sind kleine Leute in ihren (der Herrenhuter) Augen. Sie sehen und kommen viel weiter“. Mit den kleinen Leuten sind die Apostel Petrus und Paulus gemeint. Hier sind die kleinen Leute offenbar unbedeutende Leute, die kein Gewicht und Ansehn verdienen. Ob dies die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks ist, scheint sehr fraglich. — In demselben Sinne lese ich ihn bei Fr. v. Raumer 1824 in einem Briefe an W. Müller, Lebenserinnerungen II, 162: „Einverstanden sind wir, . . daß ein ungemein großer Dichter dagewesen sein müsse, und nicht alles auf eine Menge kleiner Leute zurückgeführt werden könne“. In der Antwort verwendet Müller den Ausdruck (II, 165): „Für die kleinen Leute, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, ist ein

solches Nacharbeiten und Nachhelfen recht eigentlich eine passende Arbeit'. Ebenso wie uns heut scheint Müller die Anwendung des Ausdrucks auf unbedeutende geistige Männer fremd geklungen zu haben. — Es ist vielmehr zu vermuten, daß die Redensart aus bäuerlichen oder ländlichen Verhältnissen stammt und später allgemeinere Bedeutung bekommen habe. So schreibt z. B. E. Ziehen 1874 Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben: „Einige andere Hofbesitzer erhoben ähnliche Klagen und stimmten Warnow bei, daß man bei einigen verdächtigen „kleinen Leuten“ Haussuchung halten solle. Zur Erklärung dieses Vorschlages muß bemerkt werden, daß die wendischen Hofbesitzer vor Zeiten eine auffallende Geringschätzung, ja oft eine unerbittliche Härte gegen diejenigen Gemeindeglieder an den Tag legten, die entweder gar kein Eigenthum oder nur ein unbedeutendes besaßen und daher auch in der Versammlung der „großen Leute“ keine Stimme hatten‘. Sehr oft spielen die kleinen Leute eine Rolle in den Werken des Lehrers Adam Lange, der die ländlichen Verhältnisse seiner glätzischen Heimat genau kennt und mit diesem Ausdruck einen ganz bestimmt umschriebenen Begriff verbindet: kleine Besitzer, die, um sich durchzubringen, noch für andere arbeiten müssen. In den Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers (1908) schreibt er: „Von den Familienfeiern der Bauern erhalten auch die in der Nähe wohnenden sogenannten „kleinen Leute“ ihren Anteil und dadurch wird Neid und Haß vermieden‘, Seite 8. Besonders wertvoll aber sind seine Angaben in dem Roman „Der Prozeßgeist 1911‘; z. B. 78: „aber die „kleinen Leute“, die bloß eine Kuh oder Ziege im Stalle haben, die müssen das Futter auf dem Rücken herbeischleppen, und doch ist ihnen das nicht zu beschwerlich. Sie sind vielmehr froh, wenn ihnen der Bauer einen dünnen Rand oder eine Lichtung im Walde zum Abgrasen überläßt‘, 325: „kleine Leute“ — Häusler und Gärtner‘; 369: „Die sogenannten „kleinen Leute“: Stückbauern (Stückmänner), Feldgärtner, Gärtner und Häusler hatten Handrobet zu leisten und zwar jeder 54 Tage innerhalb eines Jahres‘. — Hiermit vergleiche man, was Fürst von Pückler-Muskau 1834 Tutti Frutti I, 174 bemerkt: „Sie (die Bauern) schaffen die Pferde ab, weil sie sie nicht mehr auf eigenem Grund und Boden ernähren können. Sie werden nun sogenannte kleine Leute, keine Art von weiter greifender Industrie kommt ihnen mehr nahe, sie bearbeiten und düngen ihr bischen Feld notdürftig selbst mit Frau und Kind nebst

ein paar Kühen, und sind für ewig zufrieden, wenn sie nicht Hunger leiden'. Während der Korrektur stoße ich auf folgende Stelle: „Unter denen Heinrichauischen Closter-Gestifts-Unterthanen, wird durchgehends bei allen Gemeinden die sehr nützliche Umwechselung in steter Übung gehalten, solcher gestalten, daß alle Anlagen, wie sie auf einander folgen, die eine nach der Indiction, die andere nach der Huben-Zahl, ohne Eigen-Nutz eingetrieben werden. Und solcher Gestalten kommt der Bauers-Mann guth daran: daß bei der Huben-Zahl 4. Gärtner vor eine Huben, und wiederum acht Häußler vor eine Huben mit concurriren; Und diese kleine Leuthe kommen auch wiederum guth daran, daß sie nach Indiction gar nichts beitragen“. J. A. Friedenberg 1738 De generalibus et particularibus quibusdam Silesiae Juribus 319 u. ö. z. B. 320! 327.

Kneipe. Zu Kluges Artikel über die Geschichte des Wortes Kneipe (zuerst Zs. f. d. W. III, 114 fg.; dann Wortforschung und Wortgeschichte 1 fg.) hat Meiche, Mitteilungen des Vereins f. sächsische Volkskunde 6, 84. 173 sehr dankenswerte Nachträge gebracht. Er hat das Wort hergeleitet von kneipen, kneifen, zwicken, schrauben. Seine Ansicht findet eine Bestätigung durch den Ausdruck ‚Kneipzange‘, den wir für eine solche Wirtschaft angewandt finden: „Aber wo logieren wir? Doch nicht in der Kneipzange?“ (F. A. Kritzinger) 1764 Die bunte Reihe, oder eine Handvoll lustig satyrischer Gespräche, zwischen Leipziger neugierigen Junggesellen und politischen Mädchen 17. Auf Seite 33 desselben Werkchens erfahren wir mehr von dem Betrieb in einem solchen Hause: „Geht er nicht manchmal da drüben nein, in die Kneipe, ich weiß alles, was da passiert. — Ich habe ein paarmahl da was zu vermeublen hingebracht, je nun Herr Wohlfeil will auch leben, man hat da allemal gleich baar Geld davon. Ist es auch etwas Heimliches, so verkaufen es diese Leute an die stöckischen Juden, da kriegtς niemand zu sehen, da werden Sachen hingebracht, ich kann es Ihnen nicht sagen, manchmal aber kömpts doch raus, da thut Ihnen die Gesellschaft desto weher. Es sind nun solche ehrliche Leute, die einem manchmal aus der Noth helfen und besser sein sollten. Doch Silentium, mit Schmerzen sich verrät niemand.“

Koloß auf thönernen Füßen, vgl. R. F. Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 15. Ich verweise auf R. Prutz 1847 Kleine Schriften I, 61: „Dazu kommt, daß dieser Koloß (d. h. Rußland), im Grunde doch nur ein Götzenbild ist, das auf thönernen Füßen steht“. Wo

dieser Aufsatz „Der nächste Krieg“, aus dem diese Stelle stammt, zuerst erschienen ist, konnte nicht ermittelt werden. Außerdem führe ich an F. Gustav Kühne 1843 Portraits und Silhouetten I, 100: „und was hat Rußland zu tun? — China zu gewinnen, sagt List. Hierzu gehören Menschenalter; aber der Coloss auf thönernen Füßen muß vor der europäischen Bildungskraft stürzen“.

Lebenskünstler. Ladendorf 189 bringt als frühesten Beleg eine Stelle aus Goltz 1860 Typen der Gesellschaft. Einviertel Jahrhundert früher finden wir das Wort bei Pückler-Muskau, Semilasso in Europa III, 140: „Ein sehr liebenswürdiger Sanskritgelehrter sagte mir einmal, „ich sei der größte Lebenskünstler, der ihm je vorgekommen wäre.“

Löwe. Im DWB. VI, 1216, 5 wird für dieses Wort in der Bedeutung für einen geistig, künstlerisch hervorragenden Menschen ein Beleg aus Heine angeführt. Diese Bedeutung des Wortes ist natürlich älter. Es schreibt Karl Julius Weber 1826 Deutschland I, 194: „Auf der andern Seite der Stadt über die Feuerbacher Haide nach Leonberg, Geburts-Ort des philosophischen Löwen Schellings- und des freimüthigen Paulus“; während G. Forster 1786 in einem Briefe an Sömmering (Briefwechsel 335) für Löwe das Wort Phönix braucht: „dieser Phönix unter den Philosophen“. Blücher wird der Löwe der Schlachten genannt bei L. Rellstab 1827 Gedichte 30.

Krach. Über das Aufkommen des Wortes im Mai 1873 in Wien berichtet L. v. Przibram 1910 Erinnerungen eines alten Österreichers I, 360: „Erinnere ich mich recht, so tauchte dieser Terminus (sc. Krach) zum ersten Male in dem Börsenberichte eines Wiener demokratischen Blattes auf, dessen Reporter ihn aus dem Munde eines Börsenbesuchers galizischer Provenienz vernommen haben wollte.“

Matthäi am letzten wird von Weigand-Hirt aus Bürger belegt. Mir ist die Redensart viel früher begegnet: „Der eine Koch so anrichten sollen ein Polack, spricht auff sein böse Deutsch, Nu ist mit uns der letzte Mattheus“. Friedrich Seidel 1626 Türkische Gefängnuß D₄^a.

Mob. Das Wort wird von Sanders, Ladendorf, Weigand-Hirt erst aus dem Jahre 1840 bei Heine gebucht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist aber der Ausdruck bei uns ganz geläufig. „Der Heiland wird uns wohl einmal von dem liederlichen Mob wieder erlossen“. Zinzendorf bei A. G. Spangenberg, Apologet. Schluß Schrift II, 612 und 498: „da heist der Mob auch Gemeine“; in

den Zeyster-Reden 1759: „Sie wolten des Heilands Sache zu einer art von einem Mob, einer emeute du peuple, zu einem tumultuarischen Schwindelgeist machen, der über die gemeinen Leute gekommen wäre“ 85. In der Büdingischen Sammlung können wir aus dem Zinzendorfeschen Kreise das Wort noch öfter belegen; z. B. III, 583: „Kaum hatte man angefangen zu singen, so machten die Reformirten einen Mobb, fielen wie Teufel mit den horribelsten Ausdrücken und Geschrei: Schlagt den Hund todt, in die Lutherische Versammlung ein“; III, 585: „das er (sc. Zinzendorf) durch keinen Mobb sich etwas nehmen ließ“, und auf derselben Seite: „daß er dem Reformirten dieses Haus nicht cediren wolle, weil sie es durch einen Mobb an sich gerissen“; D. Cranz 1771 Alte und neue Brüder-Geschichte 374 schreibt: „Des bösen Feindes Absicht war wohl keine andere, als das Volk gegen die Brüder aufzuwiegeln und einen Mob (das sind die schrecklichen Tumulte, die in England oft große Noth und Lebens-Gefahr anrichten) zu verursachen“; vgl. noch A. G. Spangenberg 1775 Leben Zinzendorfs 1922; „Auch liessen feindselige Leute fast täglich solche Dinge in die Zeitungen einrücken, die gar leicht die Folge hätten haben können, daß ein Mobb, daß ist ein tumultuarischer Zusammenlauf des Volks, welcher in London was sehr gefährliches ist, gegen die Brüder entstanden wäre“. Im 19. Jahrhundert finden wir das Wort bei Gutzkow 1834 Wellington: dieser Mob tritt Präzedenzien in den Kot, die damals als sie neu waren, vergöttert wurden? VIII, 41 (Hesse); das Eigenschaftswort „mobisch“ lesen wir bei J. Venedey 1845 England III, 161.

Moralische Eroberungen. Nicht erst Treitschke (Ladendorf 206) steht 1864 den „moralischen Eroberungen“ skeptisch gegenüber. Bereits 1860 schreibt Dahlmann an Gervinus (Briefwechsel II, 439): „so verläuft es mit den „moralischen Eroberungen“, die unser gegenwärtiges Ministerium für Preußen in Deutschland machen wollte“.

Mucker. An die Zs. f. d. W. III, 99; VI, 110. 332; VIII, 103 gesammelten Belege reiht sich ein, was Tobias Friedrich am 5. Mai 1730 aus Jena an Zinzendorf schreibt: „Gestern ging er (sc. August Wilhelm Spangenberg) auf der Straße, da kam ein kleiner Gassenjunge, sah ihm munter ins Gesicht und sagte: Du Mucker! Darüber kam er so vergnügt nach Haus und erzählte uns solches mit innigster Freude“. Gerhard Reichel 1906 A. W. Spangenberg 51 Anm. 3.

Da Muckernest im DWB. übergangen ist, so stehe hier ein allerdings später Beleg: „das ist rein weg um des Teufels zu werden,

wenn man tagaus tagein in dem verdammten Muckerneste hocken muß'. Freiligrath 1838, bei Buchner I, 277.

Musterstaat. (Zs. f. d. W. VIII, 129). Oelsner spricht von einem erwünschten Musterstaat Preußen in den Politischen Denkwürdigkeiten 75: „Preußen nicht bloß für sich zu ordnen, sondern auch als Musterstaat für Deutschland aufzustellen; und Weber 1826 Deutschland I, 179 bezeichnet sein geliebtes Württemberg als den deutschen Musterstaat. Für das Wort Musterregierung, das im DWB. auch übergegangen ist, möge Gustav Pfizer 1849 die deutsche Einheit und der Preußenhaß 18 einen Beleg liefern: „es fällt kein Gelehrter, kein Staatsmann vom Himmel, und ebensowenig eine konstituelle Musterregierung“.

Naiv. Weigand-Hirt belegt das Wort zuerst vom Jahre 1746 aus Bodmer und meint, dieser habe es in die Literatur eingeführt. In demselben Jahre nun gebraucht Zinzendorf den Ausdruck in seinen in London gehaltenen Reden, die dann 1748 gedruckt worden sind. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Z. sich um Bodmer und seine Arbeit gekümmert haben wird. So wird das Wort bereits vor 1746 bei uns gebraucht sein; die Belege sind nur noch nicht gefunden. Zinzendorf Londoner Reden 31: „Das ist der naive und einfältige Sinn der vierften Bitte“. Einige andere Belege aus Zinzendorfschen Reden seien angeschlossen; so z. B. Gemeine Reden (gehalten 1747, gedruckt 1748) „da wird ein naive confession draus“; 1747 Vier und dreißig Homilien, Vorrede 2b: „Weil Du nun eine beständige Liebhaberin von denen einfältigen und naiven Ideen gewesen bist und dich der in den ersten Jahren unserer Anstalten einschleichenden Trockenheit und gecirkelten Wesen . . entgegengesetzt hast; so bedanke ich mich bei dieser Gelegenheit ganz herzlich dafür“. Neben Zinzendorf möge noch Joh. Paul Weise angemerkt werden: „auf eine recht naive Art abgeschildert“. 1747 Ungezwungene Heimleuchtung. Naivität habe ich mir nur vom Jahre 1752 aus A. G. Spangenbergs Apologetische Schluß-Schrift I, 199 angemerkt: „es konnten aber doch noch allemal Critiken über die Naivität oder Dunkelheit mancher Stellen gemacht werden“; und II, 464: „Die Menschen Gottes sollen von allen Sachen, die Gott geschaffen; reden, wie die H. Schrift davon redet, mit eben der Naivität“.

Putsch (Ladendorf, a. a. O. 257). J. G. Kohl 1849 Alpenreisen II, 456 behauptet: Hier (bei den Bewohnern von Baselland)

ist das Vaterland des widerlichen Wortes „Putsch“ und des davon abgeleiteten Verbums „putschen“, das seitdem auch in Deutschland mit so großem Beifall adoptiert worden ist.

Rechnung tragen. Durch den Nachweis, daß die Redewendung bei Heynatz im Antibarbarus vom Jahre 1797 gebüchst ist (vgl. Weigand-Hirt s. v.), sind die früheren Behauptungen und Vermutungen über ihre Entstehung und Aufkommen (vgl. R. M. Meyer 400 Schlagworte, S. 57f.; Gombert, Zs. f. d. W. II, 270 u. a.) hinfällig geworden. Wir finden aber diese Wortverbindung bereits im 16. Jahrhundert. So lesen wir bei Hieron. Halverius 1570 Warhaftige Beschreibunge aller Chronikwirdiger namhaftiger Historien und Geschichten 18: „sonder (er hat) der Florentiner Jugend freffel und mutwillen ernstlich gestraffet, damit er in einer ungewissen zweiffelhaftigen Sach dennoch seines gethanen Eyds, auch seines grossen Ampts, ein Rechnung trüge“. In dem lateinischen Original des Paulus Jovius, Historiarum sui temporis Tomus Secundus (Florentiae 1552) 17 steht „ut in re dubia atque anicipiti magistratus fidem sincerumque personae munus tueretur“. Ferner bei C. Wurstisen 1572 Paulj und Aemilij und Arnoldj Ferrarj . . Historien I, 263: „Die Deutschen herren trugen ihrer nation rechnung“: ferner 1, 429: „ihr solten doch der zeit rechnung getragen haben“ II, 65, od. II, 72; 103 u. ö. J. Schlusser von Suderburg, Beschreibung des Protestierenden Kriegs 25 (nach der Ausgabe von Basel 1573): „er trage auß un gepürlicher gemüts trotzheit weder Göttlicher noch Weltlicher sachen rechnung. Im Original des Lambertus Hortensius (Basel 1560) De bello Germanico libri septem S. 29 steht: „Eum nihil divini aut humani juris, pre impotenti animi ferocia, sanctum servare“. Johann Fuglinus 1586 de praestigiis daemonum 133: „Nun aber ob ich jhn gleich als wol kenne, als der jhn selbst gemacht hat, wil ich doch seines namens auff dißmal verschonen, vnd meiner eignen conscientz, die mir bescheidenheit vnd frembder lastern verdeckunge, soviel jmmer möglich gebent, rechnung tragen“. Aus dem Original bei Wierus lib. II, cap. XVII ist nichts zu erschließen. — J. Gugger 1590 Christliche Heerpredigten II, 32: „Dagegen aber welehe Kinder ihrer Eltern kein rechnung tragen, die kommen zuschanden“. Aus dem 17. Jahrhundert stammen drei Belege:

„Darneben ich noch mehr da find
Wohnungen vil der Oberkeit,
Die aller Sachen Rechnung treit.“

J. R. Rebmann 1620 *Naturae Magnalia* 632. — J. J. Grasser 1623 *Waldensische Chronica* 47: „Sie pflegten auch den Gefangnen bald den Todt zu träwen, sprechende, trage deiner Seele rechnung, und widerspreche deinem Irrthumb“. Bei dem dritten konnte leider das französische Original nicht verglichen werden. H. Widerhold 1681 *Beschreibung der sechs Reisen* I, 65^a: „Welches die Ursach, daß dieser Mosquée wenig Rechnung getragen wird“. Schirmer 1911 *Kaufmannssprache* 155 hat nachgewiesen, daß wir bei den Redensarten mit Rechnung ein Bedeutungslehnwort von Conto annehmen müssen. So wird auch, worauf Herr Professor Siebs mich hinweist, „Rechnung tragen“ auf italienischen Ursprung zurückgehen, vielleicht ist es eine Wiedergabe des italienischen *render conto*, oder *portare conto*. Dr. Hilka beehrte mich, daß *render conto* in der lombardischen Geschäftssprache gebräuchlich gewesen „und von hier in die französische „rendre compte“ übernommen worden sei. Für „Rechnung tragen“ begegnet gelegentlich auch „Rechnung halten“, so z. B. bei Wurstisen, a. a. O. I, 191: „Er hielt nicht nur seiner verwandtschafft, sonder auch wolverdienter leuten und guter freunden rechnung“.

Reinschen. Im DWB. VIII, 708 ist das Wort aus Campe (1807) III, 405, der es als ein obersächsisches gewöhnlicher Rede angehöriges bezeichnet, übernommen. Belege bringt keiner. Im 16. Jahrhundert haben wir das Wort noch in der Predigtliteratur. „welches denn jhr viel begeren und darnach reinischen“. J. Mathesius 1591 *Corinthier* I, 220^b: „Pferde rinschen“ bei Geo. Phil. Harsdörffer 1654 *Geschichtspiegel* 720; Helwig 1666 *Ormund* 9: „welcher (Schimmel) sich mit stetem wieheln oder rinschen streitbar erzeigte“; Reichel 1754 *Bodmerias* 33: „nach unserem Beyfall reinscht, letzt nur ein Tröpfchen Lob“. Wieder aufgenommen hat dann das wohl ziemlich seltene Wort G. Regis 1832 in seiner Rabelaisübersetzung I, 659: „Ich lechz, ich reintsch nach bravem Dienst und Arbeit, wie vier Acker Ochsen“. Die Niederdeutsche Form wrinschen verwendet A. H. Buchholtz 1666 *Herkules* I, 238^a: „Worauf die Pferde ein solches wrinschen, schlagen und beißen unter sich anfingen . . .“ Hier wie bei Harsdorffer und Helwig heißt es nur wiehern“, (vgl. übrigens Schiller-Lübben s. v. und Neumarkter Rechtsbuch 167 (cap. 564): „pfert die rennischz sint“; und Lexer II, 405^a s. v. renschen; Germ. VII, 491; Graff I, 978; Frisch II, 458^a; Müller-Fraureuth II, 346).

III. Die Betonung in Nebensilben und Zusammensetzung.

§ 43. Flexionssilben.

1. -en > ə nach Konsonanten außer einfachem r: bātə beten, kwēlə quälen, tqə schwatzen, fətsə sitzen, haldə halten, tsaijə zeigen, gisə gießen, ſmaisə schmeißen, mōlə malen, öfsberə aufsperren, gähnen (Doppel-r!); bolkə Balken, plur. tsanə Zangen, floſə Flaschen.

-en > n nach Vokalen und nach r: blain bleiben, brīn brennen, nēn nähen, fēn säen, tsīn ziehen; də fēn die Seen, də wēn Wehen, lērn lehren und lernen, fōern fahren, ſbiern spüren, hērn hören; plur. bērn Beeren, paurn Bauern; im dat. plur. da hōndn den Hunden, da fekn den Säcken, da rotsn den Ratten (vgl. § 39); ferner im Plural der Konjugation: mr wān, welən, feln, rēdn, lävn wir werden, wollen, sollen, reden, leben.

Nach einfachem n im Stammauslaut wird -en meist mit diesem zusammengezogen: ſān scheinen, ran regnen, frdin verdienen, gran weinen, mēt man ſwan mit meinen Schweinen. Dagegen mit Doppel-n im Stammauslaut: ſbōna spannen, ſbēnə spinnen, frdēnə verdünnen, gēwēnə gewinnen, dat. plur. met konə mit Kannen. Aber auch mit einfachem n nach langem Vokal dēnə dehnen, mānə meinen.

2. -ern > ern > ən (n): ſnōtn schnattern, plompən plompsen, dumpf aufschlagen, fitn füttern, fernstn gien fenster(l)n gehen; als Nominalendung stets n: gestn gestern, hełtsn hölzern (hełtsnr hölzerner) mēt da andn kendn mit den anderen Kindern, of da defn auf den Dörfern.

-eln > ĩn: bat̄n betteln, ſauf̄n pl. Schaufeln.

3. -e ist abgefallen: 1. sg. ech rēt ich rede, gis gieße, bich biege, ſmais schmeiße, bāt bete; kīech Kirche, tsan Zange, fon Pfanne, rek Rücken (mhd. rücke); plur. də rek Röcke, də kerf Körbe, gəbīes Gebisse.

In einigen Fällen ist jedoch -e erhalten:

a) in manchen Partikeln und Adverbien: fōnə vorn, hemə hier drum, demə da drum, eiə (dial.) ja, inə freilich.

b) bei den Zahlen von 2—12, wenn sie allein stehen: tswienə, tswūə zwei (§ 10, 1), femwə fünf, tsānə zehn, etc. und bei den Ordnungszahlen: der ſievətə der ſiebente, ochtə oichtə etc.

c) beim Adjektiv in attributiver Stellung: a biefə kū eine böse Kuh, a tomə toš ein dummes Frauenzimmer, pl. sienə mäedlən schöne Mädchen.

d) auch sonst vereinzelt: ſchruta Stute, faulə Säule, kalə Kerl, fisa süß; in der Komposition kwietegäl quittegelb; neben öerm Arm und mōnt Mond hört man auch dr oemə (sg!), dr mōndə.

4. -et > t, oft mit auslautendem Dental eng verschmolzen: rat
reitet, bedat bedeutet, ḡebat gebetet, ḡebot gebadet, smast schmeißt,
laecht leuchtet, galaecht geleuchtet.

5. -el > 1: tswiev̄l Zwiebel, uigl Orgel, sādl Schädel, mērl̄-
šdr̄ompl „Mörserstempel“? (mhd. morselstein) Mörserstampfer. (Mit
šdr̄ompl Stempel wäre šdrutə Stute zu vergleichen).

-er > r: fanstr Fenster, akr Acker; menr Männer, kendr Kinder; grisr größer, klanr kleiner. Im Gegensatz zum Schriftdeutschen fehlt -er in bek Bäcker (mhd. becke neben becker).

Für die Konjugation ergibt sich demnach folgendes Schema:
ech bren ich bringe, du bredest, (h)ar brest, mr brenen, ir
breast, sa brenen; ech kont konnte, du kontst, (h)ar kont, mr kondn,
ir kont, sa kondn; ech tēt tāte, würde, du tētst, (h)ar tēt, mr tētn,
ir tēt, sa tētn.

Besondere Formen für das Präteritum kommen (namentlich bei starken Verben) selten vor, wie *ech* hot ich hatte, *woer* war, *wolt* wollte, *solt* sollte, *kont* konnte, *soert* sagte, *sotst* setzte, *kōm* kam, *tōcht* taugte, *tōt* tat (vereinzelt auch *toft* durfte, *gun* ging). Noch seltener sind Formen für den Konjunktiv, der außer *ech* het hätte, *wér* wäre, *ként* könnte, *kém* käme, auch *seit*, *seldn* sollte, *sollten* mit *tet* umschrieben wird. Von den zahlreichen unregelmäßigen Präsensbildung sind eine Anzahl an verschiedenen Stellen der Arbeit erwähnt.

S 44. ge- beim Präteritum.

ge- beim part. praet. lautet *gə:gəwuerñ* geworden, *gə:srieweñ* geschrieben, *gə:blieñ* geblieben, *gə:fasə* gesessen, etc.

Das participium praeteriti bleibt im Kuhländischen häufig ohne Präfix, besonders vor gutturalem, zuweilen auch vor labialem Wurzelanlaut: *gän* gegeben, *gaŋə* gegangen, *kumə* gekommen, *grefə* gegriffen, *ðfanə* angefangen, *gōsə* (halblang!) gegossen, *kwonə* bezwungen, bewältigt, *kāoft* gekauft, *knert* „geknetet“ = getreten (z. B. *ech bīen ai wos naiknert* ich bin in was hineingetreten, *ech hōrmr a füs frknert* ich habe mir den Fuß vertreten), *krocha* ge-

krochen, k̄øert gekehr, kläoft geklaubt, klaeft geklebt, glæft geglaubt, bröcht (neben gabröcht) gebracht, kricht gekriegt, klärt geklettert, gasə gegessen, tsuknelt zerknüllt, duecknelt durchgeprügelt, knurt geknurrt und geknarrt, grant geheult, gräntst gegrenzt, gasə gegessen, kr̄et gekräht, grist begrüßt, kocht gekocht, öflok abgeflückt, (ø)klopt (an)geklopft, kost gekostet, knolt geknallt, kwelt gequält, öfskept aufgeknöpfst, klopə geklungen, guiglt gegürget, kokst gegackert, kukt geguckt, grōst gegraben (neben gr̄və), ausgletst ausgeglitten, kwetst gequetscht, kwitst, kwätst gequetscht, geschrieen, öpakt angepakt, øketst abgekürzt, auskōtrt „ausgekatert“, verfärbt, verblichen, kräldt gestohlen (dial.)

Dagegen lautet das schriftdeutsche „worden“ in Verbindung mit dem partic. praet. stets gewuern, z. B. hait ies də hokst ofgeböte gewuern heut ist „die Hochzeit“ (?) aufgeboten worden.

§ 45. Vorsilben.

Hier wie im folgenden Paragraphen werden nur die wichtigsten, vom Schriftdeutschen abweichenden Prä- und Suffixe aufgeführt, bə- und gə- mehr wegen ihrer Wirkung auf den Wortsinn.
 be- > bə-: bənīmə versprēchen, fech̄ bedenkə sorgfältig überlegen.
 ge > gə-: gərain reuen, gədōnkə Gudfünken (mhd. geduñc); gə-
 klæf Füllung beim Backhuhn („Geklebe“), gəsn̄tedr Schnupfen,
 gəsl̄opr „Geschlapper“, Weibergeschwätz, gəsbints Fopperei und
 zahlreiche andere Dialektausdrücke:

er- > dr: drgān ergeben, drfrisə erfrieren, drbōemə erbarmen.

ver > fr: frgassə vergessen, fech̄ frfrachtə aufbrechen, sich wegbegeben.

zer- > tsu: tsuslōern zerschlagen, tsureṣə zerrissen.

ent- > haſt (Meinert hat-): haſtkērn entgegen, haſtfanə empfangen, haſtnämə entnehmen, haſtpān entbehren.

ab- > q: øwēkl̄n abwickeln, ølqdə abladen.

an- > ø: øfðersl̄n = firðrasə vordreschen („anforscheln“), ølern anlegen, øfan ansehen.

dār- > dr: drfōn davon, drnōch danach, drmiet damit.

§ 46. Nachsilben.

-ec > ečh: fētēch fertig, sompečh sumpfig, dušdřech durstig.

-lich > lečh: ūerntlečh ordentlich.

-line > lich (lečh). Bildungen mit -lich = ling sind im Kuhländischen zahlreich. sberlečh Sperling, gr̄omlečh verdrießlicher

Mensch, hinlich Pfifferling, snōtrlich Schwätzer, frtiewlich „Verderbling“, Taugenichts, skeukrlich, wētsrlich Bezeichnungen für Perpendikel, vgl. § 49.

- haft > hoft: nōerhoff nahrhaft, hōsthoff boshhaft, wos snakrhofstijəs was Lustiges zum Lachen.
- schaft > soft: fantsoft Feindschaft, wietsoft Wirtschaft.
- sam > som: sbōerfom sparsam.
- muot > mət: qermət Armut, wərmət Wermut.
- ære > r: waedchr Wächter.
- isch (-nisch) > s: pōls polnisch, bēms böhmisch.
- heit, -keit > hāet, -kāet: krankhāet Krankheit (krauket fallende Sucht!), dankbērkāet Dankbarkeit.
- mat > mərt: häemərt Heimat.
- lin > lə, pl. -lən: häslə Häslein, pl. haflən. Die Verwendung der Diminutiva ist im Kuhländischen sehr häufig.
- inne > ēn (en): pairečhen Bäuerin, də Mēksēn die „Frau Miksch“.

§ 47. Komposition.

1. Meist Verkürzung des zweiten, unbetonten Gliedes: bōerwəs barfuß, jomfr Jungfrau, hamfl Handvoll, hanškə Handschuh, kopfl > kopl Kopfseil, Tragseil zum Karrenziehen, wolwl wohlfeil, hōkst Hochzeit, qrtst Ortscheit, snietlech Schnittlauch, knōblech Knoblauch, jqermət Jahrmarkt, sōntich Sonntag, mōntich Montag, denstich Dienstag, ēbrdef Oberdorf, niedrdef Niederdorf, laukert Langwied, fūtsə vierzehn, somftsə 15, rāenwrech Rainwegerich, etc.

2. Beide Glieder sind verkürzt in: fratich Freitag, laimət Leinwand, siemlkomə schön willkommen! dratsə dreizehn, rōndl Pferdestall, kišd̄l Kuhstall, nōkwr > nopwr > nōpr Nachbar, rāofn-kerr Rauchfangkehrer, Schornsteinfeger.

3. Wie im allgemeinen das Flexions-e im Kuhländischen verpönt ist, so ist auch das mhd. Verbindungs-e in der Komposition weniger vertreten. Ich hörte nur kwietəgāl quittiegelb mit Flexions-e, dagegen grōsgrīn für grasgrün (glätzisch grōsfegrīn). Dafür zeigt sich öfter genetivisches s (§): fātsdif Pferdedieb, monslait Mannsleute, waiwrslait Weibsleute, espəslaop Espenlaub, fātsbūf Pferdejunge, kēntsfrāo Kindfrau, Wöchnerin, fātskraplən Pferdedünger, hōntsluiwr „Hundelborer“ (beides launige Euphemismen!), pełtsērlsdiķ pelzärmel-

dick, *wandrspinkl* „Wanderspinkel“, Reisebündel, *holpsæt* „Halbschheit“, Hälften.

NB. Bemerkenswert ist die häufige Verbindung mit der Mehrzahl: *kišdl* Kuhstall, *kietla* Kuhjunge, eigtl. *Kühstall*, *Kühhirtlein*, *kitsövr* Kuhzober, etc.

§ 48. Anlehnung.

1. Eine Anzahl einsilbiger Wörter, namentlich Pronomina, zeigen verschiedene Quantität, je nachdem sie betont oder unbetont, gewissermaßen schwach angelehnt gebraucht werden. Solche sind: *wōs* — *wos* was, *dōs* — *dos* das, *īech* — *ech* ich, *mīech* — *mēch* mich, *dīech* — *dech* dich, *īem* — *em* > *əm*, ihm, sich, *hār* — *(h)a* er, *dār* — *da(r)* der, *dān* — *da* den, *mīet* — *mēt* mit, *īes* — *is* ist, etc. — „ja“ lautet betont *ēiə*, angelehnt *jə*.

2. Bei stärkerer Anlehnung pflegen namentlich der Artikel und die Personalpronomina sehr zu verkümmern: *ech hōrīm fōtr gēfōert* ich habt dem Vater gasagt. *wōrtrn āo ai dr kiech?* Wart ihr denn auch in der Kirche? *mr wāndr an sēml naigān* wir werden dir einen Schemel hineingeben. *dā hon mr a tōp on dā floš tsu-*
šlērn die haben mir den Topf und die Flasche zerschlagen. *fā hōt* baina *mōert ḥnam tsaum gēsdandē* sie hat bei einer Magd an einem Zaun gestanden. *hōsdn ni gēfān?* Hast du ihn (denn) nicht gesehen? *mr lōnən a naiə tīr naimachē* wir lassen ihnen eine neue Tür hineinmachen. *dō wamrəm misə amōl sraivə* da werden wir ihm einmal schreiben müssen. *mr was jə ni, wīs wātr* wiet man weiß ja nicht, wies Wetter wird. *inə dō wamrons frfrachtē nun,* da werden wir uns verfrachten (= aufbrechen, wieder gehen). *wos hotyn dō?* *inə mō!* Was habt ihr denn da? nun, Mohn! *gemrs gōslə, ech gā* drs wiedr gib mir (das Mündchen =) einen Kuß, ich geb (dirs wieder =) dir auch einen!

§ 49. Fremdwörter.

1. Mehrsilbige Fremdwörter, namentlich lateinische und französische, erscheinen mehr oder weniger entstellt, z. B. *perpōtikl* Perpendikel (auf gut altkuhländisch übrigens sehr treffend mit *slenkar-lech* oder *wētsarlech* bezeichnet!), *pātsōnkələ* Portiuncula, *gēbenst-kōert* Korrespondenzkarte, *sbiklīn* spekulieren, *tēsnūtēn* desertieren, *konīrə* kujonieren, *eksbens* Dispens, *tikūr̄s* Diskurs, *lupərnatsiōn* Subordination, *slandobē* auf der Stelle (stante pede), *palants* Gleichgewicht, *smīfl* Vorhemdchen.

2. Die infolge der tschechischen Umgebung ziemlich zahlreichen slavischen Lehnwörter sind im ganzen besser erhalten geblieben, wie pówidl Pflaumenmus, lüs Pfütze, nüs Messer, kas Hirse, kats — kats Lockruf für Enten, slísko Stopfnudeln, kleingeschnittene Klöße, kapas Tasche, plútser Kürbis, tsítsarłen Buschbirnen und wohl auch hetšø in hetšø tróern (Kinder) im Brusttuch tragen, taránt ungezogenes Kind, pówonk großblütige Gartenblume (vgl. tschechisch hejčka Schaukel von Leintuch, taranda Plaudertasche, povonny duftend).

§ 50. Eigennamen.

1. Stark vereinfacht erscheinen namentlich die Rufnamen: Dolf Adolf, Lex Alexander, Lois Aloysia, Tón Anton, Babrla Barbara, Bőertlmé Bartholomäus, Lís Líslø Elisabeth, Tínø Ernestine, Nantlø Ferdinand, Jierçh Júra Georg, Lén Helene, Sef Beps Josef, Dit Judith, Lína Linkø Karoline, Kat Katharina, Lén Magdalena, Mertø Martin, Mátés (Möts) Tés Matthias, Męchl Michael, Sinka Sín Rosina, Rüdl Rudolf, Sufi Susanna, Trés Theresia. Bemerkenswert ist Anšø Anna, vielleicht nach Analogie des Gebrauchs der Familiennamen, z. B. die Schmidtsche, die Müllersche, vielleicht auch unter dem Einfluß des slavischen Deminutivs -us.

2. Nicht so stark ist natürlich die Tendenz zur Kürzung bei den Familiennamen, von denen hier einige aus Kunewald genannt seien: Bláskø Blaschke, Běns Böhniß, Hækawéldr Heikenwälder, Híkl Hückel, Klems Klemisch, Kóslr Kosler, Mák Maak, Monsbőert Mansbart, Meks Miksch, Míkø Mücke, Ríepr Repper, Schróm Schramm.

N.B. Zur Unterscheidung gleichnamiger Familien erhalten diese Namen oft besondere Zusätze, z. B. Sana-Goldøs „Scheunen-Gold's“ (weil ihr Besitztum bei der herrschaftlichen Scheune in Kunewald liegt), Bienbaom-Hikls (weil vor deren Hause ein großer Birnbaum steht), Kóslr:Bábøs Kosler-Barwigs (weil ein früherer Besitzer dort Kosler hieß). Auch der Stammbaum wird umständlich mit dem Namen in Verbindung gebracht, wie Telskø-Tónøs Anlø Teltschik-Antons Anna, Menstr-Hansøs-Dāwits Sef Münster-Hansens (Großvater) Davids (Vater) Seff.

3. Heimische Ortsnamen: Künwalt Kunewald, Sén Schönau, Siel Söhle, Satndef Seitendorf, Bőertsødet Partschendorf, Bánsdef Barnsdorf, Semftlavø Senftleben.

Wortgeschichtliche Studien II.

Von Dr. G. Schoppe in Breslau.

Ablaut und ablauten: Kluge, Et. Wb. (1915) 3^b: „von Jakob Grimm 1854 im DWB. zufrühst gebucht, und in seiner Grammatik 1819 (2. Aufl. 1822 1, 10 geprägt). Grimm verzeichnet DWB. I, 69 unter Ablaut: *permutatio vocalium literarum*, geregelter Übergang des vocals der wurzel in einen andern‘; und unter ablauten vermerkt er als Bedeutung auch nur ‚den vocal der wurzelsilbe wechseln‘. Es war ihm also unbekannt, daß wir das Wort geraume Zeit früher haben. So lesen wir bei J. P. Zwengel 1568 Formular Buch 3 b: ‚In bewegung des leibs sind warzunemen die theil der stimm (davon ablaut) sich darnach zu bewegen.‘ Im Jahr 1673 erschien in 4^o zu Braunschweig ohne Namen ein Büchlein ‚Horrendum bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum‘, das Schottelius verfaßt hat. Hier lesen wir auf Seite 42f.: ‚Die beiden übrigen Regimenter bestanden in lauter ungleichfliessenden¹⁾ Zeitwörtern, waren stärker dan die vorigen (sc. die aus gleichfliessenden bestanden), und musten alle Dragoner werden, dan sie nicht wie die gleichfliessenden Zeitwörter, einerlei Ordnung und gleichmessigen Zug und March behielten, sondern bald lings, bald rechts, dan zu Pferd, dan zu Fuß, sich setzten, stellen und fechten kunten. Waren versuchte Leute, hatten zwei erfahrene Obristen, die hiessen: Fechten und halten, die zwantzig Dragoner-Haubtleute waren diese: Brechen, denken, fahren, fangen, finden, gelten, hauen, helfen, kennen, können, nehmen, rauffen, reissen, reiten, schiessen, schlagen, stechen, treffen, wachsen, werfen: welche alle unter sich wakkere

¹⁾ Die Ausdrücke gleichfliessende und ungleichfliessende Zeitwörter hat Schottelius der niederländischen Grammatikersprache entnommen. Gegen diese Verdeutschung von transitiv und intransitiv hat sich J. Grimm in der Vorrede zum 1. Bande des DWB. ebenso entschieden ausgesprochen, wie gegen die jetzt beliebte zielend und ziellos.

Kriegs Kinder hatten, so willig folgten, und mit dem Tode den Gehorsam enderten, wiewol ihre Ordnung und Nachmarch ungleichförmig, und ihr Dragoner Trummelschlag ungleichfliessend und ablautend war': Seite 90: sonderlich dem Teutschen Pöbelvolke, sei das Maul so krum und voll geworden, und die Zunge und Lippen so scheef und knobbicht gewachsen, daß man so unartig, ablautend und übel sprechen und ausreden müssen'; und Seite 85 finden wir ablautsam: ,Aber über zwantzig Jahren nach dieser Sprach Vergiftung und misteutschen Wassertrinken, war diesen teutschen Wörter Kinderen der Hals, Maul, Zunge und Lippe gantz breit, misförmig, ablautsam und unkennlich'. Schottelius ist also das ablautende, das ungleichmäßige, das unschöne. Aber wichtig bleibt es doch, daß er die ungleichfliessenden Zeitwörter, also die starken, ablautende nennt.

Sich abmarachen. Vgl. Schmeller I, 1640; Sanders II 239^a belegt das Wort aus Voß und Zs. f. d. W. 13, 306 aus Joh. Gottwerth Müller; Paul im WB. bringt einen Beleg aus Immermann; aus Ostpreußen belegt von E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen 157; auch bei K. Sallmann (Reval 1880) Beiträge zur deutschen Ma. in Estland 48. Früher als diese Belege ist eine Stelle bei Zinzendorf. 1748 In den Reden über die Augsburgische Konfession Seite 174 spricht er von dem Stimulus des Todes, der die Hütte abmarachet, bis sie da liegt. Ich füge noch bei aus dem von Vahlen (1892) herausgegebenen Briefen Lachmanns an Moritz Haupt aus dem Jahre 1844 eine Stelle Seite 132: ,Letzte Woche war ich wie ein Gaul abmaret. In der Vorrede XII erwähnt der Herausgeber, daß Weinhold ihm das Wort gedeutet habe. Die Ableitung ist ohne weiteres klar.

Abweichung. Nach Piur (Halle 1903) Studien zur Sprachlichen Würdigung Christian Wolfs 39. 93, wäre das Wort von der Abweichung der Magnetnadel zuerst bei diesem zu belegen; er beruft sich auf Stieler, dem dieser Gebrauch noch unbekannt ist. Diese Behauptung Piurs bedarf, wie so manche andere in dem Büchlein, der Berichtigung. Bei D. Specker 1589 Architectura 5^a heißt es: ,So merck fleißig wenn der schatten vom Stylo, so inn der mitten stehet eim Circkelriß eben gleich kompt im Abweichen, so mach ein fleißiges Püntlin dahin'; und ibid. ,wie viel Gradus und Minuten das Züngle (des Kompasses) von Mittag abweiche'. Der Ausdruck, die Abweichung des Magnets' steht bei H. Röslin 1610 Mitternächtige Reisen 68. Noch andere Belege sind: E. Weigel 1665 Erd-Spiegel

70: „daselbst der Magnet auch nichts merkliches abweichen soll“; und S. 78: „Abweichung des Magnet-Züngleins“; und Chr. A. Knorr v. Rosenroth 1680 *Pseudoxia Epidemica* 467.: „es ist eine Abweichung der Magnet-Nadel gegen die Ost- und West-Seite von der wahrhaften Mittags-Linie“. — Ich möchte mir die Frage erlauben: Wann werden wir endlich einmal dahin kommen, daß wir die Wörterbücher nicht als absolut sichere und untrügliche Zeugen anrufen, sondern nur als Kontrolle benützen bei der eigenen Durcharbeitung gleichzeitiger Schriftsteller? Denn es ist doch schon hervorgehoben worden, daß bei Schottelius, Stieler usw. sich Lücken finden, und sie naturgemäß auch nachhinken müssen. Tut das etwa das DWB. nicht, und finden sich hier keine Lücken? So fehlt z. B. unter abweichen und Abweichung die hier behandelte Bedeutung.

Affenschande. Im Jahre 1819 scheint das Wort noch nicht bekannt gewesen zu sein; sonst hätte es Vilmar wohl gebraucht. In einer bei Hopf I, 78 abgedruckten Briefstelle sagt er: „wo sich über 120 Gießener und — o Afterschande! nur 40—50 Marburger einfanden“. Man könnte freilich auch daran denken, daß Vilmar, der bei dem Wort Affenschande an den Affengreuel erinnert wurde, absichtlich hier eine Umbiegung vorgenommen hat. Vgl. noch Gombert, Zs. f. d. W. 8, 122. So dürfte der bis jetzt frühste literarische Beleg folgende Äußerung Jahns aus dem Jahre 1831 sein, Briefe 329: „Auch gehört Belgien, wenn es sich von Holland trennt, wieder zu Deutschland, und seine Festungen sind als deutsche Bundesfestungen zu besetzen, wenn sich nicht die neue Affenschande blau, rot, weiß darin einnisten soll. Diese Dreifarbe ist eine Herausforderung von ganz Europa von Lissabon bis Moskau“. Man vergleiche auch noch folgende Stelle Ludwig Feuerbachs (3 II. 1835) an Christian Rapp bei Bolin I, 252: „Bei uns ist allein, wenigstens auf unsren Universitäten, die Affenschande noch in Aktivität“. Der Ausdruck wird dann bald geläufiger cf. Zs. f. d. W. 4, 310; Sanders, WB. III, 889; Sanders 1852 Das deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm I, 23, wo er das Fehlen des Wortes im DWB. tadeln; Sanders möchte der Ausdruck auch aus dem Plattdeutschen bekannt sein: es verwendet ihn z. B. John Brineckmann, Kasper-Ohm un ick 11 (Hesse, Band 2) und öfter.

Anbiedern. Zu dem Mitt. XVIII, 75 beigebrachten Nachweis sei noch nachgetragen aus Fr. v. Raumer (1816) *Lebenserinnerungen* II, 21: Daß er (Canova) aber zwei Ringer auf den Vatikan setzen ließ, ist eine

die Kritik übermäßig reizende Thorheit! Nicht als wenn dort nicht hundert schlechtere Bildsäulen ständen, sondern weil er der einzige Neuere ist, der sich dort anbiedert.'

Anheimeln. Das von Kluge 1912, Wortforschung und Wortgeschichte 76f. behandelte Wort (vgl. auch Kluge bei Pfaff 1906, Volkskunde im Breisgau 151) erscheint 1815 bei C. Graß, Sizilische Reise II, 94 in Klammern, wodurch doch wohl angezeigt werden soll, daß es schweizerisch und nicht schriftsprachlich ist: „Ich nahte einem stillen Thal, das etwas so Heiteres, Friedliches (Anheimelndes) hatte, wie in der Schweiz das Haslithal den Wanderer anspricht“. In etwas ungewöhnlicher Wendung haben wir es denn 1820 bei Vilmar: „Meine Zeit ist sehr beschränkt, da ich für jetzt nur strebe, mich so viel als möglich ein- und anzuheimeln“. Vgl. Hopf, August Vilmar, ein Lebens- und Zeitbild I, 90. Das hier gebrauchte Wort einheimeln, von dem das DWB. nichts weiß, verwendet nach F. J. Schneider 1911 Theodor Gottlieb Hippel 12 dieser Schriftsteller: „die „einheimelnde Simplizität“ ihres Witwensitzes blieb ihm in Erinnerung“. In den fraglichen Stellen konnte ich aber diesen Ausdruck nicht finden.

Animos. Von Schulz wird animos im Fremdwörterbuch übergegangen, Animosität aber erst von dem Jahre 1802 ab belegt. So mögen hier einige Nachträge stehen. „Haben denn Ew. Wohl-Ehrwürden damals, als sie ihre animosische Feder wider mich spitzeten, an den gewissenhaftesten Radt des frommen Justins gedacht?“ H. B. Schultes 1730. Wohlmeynende Erinnerung 6; vgl. 18: „und läßt sein animöses Gemüthe Wirken“; Zinzendorf 1746 Natürl. Reflexionen 201: „so war der Syndicus in seinen Ausdrücken so rund, so animos, und ging so direct wider den Mann an“.

Animosität (vgl. Schulz, Fremdwörterbuch) ist mir zuerst bei E. G. Happel 1692 Historia modernae Europae 36^a begegnet: „darauß die Animosität deß einen Theils gegen das andere gnugsam erhellet“; dann bei Jo. W. Petersen ungefähr 1718: „Sie würden sich solcher Animosität gewiß nicht angenommen haben, wenn sie nicht gedacht hätten“. Kurtze Abfertigung 16. Gar nicht selten finden wir das Wort bei Zinzendorf. „daß die alte Animosität gegen alle diejenige, welche das wahre Gute suchen, noch immer währet“ 1734 Bedenken 47; 1735 Aufsatz von Christlichen Gesprächen 4: „wenn man ihm (se. dem Wort Sekte) die unfehlbare Idee einer Trennung, Ausschlüssung anderer, und eine nothwendige Animosität und Verfolgungs-Geist gegen die Widriggesinnten andichten will“; 1740

kleine Schriften 477: „als hier ein unpartheyischer Kirchen-Historicus mit einiger Animosität étalirt“; 1746 Natürl! Reflexionen: „die generale Widrigkeit, die damals gegen die Separation gewesen, die hat sich verloren, seitdem die Animosität gegen die Gemeine allgemein worden ist“; vgl. auch 1747 Wunderstaney 274. Noch einige Beispiele aus anderen Schriftstellern mögen folgen: Joh. Paul Weise 1747 Ungezwungene Heimleuchtung 2: „und hierauf (sc. die Querellen) bis jetzo in einer Animosität fortgesetzt, die niemand hinter ihm gesucht hätte“. H. Förster 1784 an Sömmerring, Briefwechsel 125: „Von aller Animosität ist man hier weit entfernt, so sehr auch in Berlin gehetzt wird“; Doro Caro 1797 Novellen I, IV: „so erscheint in jeder Messe ein Bändchen, bei dessen Abfassung ich die Warnungen einer ohne Animosität geschriebene Critik sorgfältig benutzen werde“; und zum Schluß J. Fr. Rebmann 1793 Briefe über Jena XXIII: „Animosität und Leidenschaft gegen Jena kann dem Verfasser gewiß nicht Schuld gegeben werden“.

Annektieren. vgl. Ladendorf 6. Lothar Bucher 1862 Bilder aus der Fremde I, 374 Anm. berichtet: „Dieser zartere Ausdruck (sc. annexieren für Aneignung fremden Gutes) ist, soviel ich weiß, zuerst von den Yankees gebraucht worden, als sie sich Texas nahmen, und daher in der englischen Form to annex in die europäische Zeitungssprache übergegangen. Seit der obige Artikel geschrieben (d. h. 1855), haben die Deutschen mit gewohnter Gründlichkeit bewiesen, daß man von L. Napoleon nicht sagen müsse: er annexirt, sondern: er annexiert — was ihm ziemlich gleichgültig sein wird, wenn die Deutschen ihn nur nicht hindern zu nehmen, was er haben will“. Nach dieser Angabe wäre 1845 als Geburtsjahr des Ausdrückes festgestellt. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß Treitschke diese Äußerung Lothar Buchers gekannt hat und sein bei Ladendorf abgedrucktes Urteil hierauf zurückgeht.

Beeinträchtigen. Weigand-Hirt nennt als ältesten Beleg Schottelius 1641: Frisch 1741 bezeichnet das Wort als Juristen-compositum, Adelung 1793 hält er für einen Oberdeutschen Juristen ausdruck, während es Heynatz 1796 empfiehlt. Im DWB. wird uns ein Beleg aus Wieland beigebracht. Gottsched kennt das Verb nicht, wohl aber das Substantivum, vgl. Reichel, s. v. Mir ist das Wort noch begegnet 1605 Beschreibung des Rheinstromes 365: „und Handelsschafft keineswegs turbiret oder beeinträchtiget werden“. Beeinträchtigung haben wir dann noch 1683 Das verwirrete König-

reich Ungarn 275: „Zugleich aber auch die Beeinträchtigung der Evangelischen Freiheit ihren Anfang genommen habe“: 1684 Jesuiter Rahts-Stube 78: „Beeinträchtigung ihrer Privilegien und Freiheiten“. Zinzendorf verwendet des öfteren beide Worte: „So kan auch nicht alle Beeinträchtigung der guten Sache von einem weisen Fürsten geandet werden“. 1734 Bedenken und besondere Sendschreiben 19; „der Vater will, daß eine Seele nicht den allergeringsten Schaden habe, daß nicht das mindeste abgehe, daß sie sich über einige Beeinträchtigung nicht zu beschweren habe“. 1749 Gemein-Reden 305; „darum ohne alle Beeinträchtigung, Despotismus und Tyranney bleibt“ 1748 Londoner Reden 124; „und was Jesus denen Jüngern überhaupt sagt, sie sollen den Beeinträchtigungen nie widerstehen, Matth. 5, 39, das wird wohl mehr gelten, wann der unsre Obrigkeit ist der uns beeinträchtigt“. 1741 Jeremias 96. Wegen des Gebrauches dieses Wortes an dieser Stelle wird der Graf hart gescholten von Joh. Chr. Adami 1747 Jeremias 71: „Ich will nur noch anbringen, daß der Herr Verfasser auf dem 96. Bl. die Stelle aus Matth. 5, 39 sehr undeutlich übersetzt, da das Wort *πονηρός*, durch Beeinträchtigungen gegeben. Ob es aber die böhmisch- und mährischen Bauern verstehen werden, glaube ich nicht. Beeinträchtigung und Übel ist ja nimmer mehr ein Wort, und warum wird es dann in der Übersetzung des hernhuthischen neuen Testaments durch Boßheit gegeben Bl. 10, wenn es Beeinträchtigung heißen soll?“

Bergfex. Ladendorf im Schlagwortwörterbuch belegt das Wort nach Sanders vom Jahre 1880. Früher taucht das Wort auf bei J. Nordmann, Meine Sonntage. Ich kenne nur die zweite Auflage vom Jahre 1880. Dort lesen wir auf Seite 315 in einem Artikel aus dem Dez. 1872: „Es ist in der jüngsten Zeit Mode unter den Bergfexen geworden, Höhenpunkte selbst dann, wenn voraussichtlich nicht die beschränkteste Fernsicht zu gewinnen ist, und nur deshalb um oben gewesen zu sein, zu erklimmen“.

Auf Seite 18 schreibt Nordmann in einem Aufsatz vom 22. V. 1864: „Von Dr. Gencig stammt auch die genaue Spezificirung der Touristen die er nämlich in „Sternfexe“ oder Mineralogen, in „Gras- und Heufexe“ oder Botaniker, welche beiden er als sehr gefährliche bezeichnete, weil sie die Felsen zum Absturz bringen und die Alpenwiesen zertreten, und in die ungefährlichen „Aussichtfexe“ eintheilte, in welche letztere er etwas unberechtigt auch die Landschafts-

maler und Schwärmer für Sennnerinnen subsumirte'; Seite 214 (29. Juni 1867): „und verlege mich, vom Aufsteigen ermüdet, auf die Aussichtsfexerei"; Seite 98 gebraucht er das Wort Theaterfex.

Blasiert. Schulz im Fremdwörterbuch gibt Belege aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Dazu vergleiche man: „Wenn ihr doch wüßtet, welch ein Compliment ihr mir macht, ihr blasirten Geschöpfe, die ihr gar keiner Zeit euch zu entsinnen wißt, wo ihr noch neu waret". Fr. Bouterwek. 1793 Graf Donamar III, 72.

Boudieren, so ist Zs. f. d. W. XV, 179 statt des verlesenen bondieren zu verbesern. Dieses Wort läßt sich auch anderweitig belegen. So schreibt F. L. Stolberg 1784 an Voß, Briefe 114: Neulich hat Boie in einem Briefe an Luise geklagt, ich boudirte ihn, das ist sein Ausdruck (in einem Briefe an meine Schwägerin); und Wilhelm von Humboldt 1819 an seine Gemahlin: „Dann mußte ich mich auch damals sehr hüten, daß ich nicht zu boudieren schiene, nicht Bernstorffs Platz zu haben". Briefwechsel VI, 437; und bei Pückler-Muskau 1840 Südöstl. Bildersaal I, 80 heißt es: „In einer solchen Lage wird sogar das Boudiren (auf deutsch glaube ich „Schmollen“ genannt, drückt die Sache aber nicht ganz so gut aus), welches eigenmächtige Herren keinen Augenblick vertragen, am Platze sein"; und III, 499: „Er aber warf sich, wie gekränkt, und boudirend wegen meiner harten Worte, in die tiefere Fluth".

Briese. Kluge bringt als ältesten Beleg für das Wort in der Seemannssprache ein Zitat aus dem Jahre 1726. Mir ist das Wort mehr als 100 Jahre früher begegnet, und zwar gleich sehr häufig bei J. de Acosta 1605 America; wir finden hier Seite 58: „Eins ist, daß in der Region oder Gewest Ostwind herrschen, die sie Brysen nennen"; „daß ihnen nimmermehr an Brysen mangelt"; „da finden sich alsbald die Brysen". a. a. O., Seite 59: „dann man find allweg bey der Linea Vorwinde, welches sind die Wind Brysen", 60: „was wir mit dem Namen Brysas und Vendanalen andeuten wollen"; 65: „Unter denen (Winden) so sie Brysen nennen, begreifen sie alle die, welche von Orient oder Ost her blasen"; ähnlich 62: „daß der selben Seiten Winde unnd rechte Orienten oder Ostwinde die sind, so gemeinlich in der Torrida blasen, und Brysen genennet werden", auf Seite 86 werden aber die Nordwinde einmal Brisen genannt: „an denen Orten, da die Brysen oder Nordwinde hinwehen", und bei D. Dapper 1673 America 44^{2b}: „wann sie (die Sonne) aber von

Mitternacht nach dem Mittag zu lauffet, dann wehen die scharffen Ostwinde Brises des Morgens um die siebente Stunde'. Das Wort wird aus dem Spanischen entlehnt sein, wo brisa frischer Nordostwind heißt. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch 95^a vermutet, man müßte vielleicht von dem engl. breeze ausgehen. Vielleicht wäre dann ein Zusammenhang mitndl. bruisen nhd. brausen anzunehmen. Ich denke hierüber bald näheres beibringen zu können.

Crème der Gesellschaft. vgl. Ladendorf, Schlagwörterbuch 45 fg. Hinzuweisen wären auf die Denkwürdigkeiten der Caroline Pichler I, 322: „Die Versammlung war sehr glänzend; es war die Crème de la Société, obwohl sie damals noch nicht so genannt wurde. Gemeint ist der Fasching vom Jahre 1808, als die Frau von Staël in Wien war. Geschrieben sind diese Worte im Jahre 1836, wie die Pichler 332 selbst sagt. Rückler-Muskau 1835 Semilasso in Europa II, 12 spricht von der Crème der aristokratischen Nuance der Gesellschaft“; Crème de la Noblesse lesen wir bei W. v. Rahden 1847 Wanderungen II, 78 und B. Weber, Charakterbilder 324 spricht von der Crème deutschen Volkstums, wie er die Abgeordneten der Paulskirche nennt; E. Förster 1853 Gedichte 169:

„Frei sind wir und oben auf als die Reichen Crème,
Unsere Devise bleibt: Königum Quand même!“

H. Püttmann, Soziale Gedichte 1,53:

„Und dann (schaut) die Majestät von Niederland;
Den Bürgerfreundlichen von ehedem,
Und viele der Geschichte unbekannt,
Obwohl der deutschen Adelsstämme Crème.“

L. Kalisch 1845 Schlagschatten 85: „die Crème der haute volée“.

Dank. A. Götze hat Zs. f. d. W. XII, 206 zuletzt über die bekannte Lutherstelle „und kein danck dazu haben“ gehandelt, und mit Recht gegen Leitzmann hervorgehoben, daß an der Deutung Dank = gratia festgehalten werden müsse. Ich möchte hier auf eine bisher überschene nicht lutherische Stelle aus J. Andree 1567 Erinnerung 31 hinweisen: „da sie dann ihr schlemmen und prassen, fressen und sauffen werden lassen müssen, und dennoch kein danck darzu haben. Deine Weib, spricht er, würdt in der Statt zur Huren werden, deine Sön und Töchter sollen durchs Schwert fallen, du aber solt in einem unreinen Land sterben und Israel soll aus seinem

Land vertrieben werden'. Der Sinn ist doch hier: Ihr Fressen und Saufen werden sie lassen, aber es wird ihnen nichts nützen sie werden dazu keinen Dank haben, denn außerdem werden ihre Weiber zu Huren werden (Amos 7, 17). Angeschlossen sei noch ein Beleg aus dem Theatr. Diabol. II, 227^b aus J. Schütz, Sacrament teuffel: „*ij* letsterer ir müsset mir Christum nicht unter gott, sondern neben gott, auch nicht an die linke, sondern an die rechte seite setzen, und keinen dank darzu haben“. Für die Bedeutung *Dank* = „Wollen“ könnten reichere Belege als bisher beigebracht werden, aber wort- und sprachgeschichtlich ist aus ihnen nichts zu lernen. Deshalb unterbleibt hier ein Abdruck [vgl. O. Brenner 1917, in den Lutherstudien 72 fg.]

Demagogische Umtreibe. Jahn schreibt Anfang September 1819 (Briefe 140) an den König: „Auf bloßen Verdacht wegen Teilnahme an heimlichen Umtrieben bin ich auf die Festung gesetzt worden“; aber am 27. September 1819 auf Seite 165 lesen wir: „Ich weiß nichts von demagogischen Umtrieben, verstehe nicht einmal den Ausdruck, und weiß sogar nicht, welche sprachliche Falschmünzerei diese Neuerung geprägt hat“. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß im September 1819 der unglückliche Ansdruck zuerst gebraucht wurde ist, vermutlich von der Untersuchungskommission. Bald bildet Jahn nun Umtreibsriecher u. a. S. 241; Umtriebshetze 266; Umtriebshände 270; Umtreibsjäger 271; Umtrieber 263; Umtriebern 297; Zauberumtriebe 248.

Dunstkreis. Gombert, Programmi 1908 S. 7 weist das Wort als Übersetzung von Atmosphäre im Anfange des 18. Jahrhunderts bei Scheuchzer nach und nimmt an, daß von diesem, also von der Schweiz, her sich das Wort verbreitet habe. Das ist ein Irrtum. Denn bei E. Francisci 1676 Das eröffnete Lust-Haus 52 steht: „Durch sie (sc. die griechischen Philosophen) wissen wir, daß jedwede Himmelkugel, mit jhren Atmosphaeris, oder lufttigen Dunst-Kreisen umgeben. Wie man dieses Wort Atmosphaera aufs deutlichste zu Teutsch geben möchte“. Vgl. auch S. 19: „Haben nicht die Planeten ihre atmosphaeras oder Dunst-Kreise?“ Aber früher verwendet E. Weigel das Wort ohne das Fremdwort daneben zu stellen, so daß er also glauben mußte, so verstanden zu werden. Er sagt 1661 Himmels-Spiegel B₃^a: „wie solche Erdkugel rings umher mit Lufft umbgeben, das ist mit einem Dunst-Creiß“; und B₃^b: „Bei

diesem Dunst Creiß ist dieses wohl zu betrachten würdig, daß er zwar gantz durchsichtig ist‘.

Energie. Gombert 1908 Beiträge zur deutschen Wortgeschichte 10 verzeichnet Belege von 1777 an: Ihm schließen sich Schulz im Fremdwörterbuch und Kluge, EWB an. So werden frühere Nachweise für das Wort nicht unwillkommen sein. „Es sind etliche Französische und Lateinische Wörter (woran dem gemeinen Mann wenig gelegen) in ihrer Sprache um der mehreren Energie willen gelassen worden, die man sich (zur Noth) von einem guten Freund kann erklären lassen“. Zinzendorf 1732 Der deutsche Sokrates 301; Büdingesche Sammlung (1741) I, 654: das einzige, was ich (d. i. Zinzendorf) noch gegen sie habe, ist dieses, daß sie nicht aus der Fülle ihres Hertzens, aus der genauen Erkänntniß von meiner Armuth und Nichtigkeit, von meinem Elende, mit aller Freymüthigkeit, Deutlichkeit und Energie, allen ussern Gemeinen klar machen, daß ich ein Arbeiter bin, auf den keine Reflexion mehr zu machen ist“; A. G. Spangenberg 1752 Apologetische Schluß-Schrift I, 193: „die occidentalischen Sprachen aber sind durch ihre Netigkeit von aller Energie entblösset, und so trocken, daß er anbrennen möchte; „das Wort *Avvauis* zeigt auch eine wörtliche Energie an“. Zinzendorf 1757 Londoner Predigten II, 248; „wem dieselben (Lieder) nicht bekannt sind, wird öfters die Energie des ausdrucks nicht verstehen“. 1758 Kinder-Reden, Vorerinnerung; Z bildet das Wort energikōs bei A. G. Spangenberg a. a. O. II, 597; Außer Z. möge noch J. A. Ebert angeführt werden 1763 Young's Nachtgedanken II, 38: „Deßgleichen Wortfügungen haben ihr (der englischen Sprache) gewiß den Ruhm der Energie, den sie bei andern Nationen erlangt hat, mit erwerben helfen“.

Engelsmutter. „In einer rheinischen Stadt belegt der Volkwitz die letzteren (Kinderverpfiegerinnen) mit dem sarkastischen Namen „Engelmütter“, weil die ihnen anvertrauten Kinder schnell in den Himmel kommen“. K. Braun 1874 Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers II, 197 (Geschrieben ist die Abhandlung in dem Jahre 1864). Das Wort Engelmacherin belegt Gombert, Programm 1908, 11 vom Jahre 1842.

Erbfeind. F. Behrend 1916 Altdeutsche Stimme 16 findet es auffallend, daß Kaiser Maximilian, der zuerst die Franzosen als Erbfeind, der nach dem Rheine stehe, bezeichnet habe, fast keine Nachfolge gefunden. Zu dem Beleg von Behrend aus dem Jahre 1513 auf Seite 18 komme nun ein zweiter aus Mechtel (1569—1632?).

In der von Knetsch herausgegebenen Limburgischen Chronik lesen Seite 6: „Alani und Schwaben, der Franken haupt- und erbfeind, iure belli herzukommen“. —

Der Teufel als Erbfeind der Frommen bei Adam Berg (München 1588) Warhaftige und gründliche Historia, Vom ursprung . . Montis Serrati B₂^b: „Als er nun in seinem heiligen Wandel also fortgefahren, hat der böß Geist, als ein Erbfeind solcher andechtiger Leut, . . disen list erdacht“. Behrend 8. — Etwas ungewöhnlich werden bei (B. de las Casas) 1597 Neue Welt 32 die Spanier wegen ihrer Grausamkeit und Mordsucht „Erbfeinde deß menschlichen Geschlechts“ genannt. Das Original konnte leider nicht verglichen werden.

Franstreck. Im DWB. ist eine Stelle aus S. Franck beigebracht, Grimms Vermutung, das Wort dürfte bei Franck häufiger erscheinen, ist wohl nicht der Fall, denn Fischer kennt auch nur diesen einen Beleg bei ihm, fügt aber noch einen aus einer Augsburger Bibel hinzu. Über die Etymologie weiß ich nichts beizubringen, nur hinweisen möchte ich auf eine Reihe von Belegen, aus denen wenigstens die Bedeutung sich unschwer feststellen läßt. Merkwürdig ist, daß die Quellen alle aus Augsburg stammen. So lesen wir in einer Übersetzung des Buches de libera vita (Augsburg 1490) des Walterus Burleus von Anton Sorge^b: „Nun magst du sy (sc. die Widerwärtigen und Widerspännigen) nicht als gar vertryben, noch ganz vertilgen, dann dir wyder sein würdet franstreichlychen der dir yetz nit verdachtlich ist, vnd jm fürcht darumb er schweiget, vnd der jm nit fürcht tut dich pringen“. Der lat. Text heißt: Adversabitur autem aliquis non suspectorum^c. Fast genau so steht die Stelle in einer Ausgabe aus Augsburg vom Jahre 1519, die übrigens H. Kunst, Stuttgarter litter. Verein 177, 414 Anm. 1 nicht kennt. (Breslauer Stadtbibliothek 40 194.)

Gar nicht selten gebraucht das Wort C. Huberinus, über den erst Th. Koldes Artikel in der RE. uns recht belehrt hat. Im Spiegel der Haustzucht (1553) 21^b: machen damit die Kinder störrig, fronstreck, und ungehorsam^c; 26^a: Dieweil doch solche Kinder so fronstreck seind, und so gar keyne zucht, noch vermanung an jhnen erschießen will, so muß hellesch fewer zuletzt drein schlagen^c; 169^a: „Frau Venuß hat sondere besoldung, die sie jhren kriegern zu lohn gibt, erstlich das sie wild, fronstreck werden^c; 221^b: „darumb nur bey zeit darzu gethon, die weil sich das rütlín nun biegen läst, sonst werden sie (sc. die Töchter) fronstreck, und geben um kein zucht,

und kein vermanung, noch straff mer“; im Christlichen Ritter (1558) n¹a: Oder bist nie ungehorsam gewesen, sondern nur strellich, mutwillig, fronestreck unnd unbendig“. Im Jahre 1573 erschien zu Augsburg eine Übersetzung des Werkes Ordini di Cavalcare von Frid. Griso durch J. Fesser, hier steht 204: Wann es (das Pferd) aber gantz franstreck, das ist, nichts umb die straff geben wolt, so magstu die selbige scherpffen der gestalt. Genau so in der Ausgabe von J. Fayser (Frankfurt 1643) Hippokomike 201. — Sicherlich ist heranzuziehen niederd. wranten „mürrisch sein“, wrantrig, frantrig, wfries. wrantelich „ärgerlich, verdrießlich“; der Übergang von nd. wr. in obd. fr. ist bekannt; vgl. z. B. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache *228.

Gattichen. Das Mitteil. XVII, 87 aus Fr. Seidel 1626 Türk Gefängnis beigebrachte und von Diels erklärte Wort kommt in der Form Giattchen vor bei Reinhold Lubenau, der zu derselben Zeit wie Fr. Seidel in Konstantinopel weilte und auch mit ihm bekannt war (vgl. die Ausgabe der Reisen des Reinhold Lubenau von W. Sahn, Königsberg II (1915) 49. Er hat sich ein kurzes Wörterverzeichnis zum täglichen Gebrauch zusammengestellt und a. a. O. 60 verzeichnet er unter den Kleidungsstücken die ‚Giattchen‘. ‚Ihre (der Araber) Weiber tragen Ungarische Gatic, das ist Hosen aus weißen oder blauen Leintuch bis an die Knoten lang‘. J. G. Harant 1678 Der christliche Ulysses 652. Diese Gattichen trug der ungarische Pferdeknecht noch im 19. Jahrhundert, wie Karl Braun 1878 Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten II, 55 meldet: ‚Der Tschikosch ist in der Regel beritten; er trägt den bekannten kleinen schwarzen Hut, blaues Hemd und blaue Gatyen (so heißen die fabelhaft weiten ungarischen Beinkleider); vgl Paul Kretschmer 1916 Wortgeographie 112 Anm. Reinhold Lubenau a. a. O. 61 verzeichnet auch Paputsch. cf. Zs. f. d. W. 15, 117b.

Dunkle Gefühle. Über das Aufkommen dieses Ausdrucks hat O. Walzel im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (1914) I, 7f. gehandelt, ohne zu einem Abschluß gekommen zu sein. Ich wage hier sehr zögernd eine Vermutung zu äußern, die nur als ein Tastversuch gelten will, um in diese Frage mehr Licht zu bringen. Als ich vor Jahren anfing mich mit Zinzendorf näher zu beschäftigen, war ich verwundert, bei ihm den Ausdruck nicht zu finden, bis mir allmählich das Verständnis des Begriffes Gefühl bei ihm aufging. Wo nämlich Z. sich vorsichtig ausdrückt, wenn es ihm darauf kommt scharf umrissen zu sprechen, klingt bei ihm bei dem Wort

immer das Fühlen durch, wie z. B. ganz grobsinnlich verstanden als tasten, greifen. Wohl spricht er einmal vom geheimen Gefühl 1741 Jeremias 87: „Dergleichen Ideen pflegen die Obrigkeiten zu haben, deren Glück Gott stabilirt, und bey denen ein geheimes Gefühl ist, wem sie es zu danken haben“.

Dagegen fiel bald ein anderer Ausdruck auf. Z. nennt die Mystik einen dunklen Glauben¹⁾, so 1742 Büd. Samml. III, 193: „Ich habe sehr lange und mehr als es jemand nöthig zu rathen ist, in dem sogenannten duncklen Glauben gestanden, davon die Mystici sehr viel schreiben und ihn zu einem hohen Grad machen ich aber nicht“; und 1746 Natürl. Reflexionen 98: „Wenn aber der ungefühlige, oder dunkle Glaube so viel sagen solle, daß man seinen Erlöser einen Tag lieber hat, als den andern, einen Tag mehr traut als den andern: so habe ich was gegen diese Sache einzubinden, weil der Ausdruck sie in ein falsches Licht setzt“; Zwei und Dreyßig einzelne Homiliae oder Gemein-Reden in denen Jahren 1744. 1745. 1746. XVII. Rede S. 6. „Und daraus ist endlich diese solution geworden, die man schon lange vorher gehabt, und die man nicht nöthig hatte, itzo von neuen zu erfinden, daß ein Christ seines Glaubens nicht gewiß ist, noch gewiß seyn kan; sondern daß man so dahin geht in einem dunkeln glauben, und so oft einem einfällt, ob das ding auch wahr ist, bey sich selbst immer wiederholet: „Ich glaube; welches Doctor Luther zu seiner Zeit nennt, sich einen gedanken machen, der da spricht: Ich glaube; damit fängt man sich nun bey ernsthaften leuten an zu behelfen, wenn man keine gewißheit und beständige freudigkeit erlangt.“ —

XXX. Rede S. 6. Wir finden aber auch noch eine andre art von leuten in unserm wege, die mit uns noch weniger auskommen können, als wir mit ihnen. Das sind die leute, die vom dunkeln glauben reden, und die in praxi auch Atheisten sind: ob man ihnen gleich gern zugibt, daß sies nicht von herzen und mit vorsatz sind, und denselben grund nicht dazu haben haben, der in den theoretischen Atheisten liegt, die da wünschen, daß weder eine active noch passive unendlichkeit seyn möchte.“

Wäre es nun nicht möglich, daß dieser Ausdruck später von

¹⁾ Wohl bekannt ist mir, daß der Ausdruck dunkler Glaube früher vorhanden ist, z. B. bei A. H. Buchholtz 1666 Herkules I, 21 b: „Behalte dir deinen tunkeln und überverständlichen Glauben“. Hier wird der Glaube der Heiden so genannt im Gegensatz zu dem hellen, lichten Christusglauben“.

dem andern „dunkle Gefühle“ abgelöst ist? Fr. v. Raumer, der Schleiermacher nahe stand, schreibt z. B. 18. 4. 1802 Lebenserinnerungen I, 186: „Er (Lessing) ist der unwidersprechliche Beweis, wie die größte Klarheit und Bestimmtheit sich mit der lebendigsten, thätigsten, tiefsten Empfindung vereinigen kann und soll; ohne alle die vorgeblich nothwendige Beimischung von Mysticismus, von dunkelen unbestimmten Gefühlen, die bei den mehrsten leerer Dunst sind“. Die Verbindung von Mysticismus und dunkelen Gefühlen ist hier beachtenswert. J. v. Baader verwendet den Ausdruck öfter in den von Schaden herausgegebenen Tagebüchern; z. B. S. 45 vom Jahre 1786.

Gemütlich. Da frühe Belege für das Wort sehr spärlich sind (vgl. DWB.); so seien ein paar nachgetragen. Das Buch der himl. offenbarung der heil. wittiben Birgitte (Nürnberg 1502) 8. Vorrede: „wann etlich stund in verzückung des gemütlichen afferhebens, sehend in der verpildlichen oder geistlichen gesiht. (elevationis mentalis.); da die vorgenant fraw von Christo: und der junckfrawen Maria völliglich ward underwissen von der materi ze erkennen die geist und gesicht und gemietlich empfindung. a. a. O. 8 Vorrede 2 (mentalia sentimenta). — „Item das gebett, das da ist ein uffsteigung des gemütz in got: und also heist es ein gemütlich gebett, daruß das munndtlich gebett mit den worten, auch das gesang und lob gotts entspringt. Johan von Lanßburg 1518: Eyn schöne unterrichtung was die recht Evangelisch geystlicheit sy, und was man von den Clöstern halten soll B₂^a. Valentin Weigel 1613 Gulden Griff B₃^b: „Mit dem Verstand des Gemüths, siehe ich an die Engel und den ewigen Gott, Also ist Gott und die Engel ein Gegenwürff des gemüthlichen Auges“. Diese Belege und die Verwendung des Wortes gemütlich in ihnen ermöglichen uns auch das Verständnis des im DWB. zu kurz abgetanen Gebrauchs des Wortes bei Zinzendorf; cf. IV, I, II, 3330. Ich stelle eine Auslassung Zinzendorfs voran, die ganz klar ist. Bei A. G. Spangenberg 1752 Schluß-Schrift II, 471: „Gefühl und Salbung ist nicht einerley. Gefühl ist der Effect von der Salbung. Die Salbung ist die Theilhaftigkeit an seinem Geiste, die agirt, und der Effect von dieser Action ist das Gefühl. Das Wort Gefühl ist ein schlechtes Wort. Denn im Grunde heißtts nicht Gefühl, sondern es ist mir so. Denn beim Gefühl stellen sich die Leute vor, als wenn einem etwas stieße, oder über die Haut liefe. Gemütlich drückt es besser aus. Die Salbung macht uns ge-

müthlich. Was Zinzendorf auch anders einmal so ausdrückt Sokrates 1725 Nr. 23: „Ich kann nicht alles sehen, woran ich denken kan; aber ich kan darauf treffen mit meinem Gemüth; Welches eben so viel bei der Seelen ist, als das Fühlen beim Cörper“. Das heißt also mit anderen Worten: „Das Gemüt ist für die Seele dasselbe, was für den Leib das Fühlen ist. Es ist gleichsam der ins Geistige erhobene Tastsinn“. Die Berücksichtigung dieser Auffassung Zinzendorfs mit den oben vermerkten aus dem Buch der heiligen Brigitte und der Weigels ist klar, wenn auch nicht so scharf pointiert wie bei Zinzendorf. Ja, ich vermuthe, daß z. diese Begriffsbestimmung von gemütlich von Gichtel oder dessen Quelle Valentin Weigel übernommen hat. Denn z. kannte beide. Einen Beleg aus Gichtel bringt das DWB. IV, I, II, 3330. — In dieser zugespitzten Form wendet nun z. das Wort durchaus nicht immer an. Wir begegnen ihm des öfteren in der uns verständlicheren Bedeutung. 1757 Londoner Predigten II, 25: „Einem ordinairen Heiden ist, wie man im Teutschen sagt, gemüthlich, es ist nach seinem Sinn, er findet nichts revoltirendes drinnen“; 1746 Natürliche Reflexionen 222 . . . kan auf drey Seiten betrachtet werden, je nach dem einem Leser gemüthlicher ist; 193: „denn weil man einem Hauffen super-klugen und zum Theil angesehenen Leute das Maul stopfen mußte: so war es mir ganz gemüthlich, um denen ehrlichen und gottesdienstlichen Pennsylvaniern zu helfen“, 194: „und es war beynahe einem jeden gemüthlicher, an mir zum Ritter zu werden, als mich zu hören“. Diese Ausdrucksweise verspottet z. B. J. G. Schütze 1758 Herrnhuthianismus in literis: „Weil aber das Urtheil Zinzendorffen nicht gemüthlich, so leugnete er hernach die Klage gar“. Von hier ist nun der Weg nicht mehr weit zu einer gemütlichen Unterhaltung, Kneipe, usw.

Gewächs. Wunderlich lehrt in DWB. IV, I, 3, 4724 unter 8, daß die Ausdruckweise „Gewächs der Reben“ zuerst von Luther in der Bibelübersetzung verwandt worden sei. Mc. 14, 25 und Mt. 26, 29; hinzufügen kann man Lc. 22, 18. Diese Behauptung ist aber nicht richtig. Denn wir lesen bereits bei Matthäus Ringmann 1513 Der text des Passions und lidens Christi C₂a: „Wann ieh sag vch das ich nun hinfürder nit werde trincken von dem gewechß der reben“.

Glaubensbekenntnis. Gombert, Programm 1908, 14f. wies für die übertragene Bedeutung des Wortes auf das grammatische

Glaubensbekenntnis Gottscheds vom Jahre 1748 hin. Diese Verwendung des Wortes ist aber älter: „Noch zu guter Letzte mit dem grössten Amts-Effier ein Glaubens-Bekanß gethan; Das wolte er noch hiermit sagen, daß er von des Lipsius Schreib-Art nichts hielte, weil Sie allzu kurtz wäre“. J. B. Mencken 1716 Zwei Reden von der Charlatanerie 131. Das politische Glaubensbekenntnis begiebt auch etwas früher als a. a. O. in den von Geiger herausgegebenen Briefen Ifflands (8. H. 1793) I, 206: „Zuvor mein politisches Glaubensbekenntnis über die gegenwärtige politische Lage der Dinge“. — Für Glaubensartikel in übertragener Bedeutung sei bei dieser Gelegenheit folgender Beleg beigebracht aus P. J. Marperger 1716 Beschreibung des Hanffs und Flachs 285: „sintemahl es ein Glaubens Articel der Wäscherinnen ist, daß so lange die Lauge noch nicht braun scheint, so lang habe auch die Lauge ihre gebührende Schärfe noch nicht“.

Glitschen. Weigand-Hirt verweist auf ein mrh. Voc. ex quo vom Jahre 1469, wo glitschen neben glitsen erscheinen. Und fährt dann weiter fort: „Nach Campe von Wieland in die Schriftsprache eingeführt“. Diese Bemerkung ist irreführend. Denn was Campe unter Schriftsprache verstand, verstehen wir heut unter dem Wort nicht mehr. Es wäre eine verdienstliche Arbeit, einmal zu untersuchen, wie der Begriff des Wortes Schriftsprache sich geändert hat.

Wer nun keine eigenen Sammlungen hat und z. B. Sanders vergleicht (I, 600^a), wo, unter sehr kurzem Hinweis auf Fischart, nur Belege aus dem 18. und 19. Jahrhundert gebucht sind, der kann leicht vermuten, das Wort wäre seit dieser Zeit erst gebräuchlich und stimmt Campe zu. Für das Schwäbische gibt nun Fischer schon ein paar Belege aus Brenz und Kraffts Reisen. Hier mögen noch einige andere stehen, aus denen man entnehmen kann, daß das Wort seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz geläufig ist und von Schriftstellern gebraucht wird, die für ihre Zeit anerkanntes schriftsprachliches Deutsch geschrieben haben. Z. Rivander 1591 Fest Chronica I, 7^a: „die (Höllenbande) glitzschete abe“. H. v. Breüning 1612 Orient. Reise 163: „gleich als auff einem Eyß glitschen“. Harsdörffer 1661 Heraclitus u. Democritus 562: „glitschet ihm der Fuß“. E. Francisci 1680 Lufft-Kreis 868: „das Hellschen oder Rutschen und Glitschen auf dem Eise“. F. v. Sandrart 1680 Iconologie deorum 131^b: „Der breite Weg zeigt uns ein Rosenlindes Reisen

Allein das Ende glitscht auf harten Klippen ab'. H. Widerhold 1681 Beschreibung der sechs Reisen I, 49^a 52^a. Diese Belege ließen sich leicht vermehren, dürften aber genügen.

Grell. Im DWB. IV, 1, 6, 102 wird bei Grell m. hinter die Bedeutung Zorn, Grimm ein Fragezeichen gesetzt. Folgende Stelle ergibt für das Wort als f. fraglos diese Bedeutung; ,welcher bei seinem Leben die Rhodiser mit einer sonderbarn unmenschlichen Grell und grausamkeit hat verfolgt'. H. Lewenklaw 1590 Neuwe Chronica Türk. Nation 301. Was heißt aber Grelle bei Joh. Faustus 1619 Fasti Limpurgenses 19^a? ,Er was ein herrlich starck man, von Leib, von Person, und von allem gebeine, und hatte ein groß haubt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit anlitz mit bausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe'.

Grellheit. Das DWB. belegt das Wort zuerst aus Heinsius 1801 und bringt nur Belege aus dem 19. Jahrhundert. Wir finden das Wort aber in der Bedeutung Grausamkeit bereits bei H. Lewenklaw, a. a. O., und noch viel Unruhe vorhanden, wegen des Schach damals unfürsichtiglich geübter Grellheit', 95 und 124: ,auch allem Blutdürstigen Weisen und Grellheit zuwider seyn'.

Hausmusik. Das DWB. weiß über das Wort weiter nichts zu berichten, als daß es einen Beleg aus einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts anführt. Es hat also keine Ahnung von der Entwicklung des protestantischen Kirchen- und Gemeindegesanges. Es ist dies übrigens nicht die einzige Stelle, wo es in dieser Hinsicht den Benützer völlig im Stich läßt. Das Quellenverzeichnis führt S. 33 Joh. Heermann, Devoti Musica Cordis Hauß- und Hertz-Musica Lpz. 1630 u. 1636 an. Indessen ist das Wort älter. Hierüber berichtet jetzt Herman Petrich 1914 Paul Gerhardt 75f. Jetzt sei noch ein von Petrich nicht bemerkter alter Beleg für das Wort beigebracht: ,Die beste Haus-Musica stehet in andächtigen Psalmen und Lobgesängen'. V. Herberger 1619 Trawrbinden VI, 202. Auch ein Beispiel aus dem 18. Jahrhundert: ,Diß ist die schönste Haus-Music, (wenn nämlich Mann und Frau zusammen stimmen). H. v. Assig 1719 Ges. Schriften 314. Den Aufsatz von C. J. Becker, Zur Geschichte der Hausmusik, Neue Zs. für Musik. Juliheft 1837 konnte ich nicht erlangen. Ebenso stiefmütterlich ist das Wort Hauskirche bedacht, obgleich hier aus Büchertiteln sich mancherlei beibringen ließ. So seien denn hier wenigstens ein paar Nachträge

verzeichnet. Andreas Fabritius, Pfarrherr in Eisleben zu S. Niclas 1569 in 8^o. Die Hauskirche: Das ist: Wie ein Hausvater neben dem öffentlichen Predigtamt, auch daheim sein Heufflein zu Gottes Wort und dem lieben Catechismo reitzen soll; Roth 1573 Catechism. Predigt I, 148^b: „Hierzu nemet nu in ewrer Hauskirchen die schönen Weiheachts Gesenge“; Wolffg. Musculus 1595 papist. Wetterhan 64: „das ist mein haußkirche, vnd haußzucht“, „und wollen (Braut und Bräutigam) ihrem lieben Gott eine keine Hauzkirche anlegen“. S. Artomides 1609 Christliche Auslegung I, 759. E. Weigel 1685 Rechenschaftliche Forschung 17: „Denn Mahlzeiten sind Hauskirchen-Zeiten, die mit lauter Gottes-Furcht und Christlicher Erbauung zuzubringen“.

Heimweh. J. A. Walz hat Zs. f. d. W. XII, 184 darauf hingewiesen, daß das Wort sich im Gesangbuch der Brüdergemeinde finde. Wir haben es aber hier nicht etwa bloß vereinzelt. Man vergleiche Gesangbuch (1737) nr. 8^o 1496, 2:

Ihr friedenskinder, ich hab euch im Herzen,
nicht ohne heimweh, und desselben schmerzen“.

Aus den Zinzendorfischen Schriften mögen folgende Stellen genügen, die sich leicht vermehren ließen. 1738: „Ferner ist noch bey unsrer Heyden-Sache sorgfältig zu vermeiden das Heimweh“. Büd. Samml. I, 675; 1755: „ein heimweh verursachender wunden-blick“. Kinder-Reden 12; 1755: „unds heimweh mach ausstehlich, durchs heilige Abendmahl“. Kinder-Oden III. Zinzendorf und die Brüdergemeinde verwendet ja überhaupt Zusammensetzungen mit heim sehr gern: heimgehen, heimkehren, Heimkehr, Heimgang, Heimfahrt, Heimgangs-gedanke usw. — Bei dieser Gelegenheit seien auch noch ein paar schlesische Belege beigebracht: „Vor allem soll Juste die Wehmut, d. h. auf gut Breslauisch: das Heimweh nicht aufkommen lassen“. Joh. Tim. Hermes (31. V. 1806) an seinen Schwiegersohn Zahn in Neumarkt, abgedruckt bei G. Hoffmann 1911 Joh. Tim. Hermes. Ein Lebensbild 85, und Seite 87: „vor allem soll auch sie das Heimweh, diese schlesische Unart nicht aufkommen lassen.“

Hep! Hep! Ladendorf hat Zs. f. d. W. VI, 50 auf eine Germ. 26, 382 angezogene Stelle aufmerksam gemacht, nach der das Hep! Hep! spöttische Nachahmung des Rufes jüdischer Hausierer gewesen sei. Hierzu vergleiche man John Brinkmann, Kasper Ohm un ick 61 (Hesse): „Hepp-hepp-hepp, Schachermachei“; und F. Gregorovius, Wanderjahre in Italien I, 96: „Man sah sie (die

Juden) also bis auf diese Zeit mit allen Sachen hausieren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden^c. Warum Ladendorf seinen ursprünglichen Weg nicht weiter verfolgt und sich der höchst unwahrscheinlichen Erklärung des DWB. angeschlossen hat, für die er ja noch weitere Zustimmung gefunden, ist schwer zu sagen. Ich bin immer noch geneigt anzunehmen, daß die bereits 1819 aufgestellte Vermutung, Hep sei Verkürzung aus Hebräer, richtig ist. Das man das Wort Hebräer in der Bedeutung Händler, Hausierer gebrauchte, bestätigt der unter dem Wort im DWB. abgedruckte Beleg aus Thümmel, und mir persönlich ist dieser Gebrauch sehr geläufig. Die Frage ist nur, ob die jüdischen Händler sich selbst so nannten. Hierzu fehlen mir die Nachweise.

Inneres Düppel (vgl. Gombert, 1903, Festschrift 33) Fr. Engels schreibt am 7. XI. 1864 an Karl Marx: „wie jetzt Wagener einen „inneren Düppel“ verlangt“. Briefwechsel III, 192. Wenn Engels hier auf den Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 30. September 1864 anspielt, so wäre also Hermann Wagener der Präger dieses Wortes in der zugespitzten Form.

In puncto puncti. Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 130 hatte eine burschikose Abänderung des Ausdrückes in *puncto sexti* vermutet. Dies wird bestätigt durch eine 1791 namenlos erschienene Schrift: „Freimüthige Briefe über Bahrdts Lebensbeschreibung“; in dieser wird p. 73 das *in puncto puncti* ausdrücklich ein „lustiger Studentenausdruck“ genannt.

Kleine Leute. (Gombert, Z. s. f. d. W. VII, 8; Ladendorf, Schlagworte 171). Mir ist der Ausdruck zuerst begegnet bei A. A. Rhode 1755, Schlüssel zu Herrnhut 86: „Das sind kleine Leute in ihren (der Herrenhuter) Augen. Sie sehen und kommen viel weiter“. Mit den kleinen Leuten sind die Apostel Petrus und Paulus gemeint. Hier sind die kleinen Leute offenbar unbedeutende Leute, die kein Gewicht und Ansehen verdienen. Ob dies die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks ist, scheint sehr fraglich. — In demselben Sinne lese ich ihn bei Fr. v. Raumer 1824 in einem Briefe an W. Müller, Lebenserinnerungen II, 162: „Einverstanden sind wir, . . daß ein ungemein großer Dichter dagewesen sein müsse, und nicht alles auf eine Menge kleiner Leute zurückgeführt werden könne“. In der Antwort verwendet Müller den Ausdruck (II, 165): „Für die kleinen Leute, um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, ist ein

solches Nacharbeiten und Nachhelfen recht eigentlich eine passende Arbeit'. Ebenso wie uns heut scheint Müller die Anwendung des Ausdrucks auf unbedeutende geistige Männer fremd geklungen zu haben. — Es ist vielmehr zu vermuten, daß die Redensart aus bäuerlichen oder ländlichen Verhältnissen stammt und später allgemeinere Bedeutung bekommen habe. So schreibt z. B. E. Ziehen 1874 Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben: „Einige andere Hofbesitzer erhoben ähnliche Klagen und stimmten Warnow bei, daß man bei einigen verdächtigen „kleinen Leuten“ Haussuchung halten solle. Zur Erklärung dieses Vorschlages muß bemerkt werden, daß die wendischen Hofbesitzer vor Zeiten eine auffallende Geringschätzung, ja oft eine unerbittliche Härte gegen diejenigen Gemeindeglieder an den Tag legten, die entweder gar kein Eigenthum oder nur ein unbedeutendes besaßen und daher auch in der Versammlung der „großen Leute“ keine Stimme hatten‘. Sehr oft spielen die kleinen Leute eine Rolle in den Werken des Lehrers Adam Lange, der die ländlichen Verhältnisse seiner glätzischen Heimat genau kennt und mit diesem Ausdruck einen ganz bestimmt umschriebenen Begriff verbindet: kleine Besitzer, die, um sich durchzubringen, noch für andere arbeiten müssen. In den Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers (1908) schreibt er: „Von den Familienfeiern der Bauern erhalten auch die in der Nähe wohnenden sogenannten „kleinen Leute“ ihren Anteil und dadurch wird Neid und Haß vermieden“, Seite 8. Besonders wertvoll aber sind seine Angaben in dem Roman „Der Prozeßgeist 1911“; z. B. 78: „aber die „kleinen Leute“, die bloß eine Kuh oder Ziege im Stalle haben, die müssen das Futter auf dem Rücken herbeischleppen, und doch ist ihnen das nicht zu beschwerlich. Sie sind vielmehr froh, wenn ihnen der Bauer einen dünnen Rand oder eine Lichtung im Walde zum Abgrasen überläßt“, 325: „kleine Leute“ — Häusler und Gärtner; 369: „Die sogenannten „kleinen Leute“: Stückbauern (Stückmänner), Feldgärtner, Gärtner und Häusler hatten Handrobot zu leisten und zwar jeder 54 Tage innerhalb eines Jahres“. — Hiermit vergleiche man, was Fürst von Pückler-Muskau 1834 Tutti Frutti I, 174 bemerkt: „Sie (die Bauern) schaffen die Pferde ab, weil sie sie nicht mehr auf eigenem Grund und Boden ernähren können. Sie werden nun sogenannte kleine Leute, keine Art von weiter greifender Industrie kommt ihnen mehr nahe, sie bearbeiten und düngen ihr bischen Feld notdürftig selbst mit Frau und Kind nebst

ein paar Kühen, und sind für ewig zufrieden; wenn sie nicht Hunger leiden'. Während der Korrektur stoße ich auf folgende Stelle: „Unter denen Heinrichauschen Closter-Gestifts-Unterthanen, wird durchgehends bei allen Gemeinden die sehr nützliche Umwechselung in steter Übung gehalten, solcher gestalten, daß alle Anlagen, wie sie auf einander folgen, die eine nach der Indiction, die andere nach der Huben-Zahl, ohne Eigen-Nutz eingetrieben werden. Und solcher Gestalten kommt der Bauers-Mann guth daran: daß bei der Huben-Zahl 4. Gärtner vor eine Huben, und wiederum acht Häußler vor eine Huben mit concurriren; Und diese kleine Leuthe kommen auch wiederum guth daran, daß sie nach Indiction gar nichts beitragen“. J. A. Friedenberg 1738 De generalibus et particularibus quibusdam Silesiae Juribus 319 u. ö. z. B. 320. 327.

Kneipe. Zu Kluges Artikel über die Geschichte des Wortes Kneipe (zuerst Zs. f. d. W. III, 114 fg.; dann Wortforschung und Wortgeschichte 1 fg.) hat Meiche, Mitteilungen des Vereins f. sächsische Volkskunde 6, 84. 173 sehr dankenswerte Nachträge gebracht. Er hat das Wort hergeleitet von kneipen, kneifen, zwicken, schrauben. Seine Ansicht findet eine Bestätigung durch den Ausdruck ‚Kneipzange‘, den wir für eine solche Wirtschaft angewandt finden: „Aber wo logieren wir? Doch nicht in der Kneipzange?“ (F. A. Kritzinger) 1764 Die bunte Reihe, oder eine Handvoll lustig satyrischer Gespräche, zwischen Leipziger neugierigen Junggesellen und politischen Mädchen 17. Auf Seite 33 desselben Werkchens erfahren wir mehr von dem Betrieb in einem solchen Hause: „Geht er nicht manchmal da drüben nein, in die Kneipe, ich weiß alles, was da passiert. — Ich habe ein paarmahl da was zu vermeublen hingebracht, je nun Herr Wohlfeil will auch leben, man hat da allemal gleich baar Geld davon. Ist es auch etwas Heimliches, so verkaufen es diese Leute an die stöckischen Juden, da kriegt's niemand zu sehen, da werden Sachen hingebracht, ich kann es Ihnen nicht sagen, manchmal aber kömpts doch raus, da thut Ihnen die Gesellschaft desto weher. Es sind nun solche ehrliche Leute, die einem manchmal aus der Noth helfen und besser sein sollten. Doch Silentium, mit Schmerzen sich verrät niemand“.

Koloß auf tönernen Füßen, vgl. R. F. Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 15. Ich verweise auf R. Prutz 1847 Kleine Schriften I, 61: „Dazu kommt, daß dieser Koloß (d. h. Rußland), im Grunde doch nur ein Götzenbild ist, das auf thönernen Füßen steht“. Wo-

dieser Aufsatz „Der nächste Krieg“, aus dem diese Stelle stammt, zuerst erschienen ist, konnte nicht ermittelt werden. Außerdem führe ich an F. Gustav Kühne 1843 Portraits und Silhouetten I, 100: „und was hat Rußland zu tun? — China zu gewinnen, sagt List. Hierzu gehören Menschenalter; aber der Coloß auf thönernen Füßen muß vor der europäischen Bildungskraft stürzen“.

Lebenskünstler. Ladendorf 189 bringt als frühesten Beleg eine Stelle aus Goltz 1860 Typen der Gesellschaft. Einviertel Jahrhundert früher finden wir das Wort bei Pückler-Muskau, Semilasso in Europa III, 140: „Ein sehr liebenswürdiger Sanskritgelehrter sagte mir einmal, „ich sei der größte Lebenskünstler, der ihm je vorgekommen wäre.“

Löwe. Im DWB. VI, 1216, 5 wird für dieses Wort in der Bedeutung für einen geistig, künstlerisch hervorragenden Menschen ein Beleg aus Heine angeführt. Diese Bedeutung des Wortes ist natürlich älter. Es schreibt Karl Julius Weber 1826 Deutschland I, 194: „Auf der andern Seite der Stadt über die Feuerbacher Haide nach Leonberg, Geburts-Ort des philosophischen Löwen Schellings- und des freimüthigen Paulus“; während G. Förster 1786 in einem Briefe an Sömmerring (Briefwechsel 335) für Löwe das Wort Phönix braucht: „dieser Phönix unter den Philosophen“. Blücher wird der Löwe der Schlachten genannt bei L. Rellstab 1827 Gedichte 30.

Krach. Über das Aufkommen des Wortes im Mai 1873 in Wien berichtet L. v. Przibram 1910 Erinnerungen eines alten Österreichers I, 360: „Erinnere ich mich recht, so tauchte dieser Terminus (sc. Krach) zum ersten Male in dem Börsenberichte eines Wiener demokratischen Blattes auf, dessen Reporter ihn aus dem Munde eines Börsenbesuchers galizischer Provenienz vernommen haben wollte.“

Matthäi am letzten wird von Weigand-Hirt aus Bürger belegt. Mir ist die Redensart viel früher begegnet: „Der eine Koch so anrichten sollen ein Polack, spricht auff sein böse Deutsch, Nu ist mit uns der letzte Mattheus“. Friedrich Seidel 1626 Türkische Gefängnuß D₄^a.

Mob. Das Wort wird von Sanders, Ladendorf, Weigand-Hirt erst aus dem Jahre 1840 bei Heine gebucht. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ist aber der Ausdruck bei uns ganz geläufig. „Der Heiland wird uns wohl einmal von dem liederlichen Mob wieder erlossen“. Zinzendorf bei A. G. Spangenberg, Apologet. Schluß Schrift II, 612 und 498: „da heist der Mob auch Gemeine“; in

den Zeyster-Reden 1759: „Sie wolten des Heilands Sache zu einer art von einem Mob, einer émeute du peuple, zu einem tumultuarischen Schwindelgeist machen, der über die gemeinen Leute gekommen wäre“ 85. In der Büdingischen Sammlung können wir aus dem Zinzendorfeschen Kreise das Wort noch öfter belegen; z. B. III, 583: „Kaum hatte man angefangen zu singen, so machten die Reformirten einen Mobb, fielen wie Teufel mit den horribelsten Ausdrücken und Geschrei: Schlagt den Hund tott, in die Lutherische Versammlung ein“; III, 585: „das er (sc. Zinzendorf) durch keinen Mobb sich etwas nehmen ließ“, und auf derselben Seite: „daß er dem Reformirten dieses Haus nicht cediren wolle, weil sie es durch einen Mobb an sich gerissen“; D. Cranz 1771 Alte und neue Brüder-Geschichte 374 schreibt: „Des bösen Feindes Absicht war wohl keine andere, als das Volk gegen die Brüder aufzuwiegeln und einen Mob (das sind die schrecklichen Tumulte, die in England oft große Noth und Lebens-Gefahr anrichten) zu verursachen“; vgl. noch A. G. Spangenberg 1775 Leben Zinzendorfs 1922; „Auch liessen feindselige Leute fast täglich solche Dinge in die Zeitungen einrücken, die gar leicht die Folge hätten haben können, daß ein Mobb, daß ist ein tumultuarischer Zusammenlauf des Volks, welcher in London was sehr gefährliches ist, gegen die Brüder entstanden wäre“. Im 19. Jahrhundert finden wir das Wort bei Gutzkow 1834 Wellington: dieser Mob tritt Präzedenzien in den Kot, die damals als sie neu waren, vergöttert wurden? VIII, 41 (Hesse); das Eigenschaftswort „mobisch“ lesen wir bei J. Venedey 1845 England III, 161.

Moralische Eroberungen. Nicht erst Treitschke (Ladendorf 206) steht 1864 den „moralischen Eroberungen“ skeptisch gegenüber. Bereits 1860 schreibt Dahlmann an Gervinus (Briefwechsel II, 439): „so verläuft es mit den „moralischen Eroberungen“, die unser gegenwärtiges Ministerium für Preußen in Deutschland machen wollte“.

Mucker. An die Zs. f. d. W. III, 99; VI, 110. 332; VIII, 103 gesammelten Belege reiht sich ein, was Tobias Friedrich am 5. Mai 1730 aus Jena an Zinzendorf schreibt: „Gestern ging er (sc. August Wilhelm Spangenberg) auf der Straße, da kam ein kleiner Gassenjunge, sah ihm munter ins Gesicht und sagte: Du Mucker! Darüber kam er so vergnügt nach Haus und erzählte uns solches mit innigster Freude“. Gerhard Reichel 1906 A. W. Spangenberg 51 Anm. 3.

Da Muckernest im DWB. übergangen ist, so stehe hier ein allerdings später Beleg: „das ist rein weg um des Teufels zu werden,

wenn man tagaus tagein in dem verdammten Muckerneste hocken muß'. Freiligrath 1838 bei Buchner I, 277.

Musterstaat. (Zs. f. d. W. VIII, 129). Oelsner spricht von einem erwünschten Musterstaat Preußen in den Politischen Denkwürdigkeiten 75: ,Preußen nicht bloß für sich zu ordnen, sondern auch als Musterstaat für Deutschland aufzustellen; und Weber 1826 Deutschland I, 179 bezeichnet sein geliebtes Württemberg als den deutschen Musterstaat. Für das Wort Musterregierung, das im DWB. auch übergegangen ist, möge Gustav Pfizer 1849 die deutsche Einheit und der Preußenhaß 18 einen Beleg liefern: „es fällt kein Gelehrter, kein Staatsmann vom Himmel, und ebensowenig eine konstituuelle Musterregierung“.

Naiv. Weigand-Hirt belegt das Wort zuerst vom Jahre 1746 aus Bodmer und meint, dieser habe es in die Literatur eingeführt. In demselben Jahre nun gebraucht Zinzendorf den Ausdruck in seinen in London gehaltenen Reden, die dann 1748 gedruckt worden sind. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Z. sich um Bodmer und seine Arbeit gekümmert haben wird. So wird das Wort bereits vor 1746 bei uns gebracht sein; die Belege sind nur noch nicht gefunden. Zinzendorf Londoner Reden 31: ,Das ist der naive und einfältige Sinn der vierten Bitte‘. Einige andere Belege aus Zinendorfschen Reden seien angeschlossen; so z. B. Gemeine Reden (gehalten 1747, gedruckt 1748) ,da wird ein naive confession draus‘; 1747 Vier und dreißig Homilien, Vorrede 2b: ,Weil Du nun eine beständige Liebhaberin von denen einfältigen und naiven Ideen gewesen bist und dich der in den ersten Jahren unserer Anstalten einschleichenden Trockenheit und gecirkelten Wesen . . entgegengesetzt hast; so bedanke ich mich bei dieser Gelegenheit ganz herzlich dafür‘. Neben Zinzendorf möge noch Joh. Paul Weise angemerkt werden: ,auf eine recht naive Art abgeschildert‘. 1747 Ungezwungene Heimleuchtung. Naivität habe ich mir nur vom Jahre 1752 aus A. G. Spangenbergs Apologetische Schluß-Schrift I, 199 angemerkt: „es konnten aber doch noch allemal Critiquen über die Naivität oder Dunkelheit mancher Stellen gemacht werden“; und II, 464: ,Die Menschen Gottes sollen von allen Sachen, die Gott geschaffen, reden, wie die H. Schrift davon redet, mit eben der Naivität‘.

Putsch (Ladendorf, a. a. O. 257). J. G. Kohl 1849 Alpenreisen II, 456 behauptet: Hier (bei den Bewohnern von Baselland)

ist das Vaterland des widerlichen Wortes „Putsch“ und des davon abgeleiteten Verbums „putschen“, das seitdem auch in Deutschland mit so großem Beifall adoptiert worden ist.

Rechnung tragen. Durch den Nachweis, daß die Redewendung bei Heynatz im *Antibarbarus* vom Jahre 1797 gebucht ist (vgl. Weigand-Hirt s. v.), sind die früheren Behauptungen und Vermutungen über ihre Entstehung und Aufkommen (vgl. R. M. Meyer 400 Schlagworte, S. 57f.; Gombert, Zs. f. d. W. II, 270 u. a.) hinfällig geworden. Wir finden aber diese Wortverbindung bereits im 16. Jahrhundert. So lesen wir bei Hieron. Halverius 1570 Warhaftige Beschreibunge aller Chronikwirdiger namhaftiger Historien und Geschichten 18: „sonder (er hat) der Florentiner Jugend freffel und mutwillen ernstlich gestraffet, damit er in einer ungewissen zweiffelhaftigen Sach dennoch seines gethanen Eyds, auch seines grossen Ampts, ein Rechnung trüge“. In dem lateinischen Original des Paulus Jovius, *Historiarum sui temporis Tomus Secundus* (Florentiae 1552) 17 steht „ut in re dubia atque ancipiti magistratus fidem sincerumque personae munus tueretur“. Ferner bei C. Wurstisen 1572 Paulj und Aemilij und Arnoldj Ferrarj . . Historien I, 263: „Die Teutschen herren trugen jhrer nation rechnung“; ferner 1, 429: „ihr solten doch der zeit rechnung getragen haben“ II, 65, od. II, 72; 103 u. ö. J. Schlusser von Suderburg, Beschreibung des Protestierenden Kriegs 25 (nach der Ausgabe von Basel 1573): „er trage auß un gepürlicher gemüts trotzheit weder Göttlicher noch Weltlicher sachen rechnung. Im Original des Lambertus Hortensius (Basel 1560) *De bello Germanico libri septem* S. 29 steht: „Eum nihil divini aut humani juris, pre impotenti animi ferocia, sanctum servare“. Johann Fuglinus 1586 de praestigiis daemonum 133*: „Nun aber ob ich jhn gleich als wol kenne, als der jhn selbst gemacht hat, wil ich doch seines namens auff dißmal verschonen, vnnd meiner eignen conscientz, die mir bescheidenheit vnnd frembder lastern verdeckunge, soviel jimmer möglich gebent, rechnung tragen“. Aus dem Original bei Wierus lib. II, cap. XVII ist nichts zu erschließen. — J. Gugger 1590 Christliche Heerpredigten II, 32: „Dagegen aber welche Kinder jhrer Eltern kein rechnung tragen, die kommen zuschanden“. Aus dem 17. Jahrhundert stammen drei Belege:

„Darneben ich noch mehr da find
Wohnungen vil der Oberkeit,
Die aller Sachen Rechnung treit.“

J. R. Rebmann 1620 *Naturae Magnalia* 632. — J. J. Grasser 1623 *Waldensische Chronica* 47: „Sie pflegten auch den Gefangnen bald den Todt zu träwen, sprechende, trage deiner Seele rechnung, und widerspreche deinem Irrthumb“. Bei dem dritten konnte leider das französische Original nicht verglichen werden. H. Widerhold 1681 *Beschreibung der sechs Reisen* I, 65^a: „Welches die Ursach, daß dieser Mosquée wenig Rechnung getragen wird“. Schirmer 1911 *Kaufmannssprache* 155 hat nachgewiesen, daß wir bei den Redensarten mit Rechnung ein Bedeutungslehnwort von Conto annehmen müssen. So wird auch, worauf Herr Professor Siebs mich hinweist, „Rechnung tragen“ auf italienischen Ursprung zurückgehen, vielleicht ist es eine Wiedergabe des italienischen *render conto*, oder *portare conto*. Dr. Hilka belehrte mich, daß *render conto* in der lombardischen Geschäftssprache gebräuchlich gewesen, und von hier in die französische „rendre compte“ übernommen worden sei. Für „Rechnung tragen“ begegnet gelegentlich auch „Rechnung halten“, so z. B. bei Wurstisen, a. a. O. I, 191: „Er hieilt nicht nur seiner verwandschaft, sonder auch wolverdienter leuten und guter freunden rechnung“.

Reinschen. Im DWB. VIII, 708 ist das Wort aus Campe (1807) III, 405, der es als ein obersächsisches gewöhnlicher Rede angehöriges bezeichnetet, übernommen. Belege bringt keiner. Im 16. Jahrhundert haben wir das Wort noch in der Predigtliteratur, „welches denn jhr viel begeren und darnach reinischen“. J. Mathesius 1591 *Corinthier* I, 220^b: „Pferde rinschen“ bei Geo. Phil. Harsdörffer 1654 *Geschichtspiegel* 720; Helwig 1666 *Ormund* 9: „welcher (Schimmel) sich mit stetem wieheln oder rinschen streitbar erzeigte“; Reichel 1754 *Bodmerias* 33: „nach unserem Beyfall reinscht, letzt nur ein Tröpfchen Lob“. Wieder aufgenommen hat dann das wohl ziemlich seltene Wort G. Regis 1832 in seiner Rabelaisübersetzung I, 659: „Ich lehz, ich reintsch nach bravem Dienst und Arbeit, wie vier Acker Ochsen“. Die Niederdeutsche Form *wrinschen* verwendet A. H. Buchholtz 1666 *Herkules* I, 238^a: „Worauf die Pferde ein solches wrinschen, schlagen und beißen unter sich anfingen . . .“ Hier wie bei Harsdorffer und Helwig heißt es nur wiehern“, (vgl. übrigens Schiller-Lübben s. v. und Neumarkter Rechtsbuch 167 (cap. 564): „pfert die rennisch sint“; und Lexer II, 405^a s. v. *renschen*; Germ. VII, 491; Graff I, 978; Frisch II, 458^a; Müller-Fraureuth II, 346).

Salbader. Von den bisher versuchten Erklärungen, die DWB. VIII, 1682, Weigand-Hirt II, 640 verzeichnet stehen, dürfte keine befriedigen, auch die Schröders, Streckformen 178 ist sehr unwahrscheinlich. Sollte das Wort nicht entstanden sein aus Salmbader? Was Salm bedeutet, erklärt das DWB. VIII, 1698 u. Weigand-Hirt II, 642. Sachlich und lautlich dürfte diese Deutung keine Schwierigkeit machen, und einfach ungesucht ist sie auch.

Schaumblasen des Widerspruchs. Über die Schaumspritzen jugendlicher Freiheit hat Gombert gehandelt Zs. f. d. W. III, 330. Die Schaumblasen des Widerspruchs ist eine Redewendung, die B. Weber in den Charakterbildern 399 gebraucht. Das Buch ist erst 1853 erschienen, der hier in Betracht kommende Aufsatz aber bereits 1848 im Tiroler Boten. Er kann frühestens im Oktober geschrieben sein, denn Dölliger hat den Vortrag, den Weber hier meint, damals bei Gründung des Piusvereins gehalten. Es heißt dort also: „Sein Vortrag (sc. Döllingers Vortrag in Mainz) floß bestimmt und überzeugend im Bette logischer Entwicklung, mit unerbittlicher Consequenz alle Schaumblasen des Widerspruchs fortreibend, nicht ohne die Artigkeit eines gebildeten Gesichtes“.

Schneiden. Vergleiche Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 133 fg. Zu beachten ist, was Kohl 1844 Land und Leute auf den brit. Inseln sagt II, 97 fg.: Gefällt ihm (dem Peer) ein Plebejer, mit dem er einmal bekannt wurde, nicht, so nimmt er nie wieder Notiz von ihm. Er blickt ihn nicht einmal an, oder fällt sein Auge etwa zufällig auf ihn, so kennt er ihn nicht mehr. Will er ihn nicht wieder in seinem Hause sehen, „schneidet er ihn ab“ (he cuts him) und dabei hat die Sache für ewig ihr Bewenden“.

Seelenpflege. Das DWB. belegt das Wort zuerst aus Herder. Dieser hat es aber fraglos von Zinzendorf übernommen. Daß Herder die Schriften Zinzendorfs kannte, ist bekannt. Ferner aber gehörte das Wort zu den sogenannten Hernhuter Schlagworten und als so einzig Herrnhutisch, daß jeder, der es gebrauchte, sich sofort als Hernhuter offenbarte. Bei Fresenius 1746 Bewährte Nachrichten II, 344 finden wir: „Wenn aber nachhero die Zeugen-Sache und Seelen-Pflege, wie die Sprache der Hernhuter lautet, allhier ordentlich übergeben habe, ist mir noch nicht so merklich vorgekommen“. Maria Philippine Rönnau klagt 1755: „Wann sie die arme Seele durch verkehrten Unterricht, in dem sie die Seelenpflege nicht verstehen, verwundet haben“ in ihrem Büchlein „Wahrhaftige und gründliche

Entdeckung Einiger Geheimnisse 3. Ich schließe einige Belege aus Zinzendorf an. Gesangbuch der Brüdergemeinde Nr. 2103, 7: „Sein Geist, die Mutter (denn das heißt und ist er) der masset sich der Seelenpflege an, salbt und bestellt auch der Gemeine Priester, und giebt ihnen leicht verstand und plan“; und Nr. 2140, 6:

„Zu ihrer desto bessern seelen-pflege,
hast du's gerichtet in die selge wege“.

Zinzendorf 1748 Marienborner Gemeinreden II, 228: „Dann wird man gepfleget und gewartet; dann wird einem alles auf die Seite geräumt, was einem schädlich sein könnte, und das heißt Gemeinschaft, Ordnung, Einrichtung Seelen-Pflege: aber keine Seelenpflege kann uns so machen, sondern nur, wenn sie so sind, bewahren, fortführen, schmücken, die Gnade, die da ist, merklicher, gebräuchlicher und applicabler machen“. Sehr oft verwendet Spangenberg das Wort in seiner Biographie des Grafen, z. B. 424. 543. 841. 960, deßgleichen Cranz, der erste Verfasser einer Brüderhistorie, z. B. 622: „damit sie an ihren Orten die nötige Seelen-Pflege und Erbauung genießen könnten“; und Seite 548: „und ihnen eine heilsame Seelen-Pflege nach ihrem Grad angedeihen zu lassen“. Früher findet sich das Wort bei A. Pape 1605 Jonas Rhythmicus b 7^a: „zu seinen Amptsgeschäftten und Seelenpfleg seinen Göttlichen Segen sprechen, das eine reiche Erndte drauff erfolge“; und 1673 bei Chr. Gryphius, Heliconischer Reichs-Tag 154: „und solche zu denen Postillen verdammte und geschworne geistlose Geistliche von der hochwichtigen Seelen-Pflege gänzlich ausschließen oder abschaffen sollen“. Dann bei E. Francisci 1681 Trauer-Saal 4, 889: „angemerckt, der König ihm, auf seine Bitte, den neun und zwantigsten, daran er sonst hätte sterben sollen, zu seiner Seelen-Pflege verwilligt hat“. Das Wort Seele n- oder Seel-Pfleger, das Francisci a. a. O. II, 1036 (ehe ihn sein Seel-Pfleger mit Trost und Rath versorget) gebraucht, scheint sich bei Zinzendorf nicht zu finden; das Wort ist aber viel älter; vgl. Lexer, s. v. u. Zs. f. d. W. XV. 205^a.

Seelenstille. Im DWB. wird es erst aus Jean Paul belegt. Im Gesangbuch der Brüdergemeinde finden wir es in Liedern, die aus dem Jahre 1729 stammen; z. B. 1446, 3:

„Dein seeliges Häufflein nehme zu
an innrer Seelenstille,
und gehe ein in seine ruh,
denn das ist Gottes Wille“.

744, 16: Und gegenüber ruht ein leue,
der seelen-stille heist:
und wenn die welt zerreist,
so hofft er auf eine nene'.

Spangenberg bemerkt in der Lebensbeschreibung Zinzendorfs zum Jahre 1729 auf Seite 551: „Mit der Hoffnung (sc. verband er in der Auslegung 1. Kor. 13, 13) die Befriedigung, Gelassenheit, Weisheit, Vorsicht, Seelenstille usw.“

Stimmvieh. Ladendorf 303; R. F. Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 20. Als Beleg möge noch angefügt werden eine Stelle aus J. Scherr 1872 Hammerschläge und Historien 146: „das Stimmvieh“, wie die Yankees ihre irischen Mitbürger nicht gerade schmeichelhaft nennen. In Hessen war der Ausdruck Wahlvieh im Gebrauche, wie K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei II (1881) 121 bezeugt.

Streber (Gombert, Zs. f. d. W. II, 310; Ladendorf 304; Arnold, Zs. f. d. W. VIII, 21; Gombert VIII, 136). S. Hensel, Familie Mendelssohn I, 181 drückt einen Brief der Fanny M. ab vom 25. XII. 1828: „Wissen Sie aber auch, daß er (d. h. A. v. Humboldt) auf Höchstes Begehrn einen zweiten Kursus im Saal der Singakademie begonnen hat, an dem alles Theil nimmt, was nur einigermaßen auf Bildung und Mode Anspruch macht, vom König und ganzen Hof, durch alle Minister, Generale, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, schöne und häßliche Geister, Streber, Studenten und Damen bis zu dero unwürdigen Correspondentin herab? — Hier hat das Wort augenscheinlich noch nicht den unangenehmen Beigeschmack. Man vergleiche nun damit folgenden Satz aus B. Weber 1841 Tirol und die Reformation 34: „Um den eigenen Priesterbedarf zu decken, hatten die Stiftsvorstände ohne Rücksichten auf die Vorschriften der Kirche oft unreife Jünglinge von 18 Jahren, Laienbrüder ohne gelehrt Kenntnisse, weltdurchtriebene Strebeköpfe zu den höheren Weißen des Priestertums befördert“. Es scheint Weber das Wort Streber mit dem übelen Übersinn bereits gekannt zu haben, war ihm aber wahrscheinlich für diese durchtriebene Gesellschaft noch zu edel, oder aber, es war diese Bedeutung noch nicht durchgedrungen, und so griff er zu dem Ausdruck Strebekopf.

Das tolle Jahr. vgl. Gombert, Zs. f. d. W. VIII, 137. Wir lesen nun noch bei Henke 1867 Jacob Friedrich Fries 208 in der Anm. Kunstausdruck (d. h. daß das Jahr 1819 das tolle Jahr ge-

nannt worden ist), des Bearbeiters der Geschichte dieses Jahres, L. K. Ägidi aus dem Jahre 1819 (2. Aufl. Hamburg 1861)^c. Ich kenne das Buch von Ägidi nicht; ob er aber gewußt hat, daß Erfurt das Jahr 1509 so geheißen hat, wäre auch erst noch festzustellen.

Überproduktion. Gombert 1903 Festgabe 71 führt einen Auspruch des Fürsten Lichnowsky aus der Sitzung des Vereinigten preußischen Landtages vom 17. Mai 1847 an. Ich verweise auf J. G. Kohl 1844 Reisen in England und Wales I, 95: „Denn die außerordentliche und übertriebene Production (overproduction) in ihren immensen Manufacturen hat die englischen Kaufleute zu oft verzweifelten Mitteln und zu einer gezwungenen Ausfuhr verleitet“; und II, 134: „Außer der eigenen Überarbeitung (overproduction) sind dann auch von außen her mächtige Competitoren aufgetreten“. Das Wort ist also wahrscheinlich aus dem Englischen herübergenommen.

Umsatteln. Weigand-Hirt belegen das Wort zuerst 1780 aus Adelungs Versuch. Kluge dagegen EWB.^s 465 verweist auf Stieler! Mitteil. XVII, 113 ist eine Stelle aus Herbergers Predigtsammlung über Jesus Sirach abgedruckt, in der das Wort in der uns jetzt geläufigsten Bedeutung erscheint, das Studium wechseln. Gedruckt sind diese Predigten erst 1698; sie sind aber gehalten worden in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts, wie Herberger selbst mehrfach andeutet, z. B. 579^a: „und sie (die Predigten) auff den nächsten Dienstag (Anno 1588, den 7. July) wieder anfangen wollen“. So gehört dieser Beleg in das Ende des 16. Jahrhundert, und wird bis jetzt der früheste sein. Bemerkenswert ist, daß bei einer ziemlich reichen Zahl späterer Belege aus dem 17. und 18. Jahrhundert nur noch ein einziger zur Verfügung steht, wo das Wort in derselben Bedeutung steht, wie bei Herberger; 1735 Historisch = als Theol. Nachricht von der Herrnhuthischen Brüderschafft 37: „der erstlich Theologiam studiret, und umgesattelt“. In den anderen Belegen drückt das Wort aus „die Meinung, die Gesinnung, den Glauben wechseln“. „So beklagt sich im gleichen Zwinglius von seinen Jüngern, das sie auch bei Gelegenheit leichtlich umsatteln wen sich der Wind nur ein wenig verdrehet“. C. Ulenberg 1589, Erhebliche und wichtige Ursachen 346. „Es ist jetzo in der Welt dahin kommen, daß mancher mit seiner Religion spielt, und sie um ein Hand voll Seid oder Ehrgeitz ganz wiederlich dahin gibt. Und das heißt man mit einem Gelächter umgesattelt“. D. v. Rudelstadt 1638 Frühlingsgedichte 20. Casper Danckwerth 1652 Neue Landesbeschreibung

der Zwey Hertzogtümer Schleswich und Holstein 122^a: „als jhr Raht mit Eydes Pflichten verbunden, dennoch umgesattelt, und sich auf des Königs Seite begeben“; E. Francisci 1672 Trauer-Saal III, 629: „daß sie wieder umsattelte, und zum Heidentum fiele“; Kramer 1681 Leben und Tapffere Thaten der . . . Seehelden 289: „so bald sie unsere Fahnen und Standarten sehen, unverzüglich umsatteln und das schwere Dienst-Joch mit der sanft- und friedlichen Christen-Regierung, von Hertzen gern verwechseln werden“; und 456: „der (sc. der Kardinal) sonst gar wankelmütig, und leichtlich umsatteln dörffte“. Hier ist das Holländische om te aerselen so wiedergegeben worden; J. W. Valvasor 1689 Die Ehre des Hertzogthums Crain II, 188: „weil die Slavonische Völcker beydes an Gemüt, und auch sonst äußerlich, sehr wandelbar und unbeständig gewest, in ihren Entschließungen gar leicht umgesattelt, und sich von einem zum Andren bald gewendet“; III, 291: „weil er dann sorgte, König Ladislaus dörffte eine Ungnade auf ihn werffen, und dieselbe über solche seine Güter, auslassen: sattelte er um, und beschloß dem König zu Liebe, den Keyser, in der Stadt Cilli, zu überfallen“; K. F. Paullini 1695 Zeit-kurtze Erbauliche Lust 23: „da wirstu sehen, was er für ein Heiligen-Fresser sey, wie bald wird er umsatteln, und doch ins Angesicht (öffentliche) segnen und vermaledeien“; J. Kraus 1716 Schwachheiten des Lutherischen Confessionisten II, 36: „. . . weil die Lutheraner bewiesen haben, daß die Luthrischen ihrer Lehre nicht öftters umgesattelt, wie es der Catholische Author vorgegeben hat“; Karoline Schulze-Kummernik, Lebenserinnerungen II, 118: „Ja, H. v. Very behält die Direktion bis er wieder umsattelt und von neuem andern Sinnes wird“. Man vergleiche auch noch E. Francisci 1678 Seelen-labende Ruhstunden I, 1142: „der trautet dem Winde, der doch alle Stunden umsatteln kann“. Ganz ähnlich Valvasor, a. a. O. I, 308. Das Hauptwort begegnet bei Valvasor a. a. O. II, 402: „Die Länder Karndten und Crain folgten aber denen Ungarn, in vorerzehrter ihrer Umsattlung vom Christentum Heidenthum, nicht nach“; I, 275 wird der Timavus, weil er bald über, bald unter der Erde fließt „Umsattler“ genannt. Auf die von Sanders II, 2, 860^b: Schzwz. Idiot. VII, 1440; Martin-Lienhart II, 379; Müller-Fraureuth II, 596, gesammelten Belege braucht hier nicht eingegangen werden, weil sie wortgeschichtlich nichts Neues bieten.

Unternehmer. In der Neuauflage von Weigand wird behauptet, das Wort trete erst im 19. Jahrhundert auf und sei nach

entrepreneur gebildet. Doch bei J. A. Ebert 1760 Young's Nachgedanken I, 142^a Anm. lesen wir: „Es gibt nämlich in England Leute, die man Upholders oder Undertakers (Unternehmer) nennt, unter welcher letztern Benennung sie mir nur sonst bekannt waren; die, sobald eine Standesperson öffentlich begraben werden soll, für ein gewisses bedungnes Geld, das der Feyerlichkeit des Begräbnisses gemäß ist, die Einrichtung der ganzen Ceremonie übernehmen, und alles, was dazu erforderlich wird, anschaffen“; 1784 Reise durch den Bayrischen Kreis 88: „der Muth der Unternehmer lebte wieder auf“; 148: „Die Unternehmer dieses Schweinehandels reisen in ganz Bayern herum, und heißen gewöhnlich Sautreiber“; J. Chr. Fr. Gutsmuths 1799 Meine Reise im deutschen Vaterlande 14: „Unsere Lese Gesellschaften leisten ziemlich viel, wenn sie nur nicht zum Theil erbärmliche Unternehmer hätten, welche der Welt das Romanfieber inkulirten“. W. v. Kaltenborn 1790 Briefe eines alten Preußischen Offiziers I, 79: „und hat sich sehr oft von Unwissenden oder gar treulosen Unternehmern betrügen lassen“. Vgl. auch Chr. T. Weining 1784 Briefe über Rom III, 28. 80.

Voll und ganz (Zs. II, 313. 343; V, 124). Denn so durch vnsern unvleis die lere vnsers glaubens nicht lauter und rein gehandelt, oder nicht gantz und völlig dem volk furgetragen und nicht recht geteilt wird, so werden wir gar schwer straff dafür leiden müssen. Urbanus Regius, wie man fürsichtiglich und ohne ärgernis reden soll 30; E. Sarcerius 1553 Hausbuch für die Einfältigen Hausveter 143^b: „Denn es kan wol geschehen, das der Mensch das Sacrament völlig und gantz habe, und doch einen verkerten glauben“. „es sein etliche actiones, vermittelst deren wir nit allzeit dasjenige, was man uns schuldig, gantz und völlig, sonder bißweilen weniger bekommen“. B. Lang 1645 Zinß Scharmützel 248. „Denn voll und ganz müssen die beiden Wesen, Mann und Weib, sich vereinen und zusammen einen höheren Leib bilden“. (Aus dem Jahre 1830) J. C. Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben I, 108. 1848 schreibt H. von Mühler: Krank, und das in solcher Zeit, wo es aller Kraft und Gesundheit bedarf, um voll und ganz der Zukunft ins Auge zu sehen“ 39.

Weinerlich. Weigand - Hirt H, 1231 aus Duez 1664: Von Lessing 4, 110 als Übersetzung des frz. Larmoyant verteidigt. Als Adv. bei Hermes, Soph. Reis. I, 641. Das Wort findet sich bereits 1503 das buch geistlicher Gnaden 67^b: „darüber hat sie verlorn alle

gnade vnd gewohnliche sußigkeit auch besuchung gotis alßo das sie auch weinerlich claget'.

Weltmarkt. vgl. Gombert 1903 Über das Alter 78; Ladendorf 1906 S. 333; Weigand-Hirt verweist auf Ladendorf, hebt aber nur das Auftreten als Schlagwort um die Mitte des 19. Jahrhunderts hervor, und gibt nicht wie sonst den frühesten Beleg an. Gombert hatte nur das Wort aus dem Jahre 1651 beigebracht. Etwas früher hinauf kommen wir durch folgenden Beleg. Jeremias Dyke 1638 Nosce te ipsum 370: „Ein andermal haben wir Ochsen, Pferd, Schwein, etc. vom Weltmarck heimbracht“. Die Beziehung auf Lc. 14, 19 ist nicht zu erkennen.

Windfeier. Theodor Matthias, Moltke in der Sprache seiner Briefe 261 (Heft 28 der Wissenschaftlichen Beihefte zur Zs. d. ADSp.) scheint anzunehmen: daß der Ausdruck „mehrere Stunden wurden gewindfeiert“ eine Bildung Moltkes sei. Doch vgl. jetzt DWB. s. v. Das Verbum habe ich noch angemerkt aus W. H. v. Hohberg 1663 Der Habsburgische Ottobert Ttt₂^b: „wann muß Windfeyren ein Schiffmann auf der See“. Das Wort ist von „Windfeier“ gebildet. Wir lesen nämlich bei K. J. Weber 1827 Deutschland II, 116: „es geht langsamer und langweiliger her (die Fahrt auf der Donau zu Schiffe), als auf dem Postwagen, und der Reisende ist Nebensache, die Waren sind Hauptsache, und alle Augenblicke hält man Windfeier“. Das war nun ein Ausdruck der Donauschiffer, wenn sie wegen Mangel an Wind still liegen mußten, oder, worüber Weber das nötige bemerkt, aus allen möglichen Ursachen Windfeiern machen wollten. Weber gebraucht das Wort öfter. Das Verbum habe ich mir nicht angemerkt. Warum im DWB. das Wort Windfeier übergegangen ist, wo diese Weberstelle der Zentralsammelstelle bekannt war, ist nicht recht zu ersehen.

Ziviler Preis. Gombert, Zs. f. d. W. II, 62 hat den Ausdruck aus Liscow vom Jahre 1736 beigebracht, Weigand-Hirt aus Nehring 1710. Im Jahre 1668 gebraucht ihn J. G. Glauberus in dem Schriftchen Glauberus concentratus: „Deßgleichen alle diejenige Medicamenta, . . gleicherweise umb einen civilen Preiß an dehnen die solche rare Medicamenten etwan nöthig haben möchten, über zu lassen“. Angeschlossen sei noch P. J. Marperger 1717 Ausführliche Beschreibung des Haar- und Feder-Handels 177: „vnd so etwan ein Herr Johannes . . gern eine Blonde Peruque tragen wolte, so kann er mit einer solchen . . gar wol und in civilen Preiß . . bedienet werden“.

Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache.

Von Dr. Helmut Wocke in Haynau.

Mehrere (schon gedruckte) Wortlisten aus der Sprache der Handwerksburschen gibt Friedrich Kluge in dem 1. Band seines „Rotwelsch“ wieder¹⁾). Eine weitere wichtige Quelle, auf die man aber m. W. noch nirgends hingewiesen hat, ist der autobiographische Roman des schlesischen Schriftstellers Paul Barsch „Von einem, der auszog“ (Schweidnitz. Volksausg., 5. Aufl. o. J.), in dem wir ein anschauliches Bild von dem Leben auf der Landstraße erhalten. Die in dem Buche verstreuten Ausdrücke der Kundensprache stelle ich, zugleich mit Barschs Erklärungen, in alphabetischer Reihenfolge zusammen²⁾.

abklopfen betteln. — arbeiten Geschenke einholen. — Asche Geld. — Bankarbeit machen auf der Bank in der Gaststube schlafen. — Berliner Ränzel. — Bettelstempel ein Stempel, der anzeigt, daß man ein Ortsgeschenk erhalten hat; S. 325; „seine eigenen Fleppen seien noch ganz dufte“, d. h. einwandsfrei, ohne

¹⁾ Die neuesten Veröffentlichungen über Rotwelsch und verwandte Sprachen sind Ernst Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen. Jüdisch-deutsch, Rotwelsch, Kundensprache: Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns- und Komödiantensprache, Leipzig 1916 und L. Günther, Das Gefängnis im Gaunermunde, Kölnische Zeitung, 29. Juni 1917 (N. 619) und 8. Juli 1917 (Beilage N. 27).

²⁾ In den Anmerkungen sei auf die gleichen Ausdrücke in der Soldatensprache hingewiesen. Horn = Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache, 2. Aufl., Gießen 1905. Hochst. = Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann, Berlin, o. J. Bächtold = Hanns Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten, Basel und Straßburg 1916. Maußer = Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache, Straßburg 1917. Imme = Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor, Dortmund 1917.

viele Bettelstempel. — Biene Kleiderlaus¹⁾; es wird gebient die Kunden werden (vor dem Schlafengehen) auf Ungeziefer untersucht; vgl. z. B. S. 183 ff. — Billett Schlafmarke. — Bleier Zehnpfennig. — dalfen fechten. — in Dalles sein abgerissen sein. — Deckel Gendarm. — Draht Geld²⁾. — Drehscheibe Arbeitshaus. — eine duftete Winde ein Haus, dessen Bewohner freigebig sind. — auf die Fahrt steigen auf Bettelei ausgehen. — Familientag halten sich beraten. — Fechtmünze erbetteltes Kupfergeld; S. 370: „Zehn Pfennige besaß ich noch in Fechtmünze“. — Fechtspruch: „ein armer reisender Handwerksbursche bittet um eine Unterstützung.“ — Flachs Markstück. — Flebbe Ausweispapier. — Galgenposamentierer Seiler. — Gallach Pfarrer. — Grüne S. 214 f.: „Ich wurde gefragt, woher ich komme und ob die Strecke heiß sei. „Nicht schlimm,“ sagte ich. „In Sachsen tippelt sich's ganz gut.“ „Da gibt's aber die Grüne.“ „Und hier die Gelbe. Wir tippeln nach Sachsen.“ Auf die Gefahr hin, mich zu blamieren, fragte ich, was das für Dinger seien, die Grüne und die Gelbe. Da brachen alle sechs in ein Gelächter aus, und der Kunde mit dem gelehrten Gesicht und der Brille sagte: „Wenn Du die Grüne kriegst, so zeigen Dir die Deckel den Weg zu Muttern; Du darfst aber nicht danebentreten, sonst stecken sie Dich ins Kittchen. Kriegst Du die Gelbe, so kannst Du fahren, aber in der Knochentonne.“ . . . Ich glaubte den Sinn des Rätsels erraten zu haben. Die Grüne und die Gelbe waren meines Erachtens amtliche Schriftstücke, auf denen für Kunden, die auf den „Schub“ kamen, die Marschrichtung vorgeschrieben stand. Wer die Grüne erhielt, mußte zu Fuß nach der Heimat laufen; wem die Gelbe zuteil wurde, den schaffte man mit der Bahn dorthin . . . — Gurkenmacher Gärtner. — Hanf Brot³⁾. — heiß, die Strecke ist heiß hier ist man nicht sicher vor dem Gendarm. — Kaff Dorf⁴⁾. — Kaffer Bauer⁵⁾. — Katzenkopp Schlosser. —

¹⁾ Soldatensprache: Horn 106 (= Flöhe). Hochst. 69 (= Laus und Floh). Hochst. 86: Besonders leichtfertige junge „Damen“ werden Bienen oder gar Bruchbienen genannt. Imme 93 (= allgemein Ungeziefer).

²⁾ Soldatensprache: Horn 96 f. (Auch volkssprachlich aus Halle). Hochst. 36 (= Löhnnung). Imme 96.

³⁾ Soldatensprache: Horn 90, 125 (am grünen Baum im Hanf ersaußen). Hochst. 56, Bächtold 63, Maußer 63, 66, Imme 96 (= Geld), 106 (= Brot).

⁴⁾ Soldatensprache: Horn 104, Bächtold 62.

⁵⁾ Soldatensprache: Horn 19 (= Civilist). Hochst. 26 (= Civilist), Imme 12 (= Civilist).

Kies Geld. — im Kittchen stecken eingesperrt sein. — Kluft Kleidung im allgemeinen¹⁾. — Kohldampfschieben Hunger haben²⁾. — Krauter Meister. — Kunde reisender Handwerksbursche; dann Losungswort. (Gegenlösung kenn). — Landkarte Gesicht. — Leiche Käse. — Macht's gut Kundengruß. — massenbach massenhaft. — Messingdrähte Mohrrüben. — Metall Geld. — eine mieße Winde ein Haus, dessen Bewohner nicht freigebig sind. Mutter Herbergsmutter. — Penne Herberge; meist: christliche Herberge zur Heimat, in der der Wirt auf Ordnung und Ruhe hält, im Gegensatz zur wilden Penne. — Pennebos Herbergsvater. — Pflanzer Schuhmacher. — Pickus, ein guter Pickus etwas Zünftiges für den Magen. — pochen bei den Meistern seines Handwerks um Arbeit anfragen oder Geschenke einsammeln; S. 320: „Uns fragte er, ob wir auf die Fahrt gestiegen seien, und Heinrich erwiderete, wir seien nur pochen gewesen“. — Pocht Bett. — Polende Polizei. — Poscher Pfennig. — Putz Gendarm. — Rasse. S. 193: Da sieht man gleich, was Rasse, d. h. was ein rechter Kunde ist. — Deutsche Reichskäfer Kleiderläuse. — Religion Beruf, Handwerk; S. 206: „Was hast Du für eine Religion?“ — Rüsselschaber Barbier³⁾. — Sänftchen Bett. — Sänftling Bett. — Schallach Schulmeister. — Schenigelei Arbeit. — schenigeln arbeiten. — Schlafpulver Schnaps. — Schlummerkarte Schlafmarke. — Schlummerkies Geld für eine Schlafmarke, für ein Bett. — schmoren das erbettelte Geld vertrinken; S. 193: „Am Tage dalf ich zünftig und abends schmor' ich zünftig⁴⁾.“ — auf den Schub kommen nach der Heimat zwangsweise befördert werden, wegen wiederholten Bettelns oder Landstreichens. — schwarz sein keine Papiere besitzen. — Schweechen Schnapstrinken; S. 194: „Mir kommt nich bald einer gleich; im Tippeln nich, im Dalfen nich und im Schweechen nicht.“ — sitzen lassen ausgeben; S. 195: „Was ieh am Tage zusammendalfe, laß ieh abends auf der Penne sitzen. Das ist bei mir Ehrensache.“ — Soroff Schnaps. — Spitz Gendarm. — Staude Hemd⁵⁾. — gut stecken freigebig sein; S. 304:

¹⁾ Soldatensprache: Horn 9, 62 (= Waffenrock), Hochst. 9 (= Waffenrock), Imme 112 (a) Anzug des Soldaten, b) Waffenrock).

²⁾ Soldatensprache: Horn 87, Hochst. 52, Bächtold 62, Maußer 65, 100, Imme 17 (Kohldampfschieber = Beiname des Unteroffiziers), 18, 105.

³⁾ Soldatensprache: Hochst. 28, Imme 45.

⁴⁾ Soldatensprache: Horn 88, Imme 97.

⁵⁾ Soldatensprache: Horn 63 (Hanfstand) u. Anm. 6.

„Aber ich sollte denken, Dir könnt es nicht schwer fallen, fünf Flachsen zusammenbringen. Bei Dir stecken doch die Krauter gut“. — Stromer, Landstreicher, Vagabund. — tafter Kunde ein ausgebildeter Kunde; noch nicht taften sein. S. 320: „Dabei fand ich Gelegenheit, meine schon recht beträchtlichen Kenntnisse der Kundensprache zu erweitern und mir noch sonst allerlei nützliches Wissen anzueignen, das einem Kunde zur Ehre gereicht und ihm das Aurecht gibt, sich als „taften“, das heißt als ausgebildet zu bezeichnen.“ — tippein laufen¹⁾). — Usinger Schlesier²⁾). — verschütt gehen arretiert werden. — Wagenschmierer Lackierer. — Walzbruder ein Handwerksbursche, der auf der Wanderschaft begriffen ist. — auf der Walze sein auf der Wanderschaft sein. — Winde Hans. — Zinken Stempel. — Zinkenmacher Stempelfälscher; S. 323 f.: „Der Zinkenmacher, ein alter, kahlköpfiger und bartloser Kunde mit hellen, lauernden Augen, saß mir schrägstüber am Tische. Er schrieb soeben eine neue „Flebbe“ für einen Kunden. Die alte Flebbe (eine Arbeitsbescheinigung), die herumgezeigt wurde, war über und über mit Bettelstempeln bedruckt, so daß es Mühe kostete, die Schrift zu entziffern. Ich hatte mir erzählen lassen, daß in vielen Gegenden, besonders in Süddeutschland, an reisende Handwerksburschen sogenannte Ortsgeschenke ausgeteilt werden, und daß der Asteiler jedem Geschenknehmer einen Stempel in das Arbeitsbuch oder in das Arbeitszeugnis drucke. Wer viele Bettelstempel in den Papieren habe, gelte bei der Polizei als ein Herumtreiber und Faulenzer und sei keinen Augenblick seiner Freiheit sicher. Nur der Zinkenmacher könne in solcher Not helfen. Mit flinker Hand schrieb nämlich der Zinkenmacher ein neues Zeugnis und drückte einen Stempel darauf. . . Dem Inhaber war auf dem Papier bescheinigt, daß er anderthalb Jahr hindurch bei dem Fleischermeister Franz Meßner in Altenau gearbeitet und sich während dieser Zeit zur vollen Zufriedenheit geführt habe. In veränderter Handschrift folgte dann das Wort „Begläubigt“, und darunter befand sich der Stempel in Blaudruck. Inmitten des Stempels war eine Kirche zu sehen. Im Randkreise stand deutlich und sauber zu lesen: „Gemeinde Altenau“. Der Namenszug unterhalb des Stempels war unleserlich, das Wort „Ortsvorsteher“ aber gut zu entziffern. Als ich

¹⁾ Soldatensprache: Hochst. 8, Imme 78, 120.

²⁾ Zur Erklärung des Namens vgl. Schlesische Geschichtsblätter, 1916, N. 1, S. 23 f.

erfuhr, daß der Zinkenmacher den Stempel oder Zinken mit eigener Hand hergestellt hatte, galt er mir als verehrungswürdiger Künstler . . . Er besaß noch andere Zinken mit anderen Ortsnamen und war bereit, sie zu verkaufen, das Stück für acht Bleier. Die Zinken gingen von Hand zu Hand, und ich sah, daß sie aus Schieferplättchen bestanden. Mit einer Feinheit, die ich garnicht für möglich gehalten hätte, waren sie ausgraviert. Wie er ein solches Kunstwerk für nur achtzig Pfennige verkaufen konnte, blieb mir unklar.“ — zotteln betteln¹⁾. — Zwirn Geld²⁾. —

Ein paar Ausdrücke, die ich mir aus dem Munde eines Handwerksburschen aufgezeichnet habe, seien zum Schluß noch angeführt:

Äffchen sein noch nicht „taften“ sein. — Farbuz Barbier. — Elementenfärber Brauer. — Finne Schnapsflasche. — er wird gefleppt er muß seine Ausweispapiere dem Gendarm vorzeigen. — hoch gehen arretiert werden. — Kalfaktor Gehilfe des Herbergsvaters, Handlanger³⁾. — Kenn, Mathilde Losungswort. — Klinke putzen betteln. — er pickt er ißt; ich habe etwas zum Picken ich habe etwas zum essen⁴⁾. — Platte reißen im Freien übernachten⁵⁾. — Polizeifinger Mohrrübe⁶⁾. — Schale Kleidung⁷⁾; er schält sich, er zieht sich an; bist Du heute fein in Schale bist du heute fein angezogen. — Schwärze Nacht. — Schwarzkünstler Buchdrucker. — Schwimmling Fisch, bes. Hering⁸⁾. — Sonnenschmied Klempner. — Speckjäger ein verbummelter, aber gerissener Kunde. — Stenz Stock. — Stichler Schneider. — Trittchen Schuh⁹⁾. — Verpflegung schieben bei jmd. arbeiten und dafür Essen und Trinken erhalten. — Vicebos Gehilfe des Herbergsvaters. — Walmusch Rock. — Winde Arbeitshaus. — Windfang Mantel¹⁰⁾.

¹⁾ Soldatensprache: Horn 81, Imme 123.

²⁾ Soldatensprache: Horn 95 (= Schnaps) und Anm. 3, Maußer 42.

³⁾ Soldatensprache: Horn 38 (= Offiziersbedienter) und 83 (= Angeber). Imme 82 f. und 90. ⁴⁾ Soldatensprache: Horn 87, Hochst. 53, Imme 7, 104.

⁵⁾ Soldatensprache: Horu 120 (Platte ruppen = Ausbleiben in der Nacht ohne Urlaub), Hochst. 35 u. Imme 75 (in ders. Bedeutung).

⁶⁾ Soldatensprache: Horn 91, Hochst. 55, Maußer 62 (= gelbe Rübe, hannöv.), Imme 110 (= Mohrrübe).

⁷⁾ Soldatensprache: Imme 112 (= Waffenrock).

⁸⁾ Soldatensprache: Hochst. 53.

⁹⁾ Soldatensprache: Horn 9 u. 64, Hochst. 10, Bächtold 60 (Tritt, Trittlig). Imme 7 u. 113.

¹⁰⁾ Soldatensprache: Horn 63, Hochst. 10, Imme 113.

Wie der Bauer den Flachs zubereitete.

Von Karl Rother in Breslau.

Noch ums Jahr 1850 stand im Frankensteinkreise der Flachsbau in hoher Blüte. So besonders in Stolz, dem Geburtsorte meiner Mutter, deren Erzählung die folgenden Aufzeichnungen wiedergeben. Heute ist der Flachsbau im ganzen Kreise so gut wie ausgestorben, und darum geraten auch die Bezeichnungen für die verschiedenen Tätigkeiten und Geräte in Vergessenheit, die mit der Flachsverarbeitung zusammenhingen.

Jeder Bauer baute nicht nur so viel Flachs, als er für sich und seine Leute brauchte, sondern noch sehr viel darüber für den Handelsmann oder für den Markt. In Frankenstein war der Flachsmarkt auf dem „Schinderplane“. Mit Flachs bezahlte der Bauer auch einen Teil des Gesindelohnes. Holtei berichtet im Lammfell 2. 23, daß der Hauslehrer auf einem großen Landgute neben fünfzig Taler Jahreslohn und freier Station auch „jährliche Leinwand auf sechs Hemden“ bekam. Eine Großmagd beim Bauer erhielt jährlich 6 Reichstaler, 15 Ellen wirkene (werknø grobe), 15 Ellen flächsene (fleksnø feinere) Leinwand, 6 Kloben Flachs, eine grobe Leinwandschürze und eine leinene Sonntagschürze, an deren Stelle bisweilen einen weiteren Taler. Häufig wurde auch in gegenseitigem Einverständnis für den einzelnen Dienstboten eine Metze Lein ausgesät. Den Samen mußte dieser selbst kaufen und die Bearbeitung „außer der Zeit“ besorgen. Dafür erhielt er 2 Kloben Flachs weniger, stand sich dabei aber etwas besser, da die Arbeit doch nicht gerechnet wurde. Sparsame Dienstboten verfügten auf diese Weise bei ihrer Verheiratung über einen erheblichen Vorrat an Flachs und Leinwand, der auf Jahrzehnte ihren Familienbedarf deckte. Eine volle Lade war die schönste Mitgift. Auch die armen Leute des Dorfes kauften den Flachs

klobenweise vom Bauer. Durch Spinnen verdienten sie sich den notwendigen Lebensunterhalt. Das fertige Garn holte allwöchentlich der Garnmann (*görnmann*). Daher die Redensart: Er hat Geld wie ein Garnmann.

Für den Flachsbau mußte das Land sehr „akrat“ vorbereitet werden. Noch heute sagt man, der Acker ist fein wie ein Leinbeete. Nach alten Bauernregeln fand die Aussaat vornehmlich in einem Leinzeichen (*laentsēcha*) statt; das sind Tage, die ein gutes Geidehen der Saat voraussehen lassen. Alte Kalender dürften solche Leinzeichen noch anführen. Für Stoppelrüben gelten z. B. als Rübenzeichen Laurentius am 10. und Rochus am 16. August¹⁾.

Waren die Pflänzchen etwa fingerlang, so wurde gejätet (*jāta, jatə, gjat*). Dieses Wort wurde allein vom Flachs gebraucht: Getreide, Rüben, Kartoffeln u. dgl. werden „ausgeflockt“ (*fluka, Hw. də flukə*). Das Jäten mußte sehr sorgfältig geschehen. Nach der Getreideernte kam das Flachsraufen (*s flaks rēfa*). „Hamfelweise“ ausgebreitet, blieb der Flachs auf dem Felde liegen, bis die „Knutta“, (*Mz. knuta*), d. i. Samenköpfchen,dürre waren. Einmaliges Umdrehen war gemeinlich nötig. In großen „Gebündern“ (*gəbunt, Mz. gəbinder*) wurde er auf „das Tenne“ (*s tenə*) gefahren und geriffelt. Auf einem in die Seitenwände des Tennes eingelassenen Balken waren je nach der Tennbreite drei oder vier Riffeln (*de rīfl, Mz. rifaln*) angebracht, damit mehrere gleichzeitig riffeln konnten. Jede Riffel bestand aus sechs etwa 22 cm langen, an der Spitze leicht gebogenen eisernen Zinken, die so eng standen, daß beim Durchziehen die „Knutta“ abgerissen wurden. Diese wurden auf dem Boden aufbewahrt, bis sie, am liebsten bei großer Kälte, gedroschen werden konnten. „Knuttadrascha war keine leichte Arbeit“. Knutten spreu (*knutasprēø*) bildete ein beliebtes Viehfutter. Vgl. hd. Rüffel, rüffeln.

Der geriffelte Flachs wurde auf einem Stoppelfeld ganz dünn zum Rösten (*rista*) ausgebreitet und blieb wochenlang liegen, damit er durch Regen, Tau und Sonnenschein mürbe und zum Brechen vorbereitet wurde. Danach wurde er gebießelt (*gəbislt*), d. i. in Gebießel (*gəbisla* vgl. mhd. *bōze*) zusammengerecht und gebunden. Ein Gebießel war etwa zwei „Hamfeln“ stark, und eine bestimmte An-

¹⁾ Holtei deutet ein solches Leinzeichen an in „Bilder aus dem häuslichen Leben“ 1, 74: Für die Rübensaft möchte das seine Vorteile haben; auch für den Flachs, den „Margarete bringt auf die Beete“.

zahl gaben ein Gebund. Im Winter erfolgte das Dörren (*dern*) und Brechen (*brechə*). Das Dörr- oder Brechhaus war Gemeinde-eigentum und stand der Feuersgefahr halber vom Dorfe abseits. Dem Dörrmannen (*dr dērmōn*) lag die Heizung und Bewachung des Hauses ob; er schlief auch des Nachts darin, wohnte aber im Dorfe. Jeder Bauer hatte seinen festgesetzten Brechtag. Zwei Tage vorher führ der Knecht den Flachs hinaus ins Dörrhaus, und der Dörrmann setzte ihn recht fest in die Dörrstube (*dērstūbə*) ein. In diese war eine Art Backofen eingebaut, dessen Einfenerung sich aber in einem Nebenraume befand. Unter sehr starker Hitze etwa achtundvierzig Stunden gedörrt, war nun der Flachs zum Brechen geeignet, das aber in einem andern Raume des Dörrhauses erfolgte, der auch einen besonderen Eingang von außen hatte. — Wahrscheinlich an Stelle dieser Art dieser Vorbereitung zum Brechen war in noch früheren Zeiten der Flachs gerumpelt (*gērumpl̩*) und gepucht (*gepucht*) worden. Über das Rumpeln und die Rumpel konnte ich nichts erfahren. (Vgl. Rumpelkammer, wahrscheinlich die Kammer, in der die Rumpel stand — heut: in der sich Gerümpel befindet.) Gepucht, d. i. mit Knütteln geklopft, wurde der Flachs auf der Puchbank (*puchbankə*). An diese Verrichtung erinnert heute noch der Ausdruck Puch-olp als Schelte für ein Mädchen mit widerwärtigen Eigenschaften. An die Rumpel knüpften sich die Scheltworte: n åla rumpl, a åləs rumplsaet. —

Im Brechhause standen zu ebener Erde und auf dem Boden etwa dreißig bis vierzig Brechen; sie gehörten den Brechweibern, von denen sie am Ende der Brechzeit samt dem Rumpelfuß (*rumplfüs, rumplfisla*), dem Gestell, auf dem die Breche befestigt wurde, mit nach Hause genommen wurden. Die hölzerne Breche (*brechə*) war ein einarmiger Hebel zum Zerknicken der festeren Stengelteile, wodurch die Flachsfasern freigelegt wurden. Am „angesagten“ Tage schickte der Bauer die Weibsbilder, die Mägde, hinaus, und in ein bis zwei Tagen war die Arbeit fertig. Denn die Weibsbilder brachten nach der Zahl (*nōch dr tsōlə*); die Zahl, die vom Bauer festgesetzte Menge, mußte eine jede Magd den Tag über fertig bringen; eher hatte sie nicht Feierabend. Was sie aber darüber hinaus noch fertig stellte, wurde ihr besonders vergütet. Die Brechweiber erhielten nach Kloben ihre Bezahlung. Die beim Brechen herabfallenden Annen (*ona*, um Münsterberg *grona*, um Neustadt *sīwa*, hd. Scheben) nahmen sich die Brechweiber zur Feuerung mit

nach Hause. Zwei Hamfeln gebrechten Flachs gab eine Reiste, (raestə, mhd. riste,) und sechzig Hamfeln oder dreißig Reisten wurden in einen Kloben (klöba mhd. klobē) gebunden; fünf Kloben gaben ein Gebund (gabunt). Was an Flachsfasern beim Brechen abfiel, hieß die Zulle (tsulə).

Vorm Spinnen mußte der Flachs noch gehechelt (gæhechlt) werden. Die Hechel (hechl) stand in einem Schuppen; auf einem meterhohen Gestell waren in quadratische hölzerne Platten die Hechelzinken (hechltsin̄ka) eingelassen, die auf der einen Platte enger, auf der anderen weiter zusammen standen. „Beklieben“ ist das Wort in der Redensart: die Saat geht auf wie die Hechelzinken = sie geht sehr dicht auf. Der fein gehechelte Flachs wurde in Kautel (koetla) gedreht; (obersächsisch Flachskaute.) Ein Kautel genügte zu einem Rocken (roka). Sehr vorsichtig wurde der Rocken angelegt (øgælēt). Der Flachs wurde fein auseinander gezogen, ausgebreitet, um das Überrücke (ibérikə, mhd. überrücke,) gehüllt und mit einem bunten Bande umbunden. Das Überrücke wurde mit dem Rocken auf den Rockstecken oder Rocksterzel (rokstertsl) gesteckt.

Der Abfall vom Hecheln hieß das Werg (werk); dieses wie auch die Zulle wurde gekratzt (kratsaln, gækratslt), mit zwei Kratzen gleichsam ausgekämmt. Die Kratze (krotsə) bestand aus einem Brettchen mit Handgriff, auf dessen Außenseite eine Reihe etwas gebogener Zinken (krótsatsin̄ka) stand, weiter auseinander als bei der Hechel. — Ein ungemein sparsames Weib nennt man eine alte Kratze (krotsə), weil sie alles zusammenkratzt; schmutzig sein, schlecht gekleidet gehen und ein runzeliges Gesicht sind Nebenbegriffe des Ausdrucks. Ist ihr vielleicht die alte Kratzbürste des Schriftgebrauches verwandt? — Durch das Kratzeln entstanden die Kratzeln (kratsla Ez. Mz.) Kratzel machen war eine mühsame Arbeit, und Kratzel spinnen überließ man gern den ältesten Personen. Durch die Öffnung im Handgriff wurde die Kratze auf den Rocksterzel gesteckt, ein Kratzel eingelegt, d. h. an den Zinken befestigt, und nun übers Rad gesponnen. Aus diesem gröberen Garne wurde die wirkene Leinwand (wérknø läemt) gemacht; die feine Leinwand hieß im Gegensatz dazu flächsene (fleksnø läemt). Häufig wurde der Leib eines Hemdes aus werkener, die Ärmel aber aus flächsener Leinwand hergestellt; denn mit schön weißen, feinen Hemdsärmeln machte man Staat, wenn man am Sonntag Nachmittag „hemdsärmelig“ (hémtermlīch) ging.

Gesponnen wurde mit der Spille (*spilə*), hd. Spindel, oder mit dem Spinnrade (*spinröt*, *spínrädlə*). Die Spille war ein geglättetes Holzsteckchen etwa von der Länge des Unterarmes, nach unten zu etwas stärker werdend. Daran steckte unten der steinerne Wirtel, (wertl), durch den der Schwerpunkt auch bei voller Spille unten blieb. Gedreht wurde die Spille mit Daumen und Mittelfinger, und es gehörte eine gewisse Geschicklichkeit dazu, damit einen recht langen Faden zu spinnen, der dann auf die Spille aufgewickelt wurde. Daher das Sprichwort: Lange Fädchen, fleißige Mädchen; kurze Fädchen, faule Mädchen (*laŋə fädəmə, flaesəjə mädlə, kortse fädəmə, faŋə mädlə*). Manche Bauersfrau ließ ausschließlich mit der Spille spinnen, weil so das Garn viel feiner wurde. Beim Spinnen mit dem Spinnrade wurde leicht der Flachs zu wenig ausgezogen oder der Faden zu scharf gedreht. So wurde er knörplich (*knerplīch*) oder meeseldrehtich (*mēseldrētīch*, *miſldrētīch*, *mēſldrētīch*). Meesel-drehtig oder miseldrehtig ist heutzutage ein Mensch, wenn er „verdreht“, mürrisch und ärgerlich ist. — Wurde nachmittags in der Nachbarschaft ein Besuch gemacht, so wurde zur Ausnutzung der Zeit das Spinnzeug (*spintsoek*) mitgenommen, und zwar der Bequemlichkeit halber lieber die Spille als das Rad: man ging spinnen (*spila*). „Spilla giehn“ heißt heut einfach, einen kurzen (Nachmittags-) Besuch in der Nachbarschaft machen. In ähnlicher Weise fand am Abend das „Rockengehen“ statt, man giug „zum Rocken“. Die Rockengänger unterhielten sich mit Gesang und Erzählern von Geistergeschichten, wurden wohl auch etwas bewirtet. Ans Rockengehen erinnert noch die Drohung: „Komm du mir nur zum Rocken! (kum du mr ok tsum roka!) Von den von P. Drechsler in „Sitte, Brauch und Volksglaube“ Lpz. 1903 erwähnten Gebräuchen an den Rockenabenden war besonders das Aschentopfwenden (S. 171 a. a. O.) üblich. An die beim Werfen des Topfes gerufenen Worte: dō bren ičh a ošatōp! saet gəbāta un bot mr s lōch! knüpft sich die noch erhaltene Drohung: dīr wār ičh s lōch bōd! = dich will ich tüchtig verprügeln. Auch der Scheidabend (*sēdōbnt*) wurde gehalten. (S. ebd. S. 173.)

Aber auch beim Kratzelspinnen blieben noch nutzbare Reste, die Puzen (*pütsa*). Sie wurden auf dem größeren Puzenrade (*pütsarädlə*) gesponnen. Bisweilen wurde auch das gewöhnliche Spinnrad dazu eingerichtet. Der Aufsatz, das Flachsgestelle, wurde abgenommen und das Puzengestelle (*pütsagəstelə*) aufgesetzt.

Puzengarn = das gröbste Gespinst, Puzenleinwand fand Verwendung zu Arbeitsschürzen, Grastüchern, Pferdedecken, Stubenhadern, Futterstoff u. dgl. Wer große Augen hat, höt aoga wī a pūtsarqt.

Für das Spinnrad hat Karl Urban (Landwirtschaftliche Volksausdrücke, Neustadt O. S. 1897), die Bezeichnung Geist, der in meiner Heimat gänzlich unbekannt ist. Die unteren Teile des Spinnrades sind das Trittbrett, der Trittlich (tritlich); der Bettelmann (batlmqn), seltener Leiermann (laeermqn), bei Urban der Hansel genannt, der die Verbindung mit der Radkurbel herstellt; das eigentliche Rad (rädla), über das die Rädchen Schnur (rädlašnūrə) läuft, die fast stets aus starker Darmseite bestand und die Bewegung des Rades auf den Wirtel überträgt. Dieser gehört aber schon zum Rädchen gestelle (rädlagøštela), das ein Flachs-, Werg- oder Puzengestelle sein kann. An einer eisernen Spille steckt das Schleifel (sléfla), bei Urban Pfeifel (faefla), hd. die Spule, dahinter der hölzerne Wirtel mit zwei, drei Rillen zur Aufnahme der Schnur. Durch längeren Gebrauch vertiefen sich die Furchen, der Wirtel wird ausgeniffelt (aogønift) und muß einmal ergänzt werden. Vor das hölzerne Schleifel wird die hufeisenförmige Feder (fádr) gesteckt; ihre beiden Enden reichen über das ganze Schleifel, und durch ihre Löcher wird der Faden auf das Schleifel geleitet. Der Faden muß ein Loch weiter gesteckt werden, sobald ein Närbchen (nerbla) oder Hälischen (halfla) voll ist. Reißt der Faden einmal ab und „fährt hinein“ (naefqrn), so ist sein Ende oft schwer zu finden, und es muß von neuem eingefädelt (aegøfadmit) werden. Daher der wohlmeinende Rat der Eltern an ein aus dem Hause gehendes Kind: Laß dir nur den Ort (das Ende des Fadens) nicht hineinfahren! lös dr ok a ürt ni naefqrn! = vermeide bald von Anfang das Schuldenmachen, man kommt nicht so leicht von Schulden los.

Ist die Spille oder das Schleifel voll, so wird abgeweift oder geweift (opwëfa, wëfa). Jene heißt dann Spule (spüla); daher „spulen“ auch für gierig, mit vollen Backen essen. Die Weife (wëfe) war eine kurze oder Breslauer Elle (élæ) lang; auf ihre im rechten Winkel zueinander stehenden „Hörner“ (wefahorn) wurde das Garn so übertragen, daß ein Faden vier Ellen maß. Er „weift“ (a wëft), sagt man vom schwankenden Gange eines Betrunkenen. Beim Weifen sagte mau, wohl nur mehr zum Scherz, die folgenden Zählreime (vgl. Mitt. XV, 256; XVI, 153).

in Stolz:

aens, tswae, doch,
 fiml, fiml, foch;
 fiml, fiml, fiml foch
 fiml, fiml, foch.
 wen ich glae ni tsela kōn,
 tswantsich wānr doch.

um Ziegenhals:

ēs, tswēø, doch,
 fiml, fiml, foch;
 fiml, fiml iþr fiml,
 fiml, fiml, foch.
 wenn ich glae ni tsela kōn,
 tswantsich wānr doch¹⁾.

Je 20 Fäden wurden in der Mitte durch einen besonderen Faden, den Fitzefaden (*fitsēfōdm*), zusammengebunden, gefitzt. Hat man die Fäden nicht richtig gezählt, so hat man sich verfitzt. Verfitzt sind indessen auch Zwirn, Wolle, Stricke, die ganz verwirrt sind. In einen Strick kanu man sich auch derart verfitzen, (*verfuchsen frfuksa*), daß man hinfällt. Die gefitzten zwanzig Fäden waren ein Gebind (*gabint*). 20 Gebind = eine Zaspel (*tsōspl*), 3 Zaspeln = ein Strähn (*strān*, *strānla*), 4 Strähne = ein Stück (*štikø*). Zehn oder mehr Stücke wurden zum Weber getragen; nach dem Stücke wurde er bezahlt. Zaspel (*tsōspl*) bezeichnet jetzt eine unbestimmte Menge: er hat eine ganze Zaspel Kinder.

Der Weber (in ursprünglicher Bedeutung) gehört natürlich ebenfalls der Vergangenheit an. An ihn sich knüpfende Redensarten werden aber bestehen bleiben: Weben (*wābarn*) = die Beine (*heftig*) hin und herbewegen. Der Fleischer guckt durch den Weber (*dr flēſr gukt dorh a wabr*) = durch das zerrissene Hemd sieht man die Haut des Armes. Das in katholischen Kirchen gesungene observaveris deutet der Volksmund scherhaft: ops a wābr īs qbr a gormqñ, (mit dem Zusatze) wen a ok gelt gənuñkā hōt = ob es ein Weber ist, oder ein Garnmann, wenn er nur Geld genug hat. Zum Zusammenknüpfen zweier Fäden dient der Weberknoten (*wābrknōta*), der nie aufgeht. Gar viele aber können ihn nicht mehr knüpfen. Darauf bezieht sich Logaus Sinngedicht: Ein Weber liegt allhier; sein Faden ist zerrissen, Weiß keinen Weber-Knopff, denselben auszubüßen. (Knopf von knüpfen.)

Die fertige Leinwand (*laemt*) legte man auf die Bleiche (*blechē*) zum Bleichen, oder man trug sie in die Stadt in die

¹⁾ Vgl. in Ztschr. Öberschlesien I 481:

As, zwe-e, doch,	Fimmalla, fimmalla foch.
Fimmalla, fimmalla, foch.	Wenn ich glei ne zehla koan,
Fimmalla, fimmalla, fimmallafei,	Zwanzich sein ihr doch.

Es sind jedesmal 20 betonte Silben, entsprechend den 20 Fäden des Gebinds.

Bleiche. Selbstgebleichte Leinwand (albr gablechta laemt) war nie so ganz weiß; halbgebleichte (holpgablechta) sollte angeblich haltbarer sein als ganz gebleichte; aus ungebleichter machte man die Säcke. Zuweilen wurde auch schon das Garn auf der Garnbleiche (gornblechta) selbstgebleicht; anderes ließ man in der Farbe (forbə), d. i. in der Färberei, blau färben, zur Anfertigung von Züchenleinwand (tsichalæmt).

Über die Lichtenabende (lichta-ōmda) ist schon verschiedentlich berichtet; aber der Ausdruck zum Lichten gehen = einen Abendbesuch machen, ist nicht mehr so üblich wie spinnen gehen. Auch an den Lichtenabenden wurde nach der Zahle (s. o.) gesponnen. Ging die Arbeit besonders gut von statten und man hatte besondere Lust dazu, so zahlte es gut, (tsalt, tsät), welcher Ausdruck noch heut von allerhand andern Arbeiten üblich ist (tsäl), und die Frage: Na, wie zahlts? wird sehr häufig von Vorübergehenden an einen Arbeitenden gestellt. Wollte die Arbeit des Spinnens nicht recht schlauen (šlaoma), so zahlts wieder besser, wenn die Bauersfrau eine Netze (netsə) brachte, die meist in verschiedenem Backobste bestand. Sie beförderte die Speichelabsonderung, und man konnte wieder besser netzen = die Fingerspitzen mit Speichel befeuchten. —

Wenn auch die Not der Zeit wieder zu vermehrtem Flachsban zwingt — für immer wohl vorüber ist diese Art der bäuerlichen Flachsbereitung.

Mundartenprobe aus Mazedonien.

Von Tassilo Schultheiß

Der folgende volkstümliche Text stammt aus einem Dorfe nördlich von Monastir.

Kóga dójdoa Sárbite, so Túrčina se bia. Ništo lóšo ne stórija, ni na momi ni ná bulki. Séga pak dójdoa Búgari, ništo lóšo ne stórija i tie, ni Gérmancite. Ako déjdat sétne Francúzite, sičko lóšo ke nápravat i ná momi i ná bulki. Mnógo ot Francúzite i straf. Dene i nóke se strášvam ot Fréncite, da ne dódat. Site site hora se bijat, áma nájveke Jónčica se bóit i vo sónot skópat ot úplava. Ako da se digne Bugárija i Germánija, níe ke otivame, sámo se žáljame mládosta, šo loš vök dójde za, mládite. Ako da íma,

mir, nema nikoj da se pogubit. Ako dojdat Fréncite, sičko ke se pogubit imladosta ke se pogubi nasa i vekot. Dévet meseci sédame, vo Makedónija, ótkako otstápiome ot párva pozicija. Sétne sédavme vo édna kášta úbava vo Sárpei. Ímaše nátre vo káštata déset duši vamílija, samo so édna búlka se blagodári me mnogo. Nie sô neja, ta sô nas. Dókaj Búgari sédoa, site se oplakvaa. A tája búlka, so sèdeše prinas, nikak ne se oplaka ot Gérmancrite. Bile mnogo čestni Gérmancrite, mnogo čestni hora bile. I mólit Bóga i Góspoda da sédat Búgarite i Gérmancrite, da stánet éden mir i da si ójt sèkoj vo kásta si. I násite húgje da si dojdat, da se slobódime. Oti sèkoj kažvat: Pústa Makedónija bez maži. Se cùdat cela Evropa so Makedónija, deka mnogo osiromasi, i toj so imáše, maž óstana bék maži, i toj so, némáše, édno dójde. Mnogo máčno mu dójde so vójnata, deka mu vélat: Maži ke set za spiene, a za ránjenje maži ne mu set.

Als die Serben kamen, schlugen sie sich mit den Türken. Sie taten nichts Schlechtes, weder Mädchen noch Frauen. Jetzt sind wieder Bulgaren gekommen, auch die haben nichts Böses getan, auch nicht die Deutschen. Wenn später die Franzosen kommen, werden sie alles Schlechte tun, sowohl Mädchen als Frauen. Sie haben viel Angst vor den Franzosen. Tag und Nacht fürchte ich, daß die Franzosen kommen. Alle alten Leute fürchten sich, aber am meisten Jončica, und erschaneru im Schlaf vor Entsetzen. Wenn Bulgaren und Deutsche weggehen, werden wir fortgehen, nur bedauern wir unsere Jugend, denn ein schlechtes Zeitalter ist für die jungen Leute angebrochen. Wenn es Frieden gibt, geht niemand zugrunde. Wenn die Franzosen kommen, wird alles zugrunde gehen, auch unsere Jugend wird zugrunde gehen. Neun Monate wohnen wir in Mazedonien, seitdem wir aus der ersten Stellung zurückgegangen sind, dann wohnten wir in einem schönen Hause in Srpc. Im Hause war eine Familie von 10 Köpfen, nur mit einer verheirateten Frau sind wir sehr gut ausgekommen. Wir mit ihr, sie mit uns. Solange Bulgaren da wohnten, haben sich alle beklagt. Aber diese Frau, die bei uns wohnte, hat sich nie über die Deutschen beklagt. Die Deutschen waren sehr anständig, es sind sehr anständige Leute gewesen. Und sie bittet Gott und den Herrn, daß die Bulgaren und Deutschen da bleiben, daß ein Friede werde und jeder in sein Haus zurückkehrt. Und auch unsere Männer mögen zurückkommen, damit wir frei werden. Denn alle sagen: Leer ist Mazedonien ohne Männer. Ganz Europa wundert sich über Mazedonien, weil es so sehr verarmt ist, und was einen Mann hatte, hat ihn verloren, und wo keiner war, ist einer gekommen. Recht schwer ist es (ihm) geworden mit dem Krieg, denn man sagt: Die Männer werden zum Schlafen sein, aber zur Ernährung sind keine Männer da.

Husarenlied.

Von Dr. Friedrich Andreæ in Breslau.

Graf Ernst zur Lippe teilt in seinem Husarenbuch Berlin 1863 S. 545 „ein Lied der alten schwarzen Husaren, einen ungedruckten [?] Feldgesang“ mit:

1. „Es ist nichts Schöneres auf der Welt und auch nicht so geschwind,
Als wenn Husaren ziehn ins Feld, wenn wir beisammen sind.
Wenns blitzt, wenns kracht, wenns donnert gleich, wir schießen rosenrot,
Wenns Blut von unsren Säbeln fließt, sind wir couragevoll.“
2. O ihr Husaren wohl ins gemein, schlagt eure Pistolen an,
Ergreift den Säbel wohl in der Hand, und gebet kein Pardon.
So lang die Franzosen nicht deutsch verstehen, so haut nur immer drein,
Und sprechet bassateremtem: der Kopf muß unser sein.“

In einem vom Kaiser-Wilhelm-Dank durch Rob. Gersbach herausgegebenen, „der kleine Kamerad“ betitelten Soldatenliederbüchlein Berlin o. J. bei Alfred Wall verlegt, fand ich eine nicht wesentlich abweichende Variante dieses Liedes, die allerdings eine Strophe mehr enthält:

1. Es ist nichts lustgeres auf der Welt und auch nichts so geschwind,
Als wir Husaren in dem Feld, wenn wir in Schlachten sind.
Wenns blitzt und kracht dem Donner gleich, wir schießen rosenrot;
Wenns Blut von unserm Körper fließt, sind wir des Mutes voll.
2. Da heißtts Husaren insgesamt, schlagt die Pistolen an,
Ergreift den Säbel in die Hand, und gebet kein Pardon!
Wenn ihr das Franzsche nicht versteht, so haut auf Ungrisch drein,
Und sprecht Bassateremtem! Der Kopf muß unser sein.
3. Wenn gleich manch treuer Kamerad muß bleiben in dem Streit:
Husaren fragen nichts danach sind all dazu bereit.
Den Leib begräßt man in der Gruft, der Ruhm bleibt auf der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft ins blaue Himmelszelt.

Strophe 2 dieses Liedes, ist, wie mir der Besitzer dieses Büchleins, ein Unteroffizier, aus seiner mehr als zehn Jahre zurückliegenden Dienstzeit versichert (offenbar weil nicht mehr recht verständlich), nie gesungen worden, und auch weitere Erkundigungen bei alt gedienten Husaren führten zu demselben Ergebnis. Während des Krieges habe ich das Lied folgendermaßen singen hören:

1. Es gibt nichts schöneres auf der Welt und kann nichts schöneres sein,
Als wenn Husaren ziehn ins Feld, wenn wir beisammen sein.
Schatz lebe lebe wohl, und vergiß nicht mein,
Denn wir können ja nicht immer beisammen sein.
2. Wenns blitzt, wenns donnert und wenns kracht, wir schießen rosarot,
Wenn das Blut von unsren Lanzen rollt, also haben wir frohen Mut. Schatz usw.
3. Der Feind, der kommt von Frankreich her, zu Pferde und auch her zu Fuß,
Husaren und auch Infanterie¹⁾ die Welt regieren muß. Schatz usw.
4. Es gibt ja nur ein Österreich, es gibt ja nur ein Wien.
Es gibt ja nur ein deutsches Reich und die Hauptstadt heißt Berlin. Schatz usw.

Diese letzte Strophe ist erst durch den Krieg entstanden, und irre ich mich nicht, ist sie für das Wachsen des Volksliedes recht bezeichnend. Die durch den Krieg erst unmittelbar ins Leben getretene deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft hätte doch auch auf eine ganz andere Art und Weise ausgedrückt werden können, als durch Berufung auf die beiden Hauptstädte als sinnbildlich dafür. Aber man knüpft wohl gern an naheliegendes schon vorhanden Volksliedmäßiges an und kommt wohl über das „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien“ als Bindeglied zu der neuen Formung.

Agla.

Von Dr. A. Landau (Wien).
Zu Mitteilungen Band XVII, 55.

Agla ist nicht türkisch, sondern aus den Anfangsbuchstaben des im jüdischen Morgengebet vorkommenden Satzes אֲגַלָּה בָּרוּךְ לְעֵלָם אַדְּבָרִים: „Du bist mächtig in Ewigkeit, Herr!“ gebildet. Im mitteldeutschen Arzneibuch des Meisters Bartholomaeus (Hs. der Wiener Hofbibl. 15. Jahrh.) erscheint es unter den „zwain und sibenzig namen Christi“, von denen aber viele gar keine Gottesnamen sind. Haupt in Sitzungsber. d. Wiener Akademie, ph.-hist. Kl. 76. Bd. 521. Die unrichtige Übersetzung vitulus beruht auf einer Verwechslung mit לְבָבָן, ‘egel, Kalb.

Agla findet sich in der Mitte eines „Davidsschildes“ (Hexagramms) Kopp, Palaeogr. critica III p. 67, besonders häufig in Amuletten zur Abwehr von Feuersbrünsten. Beschreibung eines solchen bei Bischoff, Elemente der Kabbala II, 193 f. (nach Schudt, Jüd. Merkwürdigkeiten, Frkf. u. Leipz. 1714 ff. 2. Tl. VI. Buch 2. Kap. § 5). Abbildungen bei Wülfer, Theracia Judaica,

¹⁾ Hierfür wird auch gesungen: Husaren und auch Kürassier.

Nürnb. 1681. 74. Man schreibt das Wort, das deutsch als Allmächtiger Gott, löschen aus! ausgelegt wird, auf ein Brot oder einen Teller, und wirft diese ins Feuer. Mitteilungen zur jüd. Volkskunde Heft 5, 11. 43. H. 24, 125 f. Ztschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde II, 202. Český Lid XVIII, 301. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar verordnete mit Patent vom 27. XII. 1772, daß hölzerne Teller, „worauf schon gegessen gewesen“, nach der beigefügten Zeichnung mit AGLA, Consummatum est ††† „des Freytags bei abnehmendem Monde Mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und neuen Federn beschrieben“ in jeder Stadt vom Bürgermeister und auf dem Lande von den Schultheißen und Gerichtsschöppen vorrätig gehalten und bei Ausbruch eines Brandes mit den Worten „Im Namen Gottes“ ins Feuer geworfen werden sollten. Nütigenfalls sollte dies dreimal wiederholt werden, „dadurch denn die Glut ohnfehlbar gedämpft wird“. Beaulieu-Marconnay, Ernst August Herzog v. Sachsen-Weimar-Eisenach. Leipz. 1872. 260 f.

Auch in anderen Besegnungsformeln kommt Agla vor, so im Wurmsegen einer Breslauer Hs.: In nomine patris † et agla et filij usw. Mitt. H. 18, 11. In einem Spruch beim Schatzgraben mit der Wünschelrute: Güdemann, Gesch. d. Erziehungswesens u. d. Kultur d. Juden in Italien. Wien 1884, 333. Beim Wahrsagen aus einem wassergefüllten Glasgefäß: Schweiz. Arch. f. Volkskunde XII, 123 und in vielen anderen Formeln. Mitt. z. jüd. Volksk. H. 5, 35. 40. 41. 58. 78. H. 19, 113. 117. H. 42, 43. Auch auf Glocken und Ringen: Otte, Handb. d. kirchl. Kunstarchäologie⁵ I, 400, und auf einem in der kaiserl. Schatzkammer zu Wien aufbewahrten Horoskop Wallensteins.

Worauf Kopps Angabe l. c. p. 78 beruht: „Item pontifex Romanus erat, qui Ferdinando II gladium ad debellandos et jugulandos Bohemos offerret, cui haec inscripta erant: Tetragrammaton, Alpha et Omega, Agla, Sabaoth“, ist nicht ersichtlich. Von der großen Zahl geweihter Schwerter, die die Päpste zu verleihen pflegten, sind, soweit bisher bekannt, nur 25 erhalten; keines davon trägt eine andere Inschrift als den Namen des Papstes und das Jahr seines Pontificats. Über die Verleihung eines Schwertes an Ferdinand II ist nichts bekannt. H. Modern, Geweihte Schwerter und Hüte. Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Bd. XXII. Heft 3. Wien 1901.

Zum schlesischen Wörterbuch.

Von Dr. A. Landau in Wien.

Zu Mitteilungen XVI, III ff.

Kukelskorn S. 111. *Kockelkörner*, cocculae orientales, die Früchte von Menispermum coeculus. In Indien zum Fischfang gebraucht. DWb. V, 1566.

Müchinzen 117. Nicht von mhd. *mädchen*, sondern Iterativbildung von *münchen*, schimmlicht riechen. Schlesisch in Frommanns Dtsch. Mundarten IV, 178. DWb. VI, 2604.

Policke 124. Poln. *poléwka*, čech. *polérka*, Suppe, Brühe. Gauner-sprachlich in verschieden entstellten Formen sehr verbreitet vgl. Kluge, Rotwelsch 202, 218, 227, 230.

Ritschütt 128. Diese Schreibung beruht nicht auf ungenauem Berichte. Vgl. die Formen *ritschat* bei Überfelder, Kärntner. Idiotikon, Klagenf. 1862, 201. *ritschad*, Lexer, Kärnt. Wörterb. 209. sloven. *ričet*, Arch. f. slav. Philol. 14, 540. österr. *ridschat*, Maretta, Progr. des Schottengymn. Wien 1865, 18. Die anderen österr. Idiotika: Höfer, Idiot. austr., Castelli, Loritza, Hügel haben *ritscher*, *ritscha*. Knothe, Schles. Mundart in Nordböhmen 447: *rētsche*, *rētscher*.

Schicker, besikert 136 gehört nicht zu *šlikern*. Es ist das hebräische in md. und nd. Mundarten sehr verbreitete *schikkör*, betrunken. DWb. VIII, 2657. Auch elsässisch: Els. Wörterb. II, 405.

Schmiere stchen 138 hat mit *Schmeere* nichts zu tun. Es geht auf das hebr. *schēmīrā(h)*, Wache, zurück. DWb. IX, 1080, 4.

Tschetter 147 ist *Schetter*, gesteifte Leinwand. DWb. VIII, 2603.

Zu Band XVII.

Radehane 107 ist wohl *Radehane* zu lesen. DWb. VIII, 46 vgl. *Rodehau* Knothe 452.

Nachtrag zu Seite 105 Anm. 2.

Von Dr. Franz Kampers in Breslau.

Die Auflösung des „*lapsit exillis*“ in „*lapis elixir*“ schlug K. Burdach schon in seinem 1800—1902 entstandenen, aber bislang unveröffentlichten Werke „Longinus und der Gral“ vor, das er in der „Deutschen Literaturzeitung“ [1903, 14. Nov., Sp. 2821—24 und 12. Dez., Sp. 3050—58] sowie in seiner mir leider entgangenen und für die Salomonsage wichtigen Mitteilung „Zum Ursprungi der Salomo-Sage“ im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ [108 (1902) 131 f.] anführt. Diese letztere Mitteilung enthält einige anziehende Belege für die Entstehungsgeschichte jener Sage vom weisen Judenkönige. Burdach ist geneigt, die Gralsage „aus altchristlichen Pilgermärchen und aus der Popularisierung, Paganisierung und Magisierung der Meßliturgie, insbesondere des Vorbereitungsteiles und der großen Introitusprozession der byzantinischen Messe“ herzuleiten — eine Auffassung, die sich bis zu einem gewissen Grade mit der meinigen in Einklang bringen lässt.

Literatur.

Günther, Fritz, Die schlesische Volksliedforschung (= Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 13). Breslau, M. H. Marcus, 1916. VIII + 232 S. 8,00 M.

Eine der größten und wichtigsten Aufgaben, die unsere Gesellschaft noch zu lösen hat, ist die Veranstaltung einer neuen umfassenden Ausgabe der schlesischen Volkslieder, die im Laufe ihres Bestehens und namentlich seit ihrem Aufrufe von 1909 in einer fast unübersehbaren Fülle ihren Sammlungen zugeströmt sind. Hat doch Günther, der sich mit anerkennenswertestem Eifer und Fleiß der Ordnung dieser Stoffmassen annahm, nicht weniger als etwa 12 000 Zettel gebraucht, um einen ausreichenden Überblick über sie zu gewinnen und sie praktisch zugänglich zu machen. Eine schöne und wertvolle Frucht dieser Bemühungen ist nun das vorliegende Buch, das zugleich als Einleitung zu der künftigen großen Gesamtausgabe unserer Lieder gedacht ist. Es gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste ist der Geschichte der schlesischen Volksliedforschung gewidmet, der zweite bringt verschiedene quellenmäßige Übersichten schlesischer Volkslieder.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit dem „schlesischen Volksliede vor 1842“. Da sind insbesondere die ältesten, bisher unbekannten Zeugnisse wichtig, die Günther aus Urkunden des Breslauer Stadtarchivs mitteilt. Diese frühesten Nachrichten über das schlesische Volkslied sind Verbote, die der ehrsame Rat der Stadt erlassen hat. Unter dem 23. Oktober 1512 findet sich die Verordnung, es solle ausgerufen werden, „das nymandt schandt lidet und gesangk tichtien noch singen sat“, und unter dem 28. März 1564 heißt es: „Fürs dritte soll sich hinfiro keiner, weder Jung noch alt mit unvorschampten ergerlichen schand und Bull lidern und singen bei nachtlicher weile noch bei Tage hören noch vernchnmen lassen.“ Darauf folgt dann eine Reihe amtlicher Verbote gegen die Rocken- und Spianstuben aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, darunter auch eines, das eine sehr ausführliche und bemerkenswerte Beschreibung eines Rockenganges aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts bringt, und hieran schließen sich Mitteilungen über die ältesten in schlesischen Handschriften erhaltenen Volkslieder und über die schlesischen Zeitschriften, die am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts Volkslieder bringen. Die Ausbeute ist im ganzen recht bescheiden, und es muß festgestellt werden, daß die große Bewegung, die mit dem Erscheinen von Herders „Volksliedern“ begann, in der Zeit der

Romantik blühte und mit Uhlands „Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern“ in die Wissenschaft Eingang fand, in Schlesien ziemlich spurlos vorübergegangen ist.

Die erste und einzige allgemeine, groß und wissenschaftlich angelegte schlesische Volksliedersammlung ist die von Hoffmann-Richter, die im November des Jahres 1842 erschien und bisher noch keine neue Auflage erlebt hat. Ihrer Entstehungsgeschichte und Würdigung dient der erste Teil des nächsten Abschnittes „das Jahrzehnt der großen Volksliederarbeiten in Schlesien“. Eine weitere, ziemlich starke Schicht gedruckter schlesischer Volkslieder enthalten Ludwig Erks „Deutsche Volkslieder“. Die darin erschienenen gehen zum größten Teil auf die Sammlungen des trefflichen, um die Pflege unseres Volksliedes hochverdienten Kantors, Organisten und Lehrers F. A. L. Jacob zurück, der, 1803 zu Kroitsch bei Liegnitz geboren, von 1824—1884 in Konradsdorf bei Haynau lebte und lehrte. Er sammelte gegen 600 Volkslieder, von denen etwa 400 in vier stattlichen handschriftlichen Bänden erhalten sind, während sich die übrigen vielleicht noch in seinem Nachlasse finden können. Über Jacobs Leben, seine Volksliedersammlungen und seinen höchst einflußreichen Sängerbund handelt Günther ausführlich S. 44—62. — Hieran schließt sich dann ein Überblick über die „Zeitungen, Zeitschriften und Bücher von 1842 bis 1913“, in denen schlesische Volkslieder abgedruckt oder besprochen sind¹⁾. Noch ein volles halbes Jahrhundert nach Hoffmann-Richters Werk ist es im ganzen ziemlich still, und es findet sich nur selten etwas Benerkenswertes, bis infolge der Begründung unserer Gesellschaft ein neues reges Leben auf diesem Gebiete erwacht. Was in unseren „Mitteilungen“ an Volksliedern und über sie erschien, was die Gesellschaft durch Aufrufe und Sammeltätigkeit wirkte und erreichte, wird besonders berichtet.

An quellenmäßigem Stoffe bringt Günther folgendes bei: 1) 35 „bisher ungedruckte Lieder und bisher ungedruckte Fassungen bekannter Lieder (S. 111—152), zum Teil mit Weisen; 2) „Stark abweichende Lesarten schon gedruckter Lieder (S. 153—174: Nr. 36—50); 3) vier-höchst lehrreiche Beispiele „Eigenartiger Zersingungen von neuen Kunstliedern“ (S. 175—179). Es handelt sich um die Lieder „In einem kühlen Grunde“, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“, Am Brunnen vor dem Tore“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“. Den Abschluß bildet dann ein „Alphabeticisches Verzeichnis aller schon gedruckten Volkslieder aus Schlesien“ (S. 181—230) mit genauen Quellenangaben.

Das Buch ist eine sehr tüchtige Leistung und für jeden, der sich fortan in irgend einer Weise mit dem schlesischen Volksliede beschäftigen will, unentbehrlich. Eine besondere Anerkennung hat der Verfasser dafür bereits dadurch erfahren, daß sein Werk im Jahre 1912 von der Philosophischen Fakultät unserer Universität mit dem Preise der Neigebaur- (Neugebauer-) Stiftung gekrönt worden ist.

H. Jantzen.

¹⁾ Der Vollständigkeit wegen hätten hier auch mit Rücksicht auf die bibliographischen Angaben Partschs „Literatur zur Landes- und Volkskunde Schlesiens (1900) und die drei wichtigen Nachträge dazu von Nentwig (1904—13) erwähnt werden können. (Vgl. Mitteilungen 17, S. 228 ff.).

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Zwanzigster Jahrgang. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer. Herausgegeben von Hans Bächtold. Basel und Straßburg 1916. VII, 539 S. 8°. Fres. 10.

Eine schöne Festgabe ist es, zu der sich Gelehrte verschiedener Länder und Sprachen vereinigt haben, ein internationales Geschenk, wie es inmitten des Weltkrieges nur dem Angehörigen eines neutralen Staates dargeboten werden konnte.

Übrigens steht die deutsche Sprache im Vordergrunde dieses vielzüngigen Werkes, selbst Angehörige einiger fremder Staaten haben sich ihrer bedient: so z. B. Aarne, Professor in Helsingfors, der über die Einrichtung der finnischen Volksliederausgabe handelt, Feilberg, der von allerlei Volkskundlichem berichtet, das sich auf das Meer bezieht, und v. Sydow in Lund, der das Märchen vom Rumpelstilzchen in Perraults „Riquet à la houppe“ wiedererkennen will — wenn Sydow einige gewagte Namenzusammenstellungen gibt, ja sogar Riquet im Namen Ecke Neckepenn und Knirrficker wiedererkennen will, so sei demgegenüber auf die mythische Grundlage des Motivs hingewiesen, die ich in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1893 S. 383 erörtert habe.

B. Ginet Pilsudzki in Krakau, der in deutscher Sprache über Almenviehzucht im Tatragebirge, in französischer über litauische Kreuze handelt, wird verschiedenen Idiomen gerecht. Auf französisch berichtet Delachaux über Johann Jakob Hauswirth, einen volksmäßigen Silhouettenkünstler im Waadlande. Gauchat untersucht, ohne freilich zu vollbefriedigender Erklärung zu kommen, das waadländische Wort *patifou* (= komische Person?) und *prerai* (= Bettstroh); Mercier in Genf erzählt von dem dortigen Kinderspiel des Seilspringens; Rossat in Basel teilt das Märchen von Aladdin in der Mundart des Jura bernois mit. Auf italienisch berichtet Corso aus Rom über die „scapigliata“ d. h. den Brauch, daß der Freier sich seine Braut durch Abschneiden von Haar, Raub eines Kisses oder des Kopftuches vor der Kirche gegen den Willen der Eltern zu eignen gewinnt — eines der vielen Symbole der Besitzergreifung, die in der Raub- wie in der Kauffehe bezeugt sind. Leite de Vasconcellos in Lissabon teilt ein portugiesisches Volkslied mit, Decurtins eine rätoromanische Ballade: de Cock handelt in niederländischer Sprache über das weeroog (Gerstenkorn).

Allgemeine Fragen der Volkskunde erörtert Waser in Zürich unter dem Titel „Volkskunde und griechisch-römisches Altertum“. Er würdigt die Arbeit klassischer Philologen zur Volkskunde und nennt vor Allem Dieterich, Usener, Wünsch, Diels, Roscher u. a. (Skutsch wird nicht erwähnt); dann wird eine schematische Einteilung der volkskundlichen Arbeit gegeben: I. Sachliche Volkskunde (Urgeschichte, Wirtschaft, Haus, Tracht, Volkskunstbetrieb, Nahrung, Volksmusik und -tänze), II. Volksdichtung und Volksmund, Volkslied und -epik, Märchen und Sagen und Schauspiele, Sprüche und Rätsel usw., Volkswitz, Formeln und Flüche usw., Onomatologisches, Volkssprache). Alle diese Gebiete werden in höchst lehrreicher Weise an der Hand der Antike durchgesprochen, und so ergibt sich in diesem wertvollsten Beitrage der Sammlung nicht nur eine kurze Übersicht über das bisher Geleistete, sondern auch manche Anregung.

Allgemeinere Gebiete volkskundlicher Überlieferung pflegen Bächtold, der über den Ritus der verhüllten Hände, namentlich im Hochzeits-

brauche, handelt, und Fehrle, der zu denselben Stoffe deutsche Beispiele bringt; Sartori bespricht die Zauberkraft gestohlener Gegenstände; Becker stellt Beispiele von Gebetsparodien aus dem jetzigen Kriege zusammen; Bertholet zeigt, daß gewisse jüdische Ackerbaubräuche des alten Testamentes vorjahwistisch seien; Helm spricht über Häufung von Zaubermittern, besonders bei Amuletten und in Segensbriefen, Hohn über den Kropf im Volksglauben. John Meier behandelt das Volkslied „Ein Schifflein seh ich fahren“.

Eine größere Zahl von Aufsätzen betrifft die schweizerische Volkskunde; natürlich sind auch sie deswegen nicht minder wertvoll für die Volkskunde überhaupt. Dübi gibt einen Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Volkskunde; Wymann teilt eine Gersauer Karfreitagsprozession von 1696 mit; Foreart-Bachofen bringt Soldatenlieder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bolte eine Versnovelle aus dem 15. Jahrhundert, Jörg Zobels Gedicht vom geäffteten Ehemann; Pfarrer Buss erzählt persönliche Erlebnisse auf dem Gebiete des Aberglaubens aus Glarus; Mathilde Eberle spricht vom Volkstheater in Oberwallis, Geiger über den Kiltgang und über die blaue Farbe bei Totenbräuchen; Kessler über „das festliche Jahr in Wil“, Pult über „Volksbräuche und Volkswohlfahrt“, Rütimeyer über archaistische Gebräuche und Gerätschaften im Kanton Wallis, Stauber über Schatzgräberei im Kanton Zürich, Zindel-Kressig gibt volkskundliche Anekdoten aus dem Saargansserland, Greyerz gibt Dichtungen von Bendicht Gletting, einem Dichter des Berner Oberlandes aus dem 16. Jahrhundert, und andere Stücke; Zahler erzählt vom Lugitritti, Lügengeschichten einer volkstümlichen Person im Simmental; Singer gibt alte schweizerische Sprichwörter; Brandstetter handelt von der Katze im Schweizerdeutschen und im Indochinesischen — die sonderbaren Parallelen sind interessant und im Hinblick auf manche Art volkskundlicher Arbeit nicht ohne humoristischen Beigeschmack.

Siebs.

Freud, Prof. Dr. Sigm. Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum). 5. vermehrte Aufl. Berlin, Karger 1917. 232 S. M. 6.—

Der bekannte Verfasser spricht zunächst über Vergessen von Namen, Fremdwörtern usw. und zieht die sogenannte „Verdrängung“ hervor. Ihm fällt z. B. der Name Signorelli nicht ein, und er sagt statt dessen Botticelli oder auch Boltraffio: die Begriffe (Bo)snién, (Tra)foi, Herr und (Her)zegowina, die ihm nahe lagen, dienten zur Verdrängung. Den nicht Eingeweihten wird derartiges kaum glaublich erscheinen, sondern gesucht und willkürlich. Selbstverständlich bleibt auch der Vermutung im einzelnen Falle weiter Spielraum; aber im Ganzen ist die Methodik der Erklärung höchst bedentsam. Bei der Behandlung des Versprechens geht der Verfasser auf Meringers und Mayers Arbeiten ein; er bestreitet die alleinige Bedeutung der Wundtschen „Kontaktwirkung der Laute“ und will besonders dem Anlauten keinen entscheidenden Einfluß beimessen. — Ich finde nicht hervorgehoben, wie das Versprechen, Stammeln und Stottern auch dem Redegewandtesten geschieht, wenn er ermüdet ist; auch wird die Tatsache, daß man sich selber unter dem Namen des Angeredeten vorstellt, vielleicht ohne zwingenden Grund (S. 69) auf bestimmte Absichten zurückgeführt: der Name dessen, dem man sich vorstellt, liegt einem im Sinne,

so ist es mir auch schon geschehen, daß ich einen Brief mit dem Namen dessen unterzeichnet habe, an den er gerichtet war. — In einem besonderen Abschnitte wird ein für die volkskundliche Forschung recht beachtenswerter Gedanke erörtert: ein großes Stück der mythologischen Weltauffassung und auch des Abergläubens ist nichts anderes als in die Außenwelt projizierte Psychologie. Wenn Jemand von einem Unternehmen absteht, weil er an der Schwelle seiner Tür gestolpert ist, so war ihm dies Stolpern der Beweis einer Gegenströmung in seinem Innern, deren Kraft ihn vom Handeln abziehen und den Erfolg schädigen konnte. Daher sagt Tell zu Geßler: „Mit diesem zweiten Pfeil durchbohrt ich Euch, Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte. Und Euer — wahrlich — hätt' ich nicht gefehlt.“ — Der Glaube an prophetische Träume kann sich darauf stützen, daß vieles sich in der Zukunft so gestaltet, wie es der energische Wunsch im Traume vorgespiegelt hat. — Umgekehrt wird die Empfindung, daß wir ein Erlebnis schon einmal erlebt, eine Situation schon einmal mitgemacht hätten, dies aber durchaus nicht nachweisen können, damit erklärt, daß wir bei diesem „Déjà vu“ mit der Erinnerung an eine unbewußte Phantasie zu rechnen haben. Sollte nicht hier auch etwa die Aufnahme eines Erlebnisses in das Unterbewußtsein eine Rolle spielen, sowie wir uns eines in der Hypnose erfahrenen Erlebnisses später sehr wohl erinnern, es aber nicht feststellen können? Diese Bemerkung eines Laien in der Psychopathologie möge die Teilnahme an diesen beachtenswerten Forschungen bekunden.

Siebs.

Bohn, Dr. Erich, Der Spuk in Öls. Beiträge zur Metaphysik in Einzel-Darstellungen. Im Verein mit Fachleuten des In- und Auslandes herausgegeben von Dr. Erich Bohn. Breslau, S. Schottländer, A. G. 1918. 47 S. M. 2,50.

Der als Sachverständiger in einschlägigen Dingen bekannte und in okkultistischen Fragen wohl erfahrene Breslauer Rechtsanwalt nimmt hier einen von ihm aufgeklärten Spuk, der zu einem Prozeß geführt und viel von sich reden gemacht hatte, als Beispiel dafür, wie solcher Spuk — den es ja in allen Zeiten und Völkern gegeben hat — sich nur als Summe normaler Tatsachen erweisen kann. Meist wird es sich um beabsichtigten Unfug handeln, wie in diesem Falle.

In der Reihe, die der Herausgeber eröffnet, sollen die verschiedensten „metaphysischen“ Vorwürfe behandelt und damit dem dilettantischen Einflusse entzogen werden. An manchen von ihnen nimmt die Volkskunde eifrig Anteil.

Siebs.

Bruinier, J. W., Das Deutsche Volkslied. Über Werden und Weinen des deutschen Volksgesanges. 5. Aufl. „Aus Natur und Geisteswelt.“ 7. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1914. 137. S. M. 1,50.

Bruinier, J. W., Die germanische Heldensage. Ebenda 486. Bändchen, 1915. 139 S. M. 1,50.

Böckel, O., Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. Ebenda 262 Bändchen, 1914. 122 S. M. 1,50.

Das hübsche Büchlein Bruinier's über das deutsche Volkslied hat verdienten Erfolg gehabt. Die kurzen und treffenden Bemerkungen von Wüst

über Dynamik, Harmonik, Rhythmus und Tonmalerei des Volksliedes kommen dem Ganzen sehr zu Gute. Das Wesen des Volksliedes ist gut gezeichnet, ohne daß in kleinlicher Wörterklärungslust versucht würde, die unbestimmbaren Grenzen gegenüber dem volkstümlichen Liede immer wieder festlegen zu wollen. Klarer Stil und hübsche Beispiele wirken erfreulich. Die geschichtliche Entwicklung von den ältesten Zeiten an wird fesselnd geschildert, indem immer die Verbindung mit der Gegenwart aufrecht erhalten wird: übermäßiges gelehrtes Beiwerk ist geschickt vermieden. Vielleicht ließe sich erwägen, ob nicht das oft wiederkehrende germanische Fremdwort *skop* für den alten Sänger zu vermeiden wäre: einbürgern wird sich diese Wortform schwerlich. Geschichte, Zweck, Stimmungsgehalt, Stoff der verschiedenen Gattungen der Volkslieder werden übersichtlich behandelt: die Arten der Ballade, der Liebeslieder, der Staudeslieder, der Anteil des Schreibers und des Sängers kommen gut zum Ausdruck. Mit einem freudigen Blicke in die Zukunft schließt das hübsche Büchlein. Es ist so gut in sich abgerundet und geschlossen, daß der Verfasser wahrlich nicht nötig hätte, es nach Art minderwertiger Schriftsteller in eine Reihe von Punkten oder Gedankenstrichen ausklingen zu lassen.

In der Darstellung des Volksliedes hat Bruinier öfters auf die Helden sage hingewiesen, und nun hat er ihr ein besonderes Büchlein gewidmet. Es beginnt mit einem Stück über Begriff und Entstehung der germanischen Helden sage. Freilich ließe sich gegen die da geäußerten Ansichten vieles einwenden: es ist durchaus nicht zu beweisen, „daß jede germanische Helden sage sich immer erst in einer germanischen Fremde voll entfaltet hat“, und es ist mir höchst unwahrscheinlich, daß das altenglische Wídsíðlied „das älteste Denkmal germanischer Dichtung in heimischer Sprache“ sei, und daß wir von einem „ursprünglich altsächsischen Hildebrandsliede“ zu reden haben. Es ist fraglich, ob derartige Vermutungen nicht lieber in fachmännischen Untersuchungen erörtert und gestützt als in volkstümlichen Handbüchern als Tatsachen erwähnt werden sollten. Auch in den Einleitungen zu den einzelnen Sagen steht manches, was Zwei fel erregt. Um so mehr stimmen wir der anregenden Weise zu, in der die Sagen von Wieland dem Schmied, den Hartungen (Tacitus scheint sie Alcis zu nennen, nicht Alci), Wolfdietrich, den Welsungen und Nibelungen, den Ame lungen u. a. erzählt sind.

In die deutsche Volkssage führt Otto Böckel ein. Er handelt zunächst über ihren Begriff und Art: nach guter deutscher, aber nie erfolgreicher Gepflogenheit wird eine Erklärung des Begriffes der Sage versucht; wichtiger und nützlicher ist uns die sich anschließende Gruppierung. Mythische Sagen, Sagen mit geschichtlichem Hintergrund, Natursagen, Zauber- und Schatzsagen werden geschieden. Sodann wird eine Reihe von bezeichnenden Zügen der Sage hervorgehoben: die Auffassung des Familienlebens, der Wohl tätigkeit, der Treue, des Rechts. Die nach örtlicher Ordnung gegebene aller wichtigste Literatur und eine Aufforderung zur Mitarbeit beschließen das mit warmer Empfindung geschriebene Büchlein. Ein kleines Sachregister erleichtert die Benutzung: leider fehlt ein solches den von Bruinier herausgegebenen Bändchen.

Siebs.

Petsch, Robert, das deutsche Volksrätsel (= Trübners Bibliothek 6. Grundriß der deutschen Volkskunde, herausgegeben von John Meier, Bd. 1). Straßburg, K. J. Trübner, 1917. V + 88 S. 2,25 M.

Schon 1899 hat R. Petsch mit seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, den *Neuen Beiträgen zur Kenntnis des Volksrätsels* (Berlin, Palästra, Bd. 4; vgl. meine Anzeige im *Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit.* 104, S. 379 ff.) eine ausgezeichnete Leistung zur Förderung unserer Erkenntnis auf diesem schwierigen und viel verschlungenen Gebiete dargeboten. In dieser galt es ihm hauptsächlich, eine stilistische Beschreibung und den Versuch einer zweckmäßigen Einleitung des Volksrätsels vorzulegen. Seitdem hat er in weiteren kleineren Arbeiten eine Reihe von Einzelfragen erörtert, z. B. 1899 noch in der *Neuen philologischen Rundschau*, Heft 8 und 9, das schottische Volksrätsel behandelt und 1916 in seinen *Rätselstudien* in Paul und Braunes *Beiträgen* 41 und in der *Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde* 16 verschiedene alte deutsche Rätsel untersucht.

In der hier vorliegenden Schrift kommt es ihm darauf an, einen geschichtlich begründeten Überblick über die Arten und Formen des heute bei uns lebenden Volksrätsels zu geben, und wenn auch infolge schwieriger, durch den Krieg verursachter Umstände, über die er sich im Vorwort ausspielt, nicht eine vollständige Benutzung und Verarbeitung der gesamten Literatur und seiner eigenen Vorstudien durchgeführt werden konnte, so ist doch sein Buch als eine wertvolle, ja grundlegende Einführung in dieses Sondergebiet dankbar zu begrüßen.

Er beginnt mit einer Untersuchung über „Das Wesen des Rätsels und seiner Vorstufen und handelt darin über die Geschichte, den Begriff und die Bedeutung des Wortes „Rätsel“, über Weisheitsproben, unwirkliche Rätsel, Rätselmärchen und die Salomosage, zu der noch, namentlich wegen der wichtigen Literaturangaben, die Ausgabe des *Salomo et Marcolfus* von Walter Benary (Heidelberg 1914) in A. Hilkas *Sammlung mittellateinischer Texte* heranzuziehen gewesen wäre. Weiter folgt die „Geschichte des Rätsels, besonders in Deutschland“; in ihr verfolgt er die Gattung in ihren Haupttypen von der ältesten Zeit und den einfachsten Formen an, nimmt auch auf den Inhalt Bedacht und sucht der Entstehung des Volksrätsels näher zu kommen, indem er das Rätsel vom Vogel Federlos, das er schon in Paul und Braunes *Beiträgen* 41 ausführlich besprochen hatte, als Beispiel für die Entwicklung genauer erörtert. Inhaltlich kommen insbesondere Gedächtnisfragen, Scharfsinnsposten und Kenningar in Betracht; auf den engen Zusammenhang der deutschen und lateinischen Rätseldichtung wird nachdrücklich hingewiesen. Eine wichtige und eigenartige Rolle spielen auch das Traugemundslied, die Rätsel-, Wett- und Kranzlieder. — Das Kapitel über „die älteren gedruckten Sammlungen deutscher Rätsel“ legt die Wurzeln für einen künftigen, von Petsch selbst in Aussicht gestellten Stammbaum der deutschen Rätselbücher frei. Die recht reichliche Fülle der älteren Denkmäler dieser Art gliedert sich um zwei Kerngruppen: Die früheste ist das sogenannte „Straßburger Rätselbuch“ von 1505, die jüngere eine Bearbeitung davon, ein „neu verwahrtes Ratbüchlein“ von 1678. Weitere wichtige alte Rätselbücher sind im Anhang verzeichnet.

— Darnach folgt in engem Anschlusse an die vorausgehende „Geschichte des Rätsels“ ein „Überblick über die Formen unserer Volksrätsel“, der sich mehrfach mit den Ausführungen in den *Neuen Beiträgen* berührt, aber auch über sie hinausgeht. — Sehr schätzenswert ist dann noch der „Bibliographische Anhang“, der eine gut ausgewählte Übersicht über die wichtigste Rätselliteratur bringt.

Mit seinen vielseitigen und kenntnisreichen Ausführungen reiht sich diese Schrift würdig den früheren Arbeiten des Verfassers an und bedeutet zugleich einen erfreulichen Fortschritt in der Rätselforschung. — Schließlich sei noch um einiger bibliographischer Nachträge willen auf die Anzeige Karl Reuschels in der *Deutschen Literaturzeitung* 1917, Sp. 1038 ff. hingewiesen. H. Jantzen.

Mogk, Prof. Dr. Eugen, Deutsche Heldensage. Deutschkundliche Bücherei. Leipzig, Quelle und Meyer 1917, 48 S. M. 0,60.

Böckel, Otto, Das deutsche Volkslied. Ebenda 1917, 103 S. 0,80 M.

Auch hier werden die germanischen Heldensagen erzählt. Wenn es überhaupt möglich und nützlich ist, den Stoff in solcher Kürze darzustellen, so ist es hier von Mogk geschehen. Der Name des Verfassers bürgt für die Zuverlässigkeit des Gebotenen. Das Gleiche gilt von Böckels Behandlung des deutschen Volksliedes. Bei der kurzen Form, und da der Verfasser uns ja vielfach an anderen Orten mit seinen Ansichten vertraut gemacht hat, dürfen wir neue Gesichtspunkte nicht erwarten: Werden und Wesen des Volksliedes werden behandelt, die Arten der Volkslieder und die Gelegenheiten ihrer Verwendung. Siebs.

Fehrlé, Eugen, Deutsche Feste und Volksbräuche (= Aus Natur und Geisteswelt, 518. Bdch.). Mit 30 Abbildungen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1916. 107 S.

Das Büchlein will eine volkstümliche, nicht für Forscher, sondern für recht weite Kreise bestimmte Übersicht über Art und Sinn unserer Feste und Bräuche geben. Diesen Zweck erfüllt es in durchaus brauchbarer Weise, und darum ist es freundlich willkommen zu heißen. Denn es kann nie genug geschehen, gerade unsere „Gebildeten“ über diese Teile unserer heimatlichen Überlieferungen möglichst gründlich und vielseitig aufzuklären; sind doch leider noch immer allzuviiele geneigt, ebenso wie sie die Sprache des Volkes, die Mundart, einfach für falsch und entstellt halten, auch jene ohnehin nur noch dürftigen Reste ursprünglichen Volkslebens, die sich in Sitte und Brauch, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, erhalten haben, zu belächeln, wo nicht gar zu verachten und — polizeilich verbieten zu lassen.

Verfasser bespricht im ersten Teile des Buches die Jahresfeste vom Martinstage an über Weihnachten, Neujahr, Dreikönige, die Frühlings-, Oster- und Pfingstfeiern bis zu den Sommer- und Herbstfesten, die mit dem Erntefest und der Kirchweih schließen. Der zweite Teil behandelt die wichtigsten Volksbräuche im Anschluß an den Lauf des Menschenlebens: Geburt und Taufe, Krankheiten, Jugend, Liebe, Hochzeit und Tod. Vollständigkeit ist selbstverständlich bei dem knappen Raume auch nicht annähernd angestrebt, wohl aber ist es dem Verfasser gelungen, die bezeichnendsten Züge herauszuheben.

Soldatischen zu heben. Wie sich das Militär aus Angehörigen der verschiedensten Stände zusammensetzt, so sind auch die ihm eigenen Ausdrücke (und darum handelt es sich ja bei der Soldatensprache) aus den verschiedensten Kreisen und Gegenden entnommen. Dieser Beurteilung der Herkunft wird die Arbeit im ersten Abschnitt gerecht, mehr als die seinerzeit höchst verdienstliche Sammlung Horns. Im zweiten Teile werden Sammlungen mitgeteilt, die nach einzelnen Gebieten soldatischer Lebensäußerungen geschickt geordnet sind (Befehl, Tadel, Strafen usw.; Lazarett, Krankheiten usw.; Waffen usw.) Schließlich werden die Aufgaben der soldatensprachlichen Forschung kurz zusammengefaßt, und dabei wird auch erwähnt, daß ein Vergleich fremder Soldatensprachen lehrreich sein würde. Die geschickte Arbeit von Maußer ist ein vorläufiger dankenswerter Beitrag zum deutschen Wörterbuche. — Sehr störend war uns die gerade auf diesem Gebiet unerfreuliche Häufung ganz überflüssiger Fremdwörter: man braucht kein verwegener Sprachreiniger zu sein, um sie in solcher Fülle unangenehm zu empfinden.

Siebs.

Löwis of Menar und **Hoerschelmann**, Märchen und Sagen der Baltischen Provinzen. Die Baltischen Provinzen. Band 5. Berlin-Charlottenburg, Felix Lehmann. 1916. XVIII, 172 S. M. 3.—

Eine reiche und wohl geordnete Sagensammlung, die begreiflicherweise jetzt besondere Teilnahme weckt, wo die Frage nach den Beziehungen der baltischen Provinzen zu Deutschland viel erörtert wird. Wir haben in jenen Landen mit drei verschiedenen Stämmen zu rechnen: den Deutschen, die uns dort zuerst um 1200 begegnen; den uns durch kulturgeschichtliche Verwandtschaft verbundenen Litoslawen, von denen hier besonders die Letten in Betracht kommen; den uns ganz fern stehenden finnisch-esthnischen Bewohnern. Daß zu Tacitus Zeit und wohl noch bis ins dritte Jahrhundert gotische Völker dort saßen, kommt für uns hier nicht in Betracht. Zunächst werden Gründungs-sagen zusammengestellt: Riga, Dorpat, Reval u. a. Städte sind berücksichtigt. Viel Originelles erscheint da nicht. Eine Menge von sonstigen Ortssagen schließt sich an, auch schwedische Quellen sind berücksichtigt. Sagen, die mit dem Seelenglauben in Verbindung stehen (Seelenwanderung, Werwolf), Riesen-, Schatz- und Teufelssagen folgen: Stücke epischer Dichtung der Finnen (von dem Sohne des Kalew, dem Kalewipoeg), Märchen und Schwänke bilden den Abschluß. — Auch in den nichtgermanischen Stücken wird man manchen Zug finden, der in deutschen Sagen wiederkehrt.

Siebs.

Teutsch, F., Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland. I. Leipzig, K. F. Koehler. 1916. XIII, 350 S.

Stenner, Friedrich, Die Beamten der Stadt Brassó (Kronstadt) von Anfang der städtischen Verwaltung bis auf die Gegenwart. Brassó 1916. 166 S.

Der allgemein verehrte treffliche Bischof Teutsch bietet uns eine dankenswerte Geschichte der ältesten, hente noch blühenden deutschen Siedlung, des Landes der Siebenbürger Sachsen. Kein anderer kennt besser als er dies sein Volk und seine Geschichte. Um 1141 unter Geisa II., der deutsche Bauernherbeirief, hat die Besiedlung begonnen. Diese Frühzeit wird ziemlich kurz

abgetan. Viel Raum aber ist der religiösen Entwicklung gewidmet: Reformation und Gegenreformation werden ausführlich dargestellt; der Hauptteil gilt der Schilderung des 18. und 19. Jahrhunderts. Für die Volkskunde ist das Buch nicht sehr ergiebig: erst die letzten Abschnitte, die die Sachsen als Volksindividualität und ihr Erbe besprechen, gehen gelegentlich auf Herkunft aus Franken und auf Mischung mit Magyaren und Rumänen ein, auf wirtschaftliche Organisationen, auf Leistungen in Wissenschaft und Kunst; hübsche volkstümliche Skizzen von der Wirkung des Kriegsausbruchs 1914 beschließen das Buch.

Stenners Zusammenstellung hat eigentlich nur rein ortsgeschichtliches Interesse für die Stadt Brassó (Kronstadt); für ihre Entwicklung und Organisation ist es beachtenswert.

Nitschke, Richard, Geschichte des Dorfes Proschlitz Kreis Kreuzburg O.S. Mit 5 Bildern und Karte. Breslau 1916. X, 131 S. Nicht im Handel.

Es ist ein Verdienst des Herrn Rudolf von Watzdorf, Rittergutsbesitzers auf Proschlitz, die Herstellung und die prächtige Ausstattung dieser Ortsgeschichte veranlaßt zu haben. Die Geschichte beginnt erst mit dem 14. Jahrhundert; aber auch auf die vorgeschichtliche und die slavische Zeit und die deutsche Einwanderung in Schlesien ist ein Streiflicht geworfen. Die ortsgeschichtlichen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen Verhältnisse von den ältesten historischen Nachrichten über Proschlitz bis auf den heutigen Tag werden behandelt, und so wird die Arbeit, namentlich in Verbindung mit anderen Darstellungen ähnlicher Art, für die Kulturgeschichte und die Volkskunde beachtenswert.

Manz, Gustav, 100 Jahre Berliner Humor. Mit zahlreichen Bildern Berlin Verlag Dr. Eysler & Co., 1916. 272 S. 3,50 M.

Eine hübsche, von kundigster Seite gebotene Auswahl des eigenartigen Humors, wie er den Berliner kennzeichnet. Seine Art ist ganz besonders in dem ersten Abschnitte „Da haben sie den Berliner“ geschildert. Den zweiten Teil nimmt die erste Hälfte des Jahrhunderts, bis zur Revolution, ein: Berliner Originale jener Tage ziehen an uns vorüber, wir hören vom Stralauer Fischzug, von Droschkenkutschern u. a. m. Sodann wird die Zeit bis zum neuen Reich vorgenommen: der Kladderadatsch spielt eine Rolle, wir lernen Helmerding, Döring, Beckmann kennen, und die berühmten Gestalten des Schnupperjungen und des Eckenstehers treten auf. Im letzten Abschnitt „Berlin wird Weltstadt“ werden wir bis auf die Gegenwart geführt; Stötterheim und Stinde kommen zu Worte, und Fontane, Trojan, Seidel u. a. sind nicht vergessen. Die Ausstattung mit hübschen Bildern ist sehr gelungen. Ein Literaturverzeichnis beschließt das Buch; für eine Neuauflage der zu empfehlenden Sammlung wäre ein Namensregister wünschenswert.

— e —

Eckart, Rudolf, Der Wehrstand im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Volksliedern, Kinderreimen und Inschriften an deutschen Waffen und Geschützen. München, Militärische Verlagsanstalt, 1917. 121 S.

Dieses Büchlein ist zunächst für Soldaten und die breiten Massen des Volkes bestimmt und soll dann auch ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte

sein. Dem zuerst genannten Zwecke genügt es völlig, denn es gibt eine zwar kleine, aber nicht übel gelungene Auswahl aus dem reichen Schatze unseres Soldatenliedes, der zu allen Zeiten im Volke lebte und noch lebt, dann eine Auslese von Kinderreimen, in denen Krieg und Soldaten eine Rolle spielen, desgleichen eine Sammlung von Sprichwörtern, unter denen sich aber auch andere Äußerungen, z. B. von Bismarck und Wellington, sowie Verse von Schiller und Arndt finden. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung von deutschen Waffen- und Geschützinschriften, bei denen freilich auch ein paar Italiener mit untergelaufen sind. Sehr reich ist dabei Niederdeutschland, insbesondere Bremen bedacht, drei Beispiele stammen auch aus Breslau.

Für wissenschaftliche Zwecke ist das Bändchen nicht bestimmt und kommt dafür auch nicht in Betracht, aber zur Unterhaltung und ersten Belehrung ist es wohl geeignet, zumal es mit einer ganzen Reihe guter Bilder nach den trefflichen Holzschnitten von Jost Ammann (von 1573) geschmückt ist. Die mitgeteilten Lieder und Inschriften stammen sämtlich aus der Vergangenheit, die Gegenwart ist nicht berücksichtigt.

H. Jantzen.

Rössler, Hans, Der Förster-Hons. Eine Liebesgeschichte in schlesischer Mundart. Breslau, S. Schottlaender A.-G. 1917. 86 S. M. 1,50.

Eine Liebesgeschichte vom Dorfe: der arme Försterbursche liebt sie, sie soll aber einen Anderen, Wohlhabenden heiraten: der Dorfkatsch kommt dazu; der Krieg bricht aus: als der Försterbursche aus dem Felde kommt, hat sie doch den anderen geheiratet. So etwas gefällt dem Geschmacke des Volkes. — Es sind ganz nette Verse, die im allgemeinen glatt fließen; freilich könnten sie ebenso gut, ja besser in der Schriftsprache als in schlesischer Mundart geschaffen sein; viele scheinen geradezu in sie umgesetzt. Manchmal ist die Sprache mundartlich unmöglich: so heißt es S. 14:

doo tritt er ei im Finstern
a Kärle ei a Waig.

„ei im Finstern“ (für *eim Finstern*) gibt es nirgends, und *Waig* spricht man nicht dort, wohin sonst die Mundart des Verfassers weist. S. 19 „a gilt woas bei n a Leuta“, *breta* mit dem Infinitiv sind meines Wissens nicht die übliche Ausdrucksweise; vor allem aber sind *ñ*-Formen wie *hücher* (statt *hicher*, „*höher*“), *küssa*, *Geprüll* usw. ganz undenkbar. — Es wäre wirklich erfreulich, wenn die sogenannte Schlesische Mundartendichtung sich nicht mit der üblichen Bewunderung seitens der Stamintische oder anspruchsloser Käseblättchen begnügen, sondern ihre Sache ein bischen ernster nehmen wollte; sehr empfehlenswert wäre für solche guten Absichten, sich einmal die Urteile in Kurt Wagner's neuem Buche „Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart“ anzusehen.

—e—

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1918. Schweidnitz, L. Heege 1918. M. 0,60

Der wohl eingebürgerte von Hermann Bauch herausgegebene Kalender gibt auch für das kommende Jahr — nächst seinem notwendigen Rüstzeug — eine ganze Reihe von literarischen Beiträgen. Unter ihnen nehmen auch jetzt wieder diejenigen die erste Stelle ein, die Kriegsereignisse behandeln. Ab-

gesehen von einem kurzen Christkindelspiel, wie es ähnlich schon an anderen Stellen öfters erschienen ist, und kurzen Bemerkungen über schlesische Spitzen ist das Volkskundliche diesmal leider bei Seite geblieben. Denn, was da von Rübezahl gesagt wird, das haben wir schon bei Besprechung des letzten Jahrganges als ganz unvolksmäßig bezeichnet, und von so manchem, was in angeblich schlesische Mundart umgesetzt erscheint, gilt das gleiche. So steht — auch wenn wir einige Beiträge von Barsch, Klings, Lichter, Keller, Hönig u. a. gern anerkennen wollen — der gemittliche Schläsinger nicht auf dem gleichen Boden wie dereinst. Wenn etwa die Käufer anderer Ansicht sein sollten, so bedeutet das nichts: ein solcher Volkskalender könnte eine Pflicht darin sehen, das Urteil und den Geschmack weiterer Kreise heranzubilden. — e—

Mitteilungen.

Volkskunde und Jungdeutschland.

Volkskunde und Heimatkunde streben auf verschiedenen Wegen denselben Zielen zu: die Kenntnis der engeren Heimat zu wecken und zu fördern, das erhaltene alte Gut zu sammeln und zu erforschen, das Lebenswerte liebevoll zu pflegen und dem Leben zu erhalten. Mit der vor 20 Jahren einsetzenden starken Bewegung für die Pflege des Heimatssinnes zog die Heimatkunde auch in die Schulen ein, und ihr tatkräftiger Förderer Conwentz wies darauf hin, wie neben den Lehrausflügen vor allem die Schulwanderungen in den Dienst der Sache gestellt werden könnten, um ein heimatkundiges und heimatfrohes Geschlecht zu erziehen. Die Pflege des Wanderns übernahmen neben den Veranstaltungen der Schule alsbald die unter dem Banner Jungdeutschlands zusammengeschlossenen Vereinigungen, und war es zunächst ihr Zweck, die heranwachsende Jugend zu körperlich tüchtigen Menschen zu machen, so brachte das Schweifen durch Wald und Flur bei besonnener und unterrichteter Führung ganz von selbst auch eine innigere Kenntnis der Heimat mit sich. Neben einem stärkeren Naturempfinden erwachte auch Teilnahme und Verständnis für die geschichtlichen, vorgeschichtlichen und Naturdenkmäler, für die mannigfache Gemeinschaft der Lebewesen, für die mit der Natur verwachsenen Siedlungen der Menschen, ihre Sitten und Bräuche, ihre Sagen und Lieder. Damit aber hielt auch die Volkskunde ihren Einzug ins Schulleben, nicht als tote Wissenschaft und neues Lehrfach, sondern als Gegenstand angeregter Beobachtung und freier, lebendiger Betätigung. In wie schöner Weise dies geschieht, davon zeugten zwei von den fünf Vorträgen, welche der Jungdeutschland-Mädchenbund im Mai als „Führerinnenlehrgang“ veranstaltete; sie behandelten die deutschen Volkstänze und das deutsche Volkslied. Fräulein Heisler schilderte die hervorragende Bedeutung des Tanzes im Volksleben und brachte

dann mit ihren Schülerinnen den Inhalt ihrer Rede zu wirkungsvoller Ansehung durch eine Reihe schöner Volkstänze. Die Darstellung begann mit einigen jener schlichten und anmutigen Kinderreigen („mach auf das Tor, mach auf das Tor“ — Wagenschieben — „mit den Händchen klapp . . .“), die leider heute fast völlig verschwunden sind, und stieg allmählich zu den Tanzspielen und Volkstänzen auf. Besonders anzuerkennen war, daß die prächtigen Tänze aus der Kiesewälder und Oberdieckschen Spinnstube vorgeführt wurden: der Fuhrmanns-, Trampel- und Würgewalzer, Samtmanchester, Kuckuckstanz, „Herr Schmidt“, Bescentanz u. a. Die Bedeutung des Volksliedes schilderte Prof. Dr. Olbrich. Er ging davon aus, daß das Volkslied infolge der neuzeitlichen Daseinsbedingungen trotz aller Wiederbelebungsversuche im Volks- und Schulleben nicht die Rolle spielle, die ihm gebühre und die es gewinnen müßte, soll unseres Volkes Innenleben nicht völlig verarmen. Berufen dazu aber seien gewiß die wander- und sangeslustigen Scharen Jungdeutschlands, besonders infolge der stärkeren Gemütstiefe und musikalischen Empfindungsvermögens der Mädchenbund. Unter steten Hinweisen auf die entsprechende Literatur zeigte der Redner dann, wie man das echte Volkslied von Nachahmungen unterscheiden und aus dem reichen Schatze unserer Volksliedersammlungen manch köstliches Gut gewinnen könne. Der lebendigen Erweckung des Volksliedes im gemeinschaftlichen Gesange galt der zweite Teil des Vortrages. Im engen Anschluß an das Vorbild des Volkes wurde die rechte Art, ein Volkslied zu singen, nachgewiesen. Der Vortragende bekämpfte hier vor allem die übliche Gebundenheit an Noten und Text, die angebliche Notwendigkeit eines Dirigenten und einer Begleitung, das gedankenlose Singen nur um des Singens willen und zeigte, wie das Volkslied, zur rechten Zeit, am rechten Orte gesungen, Innen- und Außenleben harmonisch einend, sein reinstes und höchstes Leben gewinnt. Mit einem Hinweis auf den ewig frischen Born des Volksgesanges als Quelle innerer deutscher Gesundung, neuer Lebensfreude und „Lebenskraft“ schloß der Vortragende. Die musikalischen Erläuterungen zu dem Vorgetragenen gab Herr Organist Lange mit dem Sängerinnenchor der Viktoriaschule. Die Gegenüberstellung echter Volkslieder und volksläufiger Lieder und Lieder im Volkstone, echter Volksweisen und späterer Vertonungen desselben Textes ließ so recht hervortreten, welche Schätze an Gemüt und Schönheit das Volk in seinen Liedern besitzt. — Der Vortragende und Herr Provinzialschulrat Jantzen wiesen auf die Bestrebungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hin und regten zur Mitarbeit an; zehn Mitglieder traten der Gesellschaft bei, auch die von dem Verbande herausgegebenen „Alten und neuen Lieder“ wurden stark begehrt.

Mit den Führerinnen dringt die Pflege des Heimischen hinaus zu Tausenden derer, die die Zukunft und Hoffnung unseres Volkes bilden. Möge es in ihnen die echte Liebe zur Heimat entzünden und sie vor all dem häßlichen und ungesunden Fremden bewahren, das vor dem Weltkriege unser deutsches Empfinden überwucherte und erstickte. — ch.

Am Freitag den 9. Februar 1917 hielt der Professor der Musikwissenschaft Dr. Max Schneider, einen Vortrag über „das Wesen volkstümlicher Musik.“

In der Volksliedforschung, dem gepflegtesten Gebiete des Studiums der Volksmusik, ist bisher dem Worte mehr Arbeit gegönnt worden als der Weise. Es mag mit daherkommen, daß die Musikforschung erst eine junge Wissenschaft ist; aber auch daher, daß wir kaum jemand haben, der zugleich Literaturhistoriker und Musiker ist. Was unter Volksmusik fällt, ist schwer zu bestimmen. Ganz abgesehen von der unnützen Definition dieses Begriffes, bei der so wenig herauskommt wie bei der viel umstrittenen Deutung des Wortes Volkslied — die Frage, wo deutsche Volksmusik oder volkstümliche Musik vorliegt, ist schwer zu beantworten. 1913 erging an die Stadtverwaltungen die von Kretzschmar, Graf Hochberg und Anderen unterzeichnete Bitte, festzustellen, ob sich musikalische Weisen aus alter Zeit erhalten hätten, für Sänger und Spielleute, kurz oder lang, Signale, Fanfaren, ganze Lieder usw. Aus nahezu 250 Orten kamen Beiträge, freilich recht ungleicher Art: am besten war Schlesien vertreten mit Liedern, Tänzen, Turmsignalen, Festfanfaren und ähnlichem. — Wodurch kennzeichnet sich nun die sogenannte Volksmusik? Im allgemeinen ist sie mehr einstimmig melodisch, kunstmäßige Harmonieverbindungen sind ihr fremd. Die Melodik besteht in leicht zu treffenden Tonschritten wie Terz, Quinte, Quart, Oktave, wie sie uns gewohnt sind in den Stimmen der Natur, ferner in den Volksausrufen, Signalrufen, beim Spielen, in den Ausrufen der Händler, der Nachtwächter usw.: die harmonische Konsonanz tritt in den Stützpunkten solcher Volksweisen stets hervor. Wo das Rhythmische das ja mit so mancher Tätigkeit des Volkes verbunden ist, zum Melodischen hinzutritt und zur Gliederung im Takt führt, beherrscht es alsbald das Melodische. Es führt zur Symmetrie.

Für alle volkstümliche Musik ist charakteristisch die Singbarkeit, wie denn auch das Instrument unwesentlich ist und das Volk allen Signalen usw. gern einen Text unterlegt. Die Volksweise ist selbstständig und selbstherrlich und ziemlich unabhängig vom Worte, und so werden viel öfter neue Worte auf alte Weisen gesungen als umgekehrt. Und so liegt das eigentliche Wesen des Volksliedes in der Musik, nicht im Gedicht.

All dieser Volksmusik steht nun die Kunstmusik mit ihrem bewußten Gestalten gegenüber. In älterer Zeit, z. B. im 16. Jahrh., galt nicht das Erfinden der Melodie als die eigentliche Kunst, sondern die Arbeit des Tonsetzers, des Symphonikers. Freilich hat die hohe Kunst stets zu ihrem Heile die Volksmusik als Quelle genutzt, und sie ist, wo sie dadurch allgemeinverständlich wirkt, volkstümlich im besten Sinne, und zwar nicht durch äußerliche künstliche Nachahmung volksmäßiger Lieder, sondern wie sie die einfache innige Eigenart der volksmäßigen Musik erfaßt und verwendet. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert hat das üppig quellende Volkslied die Kunstmusik bereichert. So wurden bekanntlich viele Volkslieder in die Musik der Kirche aufgenommen; und so manches, was uns kirchlich in der Tonart erscheint, hat nur die bis ins 17. Jahrhundert in aller Musik herrschende Tonart. Daß auch Verirrungen vorkommen und die Volkstümlichkeit mißbraucht wird, ist begreiflich: so wurden Melodien aus der Zauberflöte wie „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ auch auf das Kirchenlied übertragen, so finden wir heute bei der Heilsarmee die uns lächerlich anmutenden weltlichen Melodien vor u. a. m.

Im 18. Jahrhundert trat man mit neuen volkstümlichen Bestrebungen hervor: die Lieder müssen eingänglich sein, sie müssen (so sagt Joh. Abr. Peter Schulz)

den Schein des Bekannten“ haben. Das wurde die Formel, und sie läßt sich auch auf die Instrumentalmusik ausdehnen. Einfachheit der Melodik, in der Resonanz ruhende Harmonik, klare symmetrische Gliederung des rhythmischen Aufbaus — durch alles dies sind unsere Militärmärsche volkstümlich, sind die Symphonien von Haydn und Mozart es mehr als die Beethovens, ist Schubert und in vielen seiner Werke Wagner dem Volke so lieb. Hieraus erwachsen nun volkserzieherische Aufgaben für die Forschung. Sie müßte sich der musikalischen Weise mehr als bisher annehmen. Diese wurde vielfach nur von Ohr zu Ohr übermittelt, und die schriftliche Aufzeichnung bleibt Geheimnis der Zünfte, der Stände und der ihre eigene Hausmusik pflegenden Höfe. Aber auch praktische Aufgaben ergeben sich: man wird den Geschmack des Volkes heben können, indem man seine musikalische Vergangenheit kennen lernt und die Ergebnisse verwertet. Dann wird auch die Musik deutsch bleiben, und das bedeutet im Lande Bachs, Beethovens und Wagners gewiß keinen Rückschritt. Die ausländischen, namentlich englisch-amerikanischen Flachheiten der Operette, die nicht Menschen, sondern Fratzen und Weichlinge auf die Bühne stellt, haben genug Unheil gewirkt. Hoffen wir, daß die Zeit nach dem Kriege Besserung bringt. Mit dem kriegerischen Soldatenliede haben wir ja gute Erfahrungen gemacht. Die Musik muß mit dem Scheine des Bekannten dem Volke entgegenkommen, mit Einfachheit und Charakter und liedhafter Melodik; dann wird sie auch dem Volke Führer sein können.

Am Freitag den 12. Januar 1917 fand im Hörsaal I der Universität die Hauptversammlung statt. Zunächst gab der Vorsitzende, Universitätsprofessor Dr. Siebs einen Überblick über die Tätigkeit der Gesellschaft im verflossenen Jahre. Die Vorträge, auch Gästen zugängig, haben regelmäßig stattgefunden: die „Mitteilungen“ sind im üblichen Umfange erschienen. In der wissenschaftlichen Reihe „Wort und Brauch“ ist ein weiterer Band herausgegeben worden: eine dankenswerte „Geschichte der schlesischen Volksliedsforschung“ von Dr. Günther, in der die bisher unbekannten schlesischen Volkslieder mit ihren Weisen gedruckt sind. Eine schon längst als notwendig empfundene „Geschichte der mundartlichen Dichtung Schlesiens“ von Holtei bis auf die Gegenwart ist im Druck und wird in kürzester Frist im Verlage von M. und H. Marcus erscheinen. Die Sammlungen der Gesellschaft schreiten gut voran. Wünschenswert freilich wäre, daß jetzt auf dem Gebiete des Soldatenliedes, des Kriegsaberglaubens (z. B. Vorzeichen, Zauber- und Abwehrmittel, Prophezeiung usw.) und der SoldatenSprache reichlich gesammelt und an den Vorsitzenden der Gesellschaft eingesandt würden. Manche müßige Stunde im Felde oder in den Lazaretten könnte zu solcher wertvollen volkskundlichen Arbeit genutzt werden.

Darauf legte der Schriftführer, Professor Dr. Hippe, im Namen des abwesenden Schatzmeisters Dr. von Eichborn Rechnung, und auf Antrag der Rechnungsprüfer Geh. Reg.-Rat Dr. Appel und Prof. Dr. Hilka wurde Entlastung erteilt. Als Vorstand wurden wiedergewählt die Herren Dr. Dr. Siebs, Hillebrandt, Hippe, Seger, von Eichborn, Körber, Feit, Schrader, Kühnau, Olbrich, Klapper und Jantzen.

Sodann hielt der ordentliche Professor der englischen Sprache und

Literatur, Dr. Levin S. Schücking, einen Vortrag über „Shakespeare als Volksdramatiker“. Dabei ging er von der Frage aus, inwieweit Shakespeares Werke die Chronik seiner Lebenserfahrungen darstellen, und faßte zur Beantwortung namentlich die Periode seiner großen Tragödien ins Auge, die sich deutlich als eine Zeit der seelischen Erschütterungen, des Wandels seines Weltbildes, der Stimmungsgedrücktheit und von Anflügen der Verbitterung kennzeichnet. Innere und äußere Gründe für diese Erscheinung wurden durchgegangen. Die Frage, ob die Sonette autobiographischen Aufschluß gewähren könnten, ob das Schicksal des Essex als eines Gönners des Dichters in Betracht komme oder Gründe der inneren Entwicklung maßgebend seien, wurden kürzer, länger dagegen die Frage behandelt, inwiefern Shakespeares Stellung in seiner Zeit von Bedeutung für sein Seelenleben sein mußte. Nach Behandlung der pekuniären und sozialen Seite dieser Stellung kam der Vortragende zu dem eigentlichen Kernpunkt seiner Darlegungen, der künstlerischen Stellung Shakespeares. Eine Schilderung des elisabethanischen Theaterlebens zeigte die soziale Stellung des Theaters sowie die Zusammensetzung der Zuschauerschaft auf, soweit die zeitgenössische Literatur ihre auffallendsten Züge widerspiegelt. Daran knüpfte sich die Behandlung der Frage nach den eigentlichen Trägern der Shakespearischen Kunst, die als eine verhältnismäßig dünne Schicht festgestellt wurde. Es wurde dann erwogen, wie Shakespeares Abhängigkeit von seinem Publikum auf seine Kunst eingewirkt haben muß, und an dem Beispiel der Kleopatra-Figur wurde gezeigt, wie Shakespeare den Anschauungen eines großenteils seelisch grobschlächtigen Publikums auch künstlerische Opfer bringt. Bei dieser Abhängigkeit vom Publikum sind die soziologischen Veränderungen die sich in dieser Zeit in ihm vollziehen, von der größten Wichtigkeit für die Kunst. Als solche Veränderungen kommen die beiden Strömungen des Puritanismus für das Bürgertum und der Aristokratisierung für den Adel am meisten in Frage. Hand in Hand mit dem letzteren geht in der Kunst die Hinneigung zum Neoklassizismus. Dessen Forderungen beschrieb der Vortragende eingehend: sie sind der Shakespeareschen Dramatik, die durchaus volkstümlich ist und großenteils volkskundliche Quellen benutzt, ganz entgegengesetzt. Und daß so der Dichter unmodern wurde, stellte der Vortragende zum Schlusse als eine der wahrscheinlichsten Ursachen für Shakespeares seelische Verdüsterung in dem gedachten Zeitraum hin. — So wurde bedeutsam und mit tiefer Erkenntnis die Wirkung Shakespeares auf sein Publikum, das gegenseitige Verhältnis von Dichter und Volk behandelt.

Am Freitag den 8. November 1917 hielt Pastor Lic. Dr. Erich Bunzel aus Schreibendorf (Kreis Strehlen) einen Vortrag über „Kriegsaberglauben“, am Freitag den 14. Dezember sprach Professor Dr. Karl Olbrich über „Waffensegen und Amulette bei den deutschen und russischen Soldaten.“ Diese Vorträge werden in den „Mitteilungen“ erscheinen.

Die hübschen kleinen Volksliederhefte „Alte und neue Lieder“ mit Weisen und Bildern (von Ludw. Richter, Kalkreuth, Slevogt, Ubbelohde) sind bei dem äußerst billigen Preise für unsere Mitglieder (25 Pfg. das Stück) sehr

begehrte. Anmeldungen seitens der Mitglieder sind an Professor Dr. Hippe (Stadtbibliothek) zu richten.

Am 16. Juni 1917 starb in Steglitz Professor Dr. Paul Regell; er war ein trefflicher Kenner des Riesengebirges und hat uns manche Aufsätze zur Rübezahlssage geliefert.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten:

in Breslau: Univ.-Prof. Dr. L. Schücking, Kandidat d. höh. Lehramts Dr. J. Giernoth, Dr. phil. G. Schoppe, Oberlyceistin Gertrud Lerche, Kandidatin d. höh. Lehramts Ilse Schiff, Kandidatin d. höh. Lehramts Eva Cramer, Kandidatin d. höh. Lehramts Adelheid Cramer, Oberlehrerin Elise Anders, Lehrerin Elisabeth Winter, Lehrerin Elisabeth Hermes, Kandidatin d. höh. Lehramts Dr. phil. Elisabeth Benedict, Lehrerin Lotte Finger, Lehrerin Gertrud Keller, Oberlehrer O. Kretschmer, Frau Marie Kretschmer geb. Schumann, Kandidatin d. höh. Lehramts Dr. phil Gertrud Brüning, Zeichenlehrerin Ilse Weber, Kandidatin d. höh. Lehramts Johanna Räthling, Handelsschul-Leiterin Elsa Drechsler, Professor Dr. Ing. Hilpert, Pastor lic. theol. Konrad Müller,

von auswärts: das Kaiser Franz-Josef-Museum in Troppau, Österr.-Schles.

Alle diejenigen, denen es gegeben ist, in jetziger Zeit für die Aufzeichnung von **Soldaten-** und Kriegsliedern zu wirken, bitten wir, der Bestrebungen unserer Gesellschaft zu gedenken. Wort und Weise in allen ihren Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Manche unserer Krieger werden in den Lazaretten und auch sonst Muße, Gelegenheit und Lust zu solchen Aufzeichnungen finden. Auch bemerkenswerte Erlebnisse und Erfahrungen in Freundes- und Feindesland bergen manche volkskundlich wertvollen Dinge; und für Sammlung und Mitteilung solcher Erinnerungen, mögen sie Sitte und Brauch, Volkslied oder Mundart betreffen, wissen wir Dank.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13^{II} oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstrasse 48.

Schluß der Schriftleitung: 14. Dezember 1917.

A. Favorke, Breslau II



Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, in Breslau.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferungen zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn**, Bankier, Breslau, Blücherplatz 13^{II} oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe**, Breslau, Brandenburgerstrasse 48.

Der Jahresbeitrag beträgt für Einwohner von Breslau und für auswärtige Mitglieder **mindestens 3 Mk.** Jedes Mitglied der Gesellschaft hat das Recht, an den Sitzungen, in denen Vorträge gehalten werden, teilzunehmen, und erhält die laufende Zeitschrift „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ **unentgeltlich**.

Für Sammlung und Einsendung aller volkskundlich wertvollen Dinge ist die Gesellschaft dankbar, mögen sie Sitte und Brauch, Mundart oder Volkslied betreffen.

Deutsche **Soldatenlieder** und **Volkslieder** vor allem gilt es jetzt aufzuzeichnen, und zwar in Wort und Weise. Alle Besonderheiten und Abweichungen sind für die Volksliedforschung wichtig. Welche Lieder oder welche besonderen Fassungen in Wort und Weise sind gewissen Truppenteilen oder gewissen Gegenden eigen? Welche neuen Lieder oder welche neuen Strophen und Änderungen sind aufgekommen? Und weiß man etwas von den Dichtern? Für die Beantwortung aller einschlägigen Fragen an den Vorsitzenden ist die Gesellschaft dankbar.

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren:

Vorsitzender: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstrasse 53^{II}.

Stellvertreter: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau.

Schriftführer: Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe, Brandenburgerstrasse 48.

Stellvertreter: Direktor am Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altert. Prof. Dr. Hans Seger, Privatdozent, Viktoriastr. 117/9.

Schatzmeister: Dr. Kurt von Eichborn, Bankier, Blücherplatz 13^{II}. Oberlehrer Professor Dr. Willibald Körber, Palmstrasse 10.

Kgl. Gymnasialdirektor Geheimer Studienrat Professor Dr. Paul Feit, Matthiasstrasse 117.

Oberlehrer Professor Dr. Karl Olbrich, Martinistrasse 6.

Oberlehrer Dr. Josef Klapper, Monhauptstrasse 7.

Oberlehrer Professor Dr. Richard Kühnau, Kaiserstrasse 76.

Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Otto Schrader, Kurfürstenstrasse 37.

Provinzialschulrat Dr. Hermann Jantzen, Güntherstrasse 5.

Die Gesellschaft hat bisher folgende Schriften veröffentlicht:

I. **Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.** Band I (Heft I/II) 1894/6 vergriffen, Band II—V (1896—1903) je 5 M. Band VI bis XIX (1904—1916) je 4 M.

Festschrift zur Jahrhundertfeier der Königlichen Universität zu Breslau. Unter Mitwirkung von Conrad Cichorius, Felix Dahn, Ernst v. Dobschütz usw., hgg. von Theodor Siebs. (= Band XIII u. XIV) 1911. 716 Seiten. Preis 12 (9) M.

Zusammen kosten
I—XII 48 M., I—
28 M., I—VI 24 M.
Nummern pro St. 50
nur geringe Vorrat

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D 7438/XIX

Der Ladenpreis

2. Beihefte zu d

- I. Pautsch, G
walde. I.
- II. Goessgen,

3. Scholz, Oskar,

Alle vorgenannten Schriften sind durch den Schriftführer der Gesellschaft, Professor Dr. M. Hippé, Breslau, Brandenburgerstr. 48, zu beziehen.

4. Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schles. Gesellsch. f. Volksk. Leipzig, B. G. Teubner.

Band I. Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Von **Friedrich Vogt**. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus 1901.

(Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)

Eine kleine Ausgabe des Textes ist 1914 erschienen (M. 1.—)

Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien.

Von **Paul Drechsler**. I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1903. für Mitgl. 3,90 M., geb. 4,50 M.

II. Teil. Mit Buchschmuck von Ellen Siebs. 1905. Für Mitgl. 3,90 M., geb. 4,50 M.

Band III, IV, V und VI. Schlesische Sagen. Von **R. Kühnau**.

I. Teil. Spuk- und Gespenstersagen. XXXVIII, 618 Seiten. 1910. Für Mitgl. geb. M. 6,75.

II. Teil. Elben-, Dämonen- und Teufelsagen. XXXII, 745 S. 1911. Für Mitgl. geb. M. 8,25.

III. Teil. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. XLVIII, 778 Seiten. 1913. Für Mitgl. geb. M. 9,75.

IV. Teil. Sachregister zum Gesamtwerk. VI, 224 Seiten. 1913. Für Mitgl. geb. M. 4,50.

Diese Bände erhalten die Mitglieder zum Vorzugspreise auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Im Verlage von **M. & H. Marcus** in **Breslau** sind in zwanglosen Heften erschienen

Wort und Brauch

Volkskundliche Arbeiten

Namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von

Prof. Dr. Theodor Siebs und **Prof. Dr. Max Hippé**

ord. Professor a. d. Universität Breslau. Direktor der Stadtbibliothek in Breslau.

1. **Reichert, Dr. Hermann**, Studien zur Geschichte der deutschen Familiennamen. Die Breslauer Personennamen des 13. und 14. Jahrh. 1908. M. 6,40
2. **Jäschke, Dr. Erich**, Romanisches Fremdwörterbuch der schles. Mundart. 1908 M. 5,60
3. **von Unwerth, Dr. Wolf**, Die schlesischen Mundarten, grammatisch und geographisch dargestellt. 1908. M. 3,60.
4. **Bohn, Prof. Dr. Emil**, Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Mit Notenbeilagen. 1908. M. 2,40.
5. **de Wyl, Dr. Karl**, Rübezahlforschungen. 1909. M. 5,60.
6. **Jürgensen, Dr. Wilhelm**, Die Martinslieder. 1910. M. 5,60.
7. **Gusinde, Konrad**, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien (Schönwald bei Gleiwitz). 1911. M. 8,—.
8. **Kondziella, Dr. Franz**, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. 1912. M. 7,20.
9. **Schönborn, Dr. Th.**, Das Prinomen in der schles. Mundart. 1912. M. 3,60.
10. **Gusinde, Konrad**, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im poln. Oberschlesien. Mit Abbildgn. 1912. M. 2,—.
11. **Hanke, Dr. Lothar**, Die Wortstellung im Schlesischen. 1913. M. 4,—.
12. **Klapper, Josef**, Erzählungen des Mittelalters. 1914. M. 14,—.
13. **Günther, Fritz**, Geschichte der schlesischen Volksliedforschung. 1916. M. 8,—.
14. **Wagner, Kurt**, Schlesiens mundartliche Dichtung seit Holtei. M. 3,—.